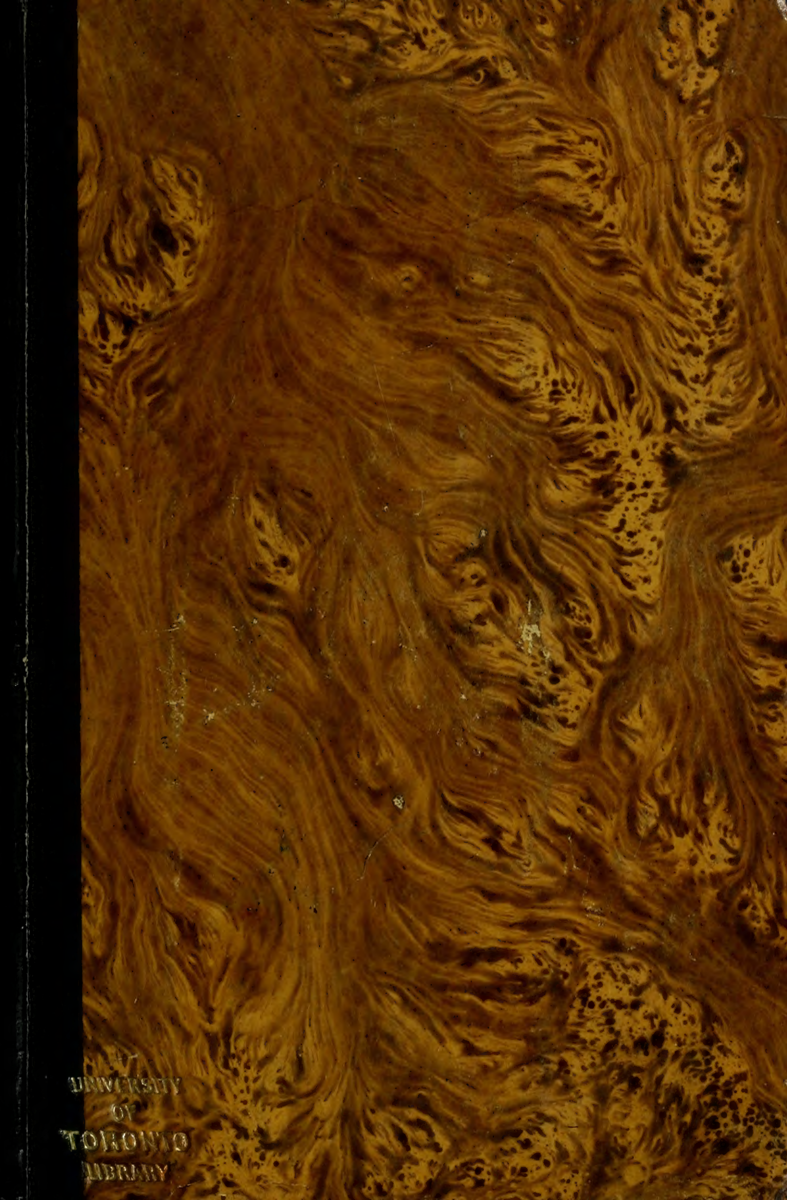
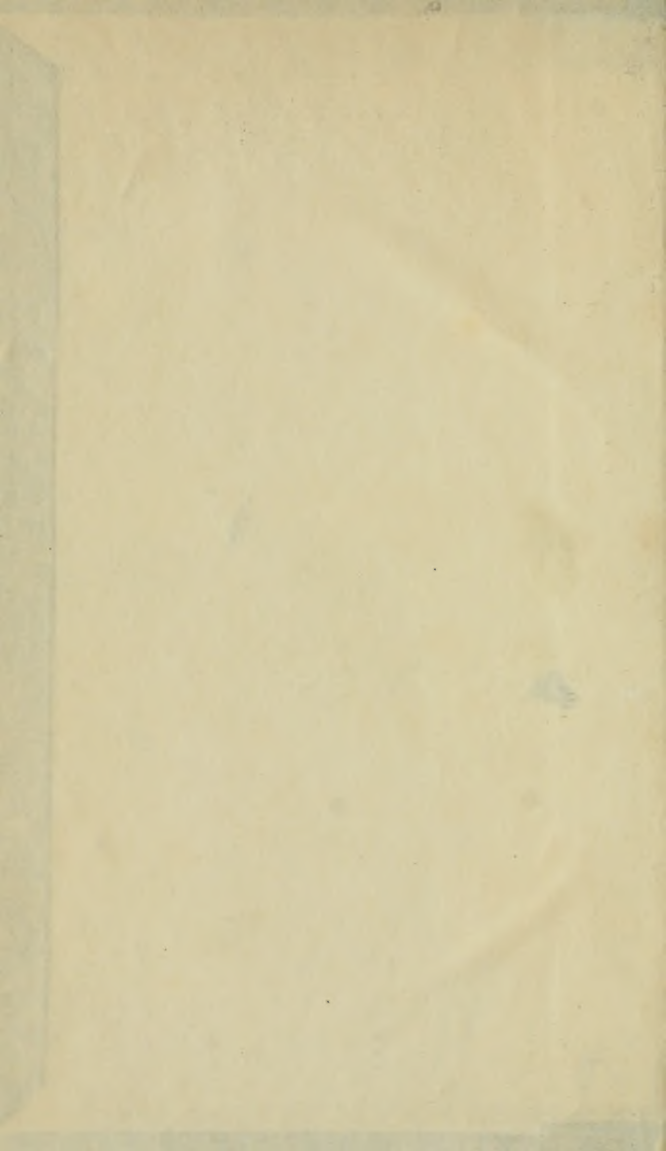
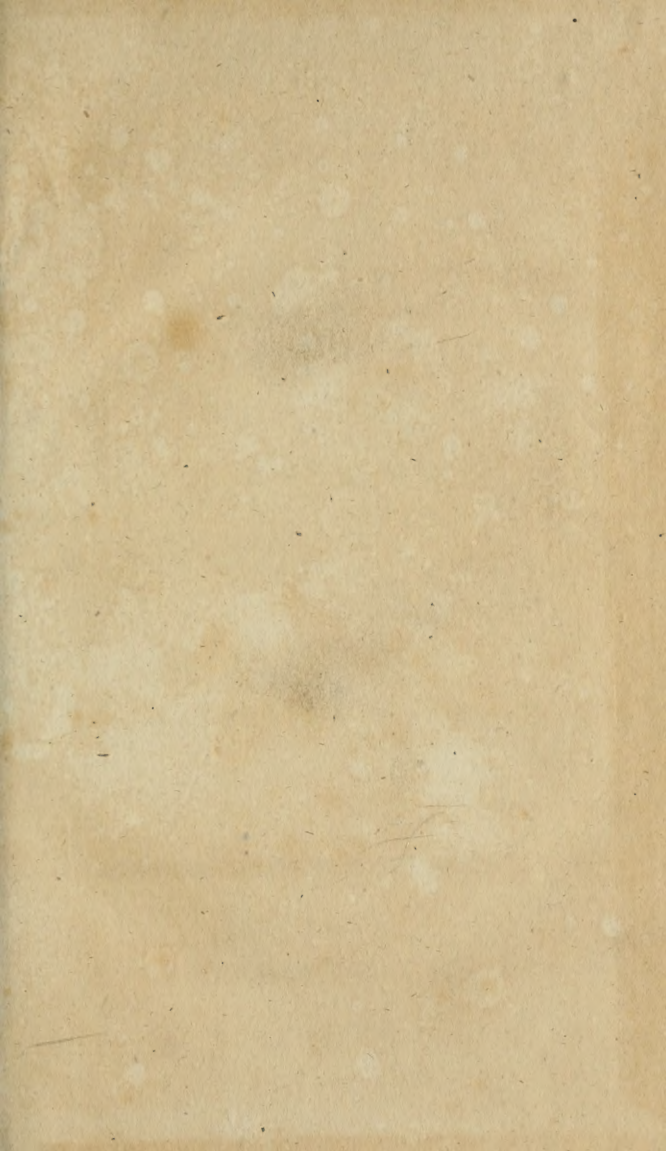
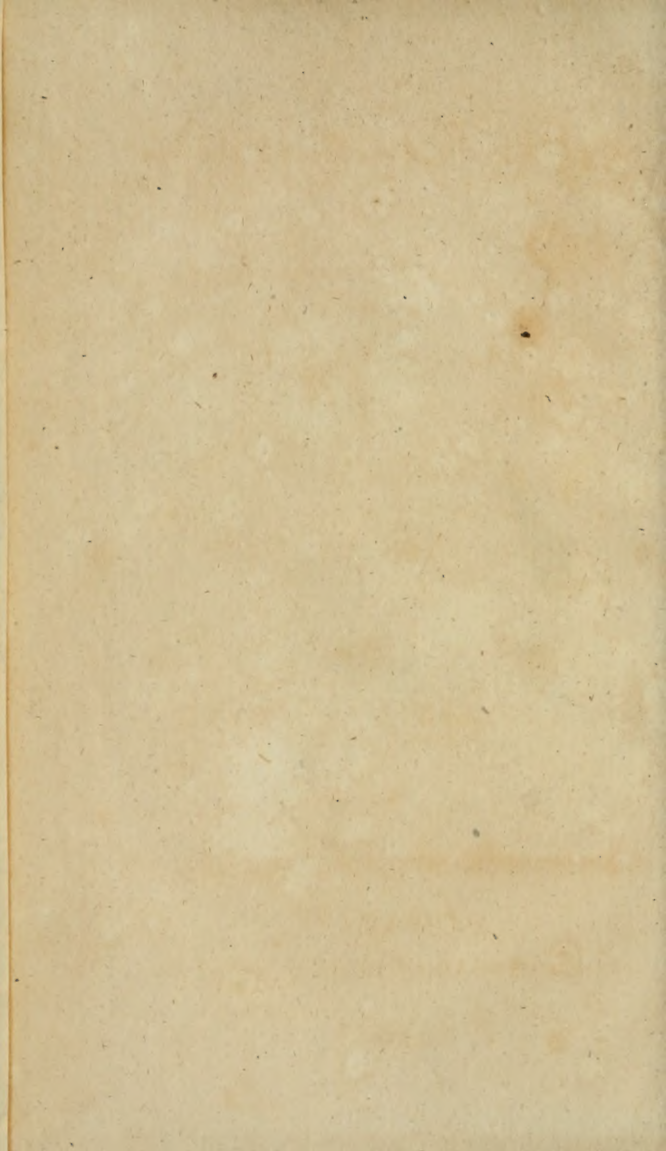

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY







Vermischte Schriften

von

Friedrich Jacobs.

Sechster Theil.

Zerstreute Blätter.

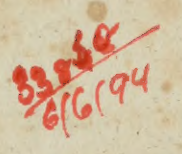
Leipzig,
in der Dyk'schen Buchhandlung.

1837.

Zerstreute Blätter.

Von

Friedrich Jacobs.



Leipzig,
in der Dyk'schen Buchhandlung.

1837.

Seinen hochverehrten Freunden

dem

S. Coburg-Gothaischen Geheimen-Conferenzrathe
und Ober-Consistorial-Director

Herrn

Carl Adolf von Hoff,

Ritter des Großherzogl. Weimarischen Falken- und des Ernestinischen Hausordens, der wissenschaftlichen und Kunstsammlungen auf Friedenstein Director ꝛc.

und

dem Königlich Bairischen Geheimenrathe

Herrn

Carl Ehrenbert Freiherrn v. Moll,

des bairischen Civil-Verdienst-Ordens Ritter,
vieler gelehrten Gesellschaften Mitgliede ꝛc.

widmet

diese Sammlung zerstreuter Blätter

zum Zeichen inniger Hochachtung und Freundschaft

der Verfasser.



Zuschrift

an den

Herrn Geheimen Conferenzrath v. Hoff.

Ein Jahr ist heute verflossen, als Sie, mein innig verehrter Freund, in Verbindung mit einigen Gleichgesinnten mir die Ehre erzeigten, eine höchst sinnvolle Vorfeier des Tages zu veranstalten, an dem ich vor funfzig Jahren als Lehrer des Gymnasiums in den Dienst unsers gemeinsamen Vaterlandes getreten war. In dem zu diesem Zwecke versammelten Kreise von Freunden, aus welchem seitdem der von uns Allen tief betrauerte Adolf Stieler abgerufen worden ist, waren Sie der Einzige, welcher Zeuge meines Eintrittes in das Lehramt gewesen war, und der Einzige, bei dem ich früher, während einer Krankheit Ihres damaligen Lehrers, einen Versuch des Unterrichtens gemacht hatte. Seit jener Zeit, wo mich der Zufall Ihrem verehrten Hause be-

kannt machte, habe ich von allen Gliedern Ihrer Familie, am meisten von Ihnen selbst, die zahlreichsten Beweise der Freundschaft und des Wohlwollens erhalten, die sich, seitdem die Gnade des Herzogs mich in der Direction der Sammlungen des Friedensteins an Ihre Seite gestellt hat, so vervielfältigt haben, daß fast jeder Tag die alte Schuld durch neue Beweise der freundschaftlichsten Gesinnungen vermehrt hat. Wie freudig ich dieses erkenne, ist keinem unserer nähern Freunde unbekannt; da ich aber wünsche, daß es auch die entfernteren wissen, so habe ich diese Gelegenheit ergriffen, das Gefühl meiner Achtung und Dankbarkeit öffentlich auszusprechen.

Nicht ohne tiefe Bewegung durchlaufe ich im Geiste die lange Reihe der Jahre, die seit unsrer ersten Bekanntschaft bis zu dem heutigen Tage verflossen sind, indem mir das Bild derer, die mir Gutes erzeigt, der Lehrer, die meine Jugend geleitet, der Freunde, welche gute und schlimme, heitre und trübe Tage mit mir durchlebt haben, aus der Ferne der Vergangenheit vor die Seele tritt. Einige dieser Lehrer und Freunde sind auch die Ihrigen gewesen, und ich kann nicht zweifeln, ja ich weiß, daß die Erinnerung an diese verehr=

ten und geliebten Schatten in Ihrem Herzen dieselben Saiten des Gefühls, wie in dem meinigen anregt. Sie haben den unvergeßlichen Stroth gekannt, dessen geistreiches freundliches Auge, wie das Aug' eines Lebenden, aus tiefer Brust zu mir aufschaut [1]; Heynen, den viel verkannten, der nur kurze Zeit mein Lehrer, dann aber, bis an seinen Tod, ohne Unterbrechung, ein wohlgesinnter Freund und treuer Förderer meiner Arbeiten gewesen ist [2]; den trefflichen, auch unter körperlichen Leiden immer heitern Schütz [3]; Gottern endlich, Ihren Oheim, der mir und dem Freunde meiner Jugend, Georg Schatz [4], seine Gunst frühzeitig zugewendet hatte, und durch seinen erheiternden Umgang auf meine gesellschaftlichen Verhältnisse und meine Bildung einen wirksamen Einfluß gehabt hat. In jener Zeit tiefen Friedens, wo eine bedeutende Schrift eine Begebenheit war, entging keine ausgezeichnete Erscheinung auf dem Gebiete der Dichtkunst seiner Aufmerksamkeit, und wie jede für ihn ein Fest war, so wurde sie es auch für seine Freunde durch ihn. Von ihm vorgelesen mochte auch wohl das minder Bedeutende Reiz gewinnen; das wahrhaft Schöne aber trat durch den seelen=

vollen Ausdruck des tieffühlenden Vorlesers, durch die vollendete Kunst seiner Declamation und die Kraft seines geschmeidigen und geübten Organ's in voller Herrlichkeit vor. Nie werd' ich des heitern Morgens vergessen, wo wir in einer Laube des Studnitzischen Gartens die lang ersehnte Iphigenie in Tauris von ihm lesen hörten, und in dem unvergleichlichen Werke die gemüthvollen Töne eines verjüngten und veredelten Euripides zu vernehmen glaubten; oder der Abende, wo uns Egmont, die Mitschuldigen und so manches andre Werk des unsterblichen Dichters erfreute. Auch Sie, mein vortrefflicher Freund, erinnern sich solcher Abende, wo auch Frauen an dem edeln Genusse Theil nahmen, und ihn durch ihre Theilnahme erhöhten. Diese Frauen sind nicht mehr; kaum daß noch Eine unter uns lebt, die das Andenken jener genußreichen Stunden, und ihr freundliches Bild bewahrt, das mir oft in den Träumen meiner Tage und Nächte vor die Seele tritt. Da erscheint mir vor allen die edle Gestalt Ihrer hochgebildeten und doch so bescheidnen Schwester, die unter dem Namen Amöne die Erstlinge meiner lallenden Muse anzunehmen würdigte; neben ihr Amalie Reichard, die, wo sie

in ihrer heitern Anmuth erschien, Augen und Herzen an sich zog; und mit diesen noch manche andre, jeder Achtung werthe Freundin, die ich nicht nenne, um nicht vernarbte Wunden wieder aufzureißen, oder die noch blutenden schmerzhaft zu erweitern.

Der befreundete Kreis, dem ich in jener ersten Epoche meiner Jugend angehörte, erfuhr schon früh mehr als eine, zum Theil schmerzliche Verminderung. Stroth starb während der schönsten Entwickelung seiner Kraft; Manso wurde in einen höhern und weitern Wirkungskreis fern von uns versetzt 5); wenige Jahre nachher starb auch Schatz in der Blüthe der Jugend; ihm folgte Gotter nach kurzer Frist. So war der Kreis zerrüttet, in welchem ich, der jüngste von Allen, zum innigern Bewußtseyn meiner selbst erweckt worden war.

Ich hatte mich in dieser Zeit verheirathet, und an die alten Freunde, so viele mir deren noch übrig waren, schlossen sich neue an. Von Amtsgenossen mehr als Einer. Zu diesen war früher schon Kries getreten, der uns allen bald ein lieber Freund wurde. Mit Schlichtegroll war ich von Kindheit an vertraut, und das alte Band wurde durch Gemeinschaft

der Aemter, zuerst am Gymnasium, später bei der Bibliothek, noch fester geknüpft. Sein Haus war durch die ausgebreiteten Verbindungen, in denen er stand, und durch die Mitwirkung seiner sehr unterrichteten und geistreichen Frau ein Sammelplatz heitrer Geselligkeit für Einheimische und Fremde; mit ihm stand das Haus des trefflichen Becker, und der vielseitig gebildeten Männer, Geißler und Lenz, in der engsten Verbindung. In allen diesen Familien, denen auch die Ettingerische zuzuzählen ist, fanden auswärtige Gelehrte und Künstler die freundlichste Aufnahme und mannichfaltige Unterhaltung. Die Verhältnisse, in denen ich zu jeder von ihnen stand, ließen nichts zu wünschen übrig. Wir bildeten gleichsam nur Eine Familie.

Es ist nicht meine Absicht, die Geschichte aller Zustände meines Lebens in ihren mannichfaltigen Phasen vor Ihren Augen aufzurollen; nur Erinnerung an einzelne seiner Erscheinungen sollen diese Zeilen seyn; Grabschriften gleichsam der Wohlthäter und Freunde, deren heilige Gräber sich an dem von mir durchlaufnen Wege erheben. Um jene Zeit beschloß Ernst der Zweite sein edles Leben, und vererbte die freundlichen Gesinnungen, die

er mir, vorzüglich in den letzten Jahren desselben, bewiesen hatte, auf seinen Nachfolger, der nun auch, und wie lange schon! unter dem Schatten der Todteninsel neben dem bescheidnen Grabe seines Vaters ruht. Was mich wenige Jahre nachher, während denen mir der Tod eine theure Verwandte und Freundin, die auch die Ihrige war, entriß, aus meiner Vaterstadt entfernte, was mich bewog, in einem mir fremden Lande eine neue Laufbahn zu beginnen, ist Ihnen nicht unbekannt. Ich ließ Vieles zurück, was mir theuer war, einen bejahrten Vater, einen geliebten Bruder und zahlreiche Freunde; aber die schwankenden Zustände der Zeit, die Aussicht einer günstigen Zukunft in dem Süden von Deutschland und Mehreres in meinen eignen Verhältnissen nöthigte mich fast, Alles zu vergessen, und die mir von dorther gemachten Erbietungen anzunehmen. Die Hoffnung, in Baiern einen festern Boden zu gewinnen, wurde getäuscht. Nur allzubald erhob sich in der Mitte des Vereins, der dem friedlichen Anbau der Wissenschaften gewidmet war, ein widerwärtiger Kampf, in den ich, wie fremd mir auch seine Veranlassungen persönlich waren, durch Verbindungen der Freundschaft

verflochten wurde; und dieser Kampf erhielt durch den Krieg, der zu derselben Zeit im Süden entbrannte, eine Wichtigkeit für uns, die ihm ursprünglich gänzlich mangelte. Und als, nach wiederhergestelltem Frieden der Völker, die innere, durch die Geschicklichkeit der Gegner weit verbreitete Aufregung und die Zerwürfniß der Parteien fortdauerte, und mir dadurch die Hoffnung entschwand, in der Stellung, in die ich gerathen war, den wohlthätigen Absichten der erleuchteten Regierung, welche die aufgeregten Gemüther zu beruhigen nicht vermochte, ferner Genüge zu thun, kehrte ich, folgsam dem Rufe August Emils, dessen Gesinnungen gegen mich unverändert geblieben waren, ärmer als zuvor, aber an Erfahrung bereichert, in die alte Heimath zurück.

Auch in der sturmbewegten Zeit, die meiner Rückkehr vorausging, leuchtete mir das wohlthätige Gestirn der Freundschaft, und mehr als eine Gestalt erhebt sich vor mir, auf der ich mit Liebe verweilen darf. Vor allen Friedrich Heinrich Jacobi's edles Bild, des Mannes von reichem Gemüthe und reinem Herzen, wie wenige andre [6]); zunächst Sömmerring und We-

stenrieder, beide in ihrem Wesen und ihrer wissenschaftlichen Richtung nicht wenig verschieden, in Tüchtigkeit aber, edeln Willen und Biederkeit von gleichem Gehalte; das Bild des geistreichen, immer lebendig aufgeregten Feuerbachs; Schlichtegroll's endlich, der vor mir nach Baiern gezogen war, und an gebrochnem Herzen dort gestorben ist. Und was könnte mich abhalten, neben diesen Würdigen, die nun schon längst einer andern Welt angehören, mit der dankbarsten Erinnerung auch den zu nennen, den sein schönes Gemüth noch mehr als seine Krone schmückte, Maximilian Joseph, den Vielgeliebten, dessen heiliges Andenken noch jetzt bei dem Volke, dessen Wohlthäter er war, so wie in dem Herzen aller lebt, die ihm jemals genaht haben? Zu jeder Zeit ist er mir ein huldreicher König gewesen; und wie er mich, als ich seinen Dienst verließ, mit den Worten verabschiedete, daß, wenn ich je zu ihm zurückkehren wollte, seine Arme mir offen stehen würden: so hat er mich jedesmal, wenn ich ihm, bei wiederholten Besuchen in München, auf seinen Befehl meine Ehrfurcht bezeigte, und noch wenige Monate vor seinem Abscheiden, nicht mit der Huld eines Königs, son-

dern mit der Freundlichkeit und Liebe eines Vaters aufgenommen.

Noch mehr als ein verehrter und theurer Name drängt sich mir zu; aber ich will blos von den Todten sprechen; die Lebenden sind meines dankbaren Andenkens gewiß. Möge die Vorsehung die Zahl meiner Tage nicht um so viel vermehren, daß ich den kleinen Kreis der Theuern, die mir übrig sind, noch mehr vermindert sähe; möge Ihnen insbesondre, mein hochverehrter Freund, noch viele Jahre hindurch die lebendige Kraft erhalten bleiben, die Sie eben sowohl in den mannichfaltigen segenreichen Geschäften Ihres Amtes, als in den gelehrten und scharfsinnigen Forschungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften entwickeln; und möge ich, bis zu dem Ziele hin, das mich mit den abgeschiednen Freunden, mit der geliebten Mutter meiner Kinder, und mit der mir vorlängst entrißnen theuern Gefährtin meines Alters, die auch Ihnen eine geachtete Freundin war, vereinigen wird, so wie bisher, durch Ihr Wohlwollen und Ihre Freundschaft beglückt werden!

Gotha, den 19. August 1836.

Zuschrift

an den Freiherrn von Moll.

Von dem mir zunächst stehenden Freunde wende ich mich zu dem entfernteren, zu Ihnen, Verehrtester, dessen Wohlwollen gewonnen zu haben, ich zu den glücklichen Ereignissen meines Aufenthaltes in München rechne. Als ich nach Baiern kam, wo Sie seit einigen Jahren in dem Schooße der Akademie der Wissenschaften wirksam waren, freute ich mich der Verbindung mit einem Manne, dessen Namen ich längst schon mit vorzüglicher Achtung zu nennen gewohnt war; und diese Verbindung konnte nicht lange dauern, ohne daß mir kund wurde, wie dieser Mann, der einem benachbarten Lande in einer stürmischen und bedrohten Zeit ein wohlthätiger Schutzgeist gewesen war, mit der umfassendesten Kenntniß der Natur eine seltene Geschäftskunde und die edelsten Gesinnungen vereinigte.

Frühzeitig brachten die Geschäfte der Akademie Sie mit Schlichtegroll in die engste Berührung, und die alte Freundschaft, durch die ich mit diesem verbunden war, kam mir bei Ihnen zu Statten. Durch ihn wurde ich Ihnen näher bekannt; von ihm wurde ich in Fürstenfeldbruck, wo Sie damals Ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten, eingeführt; ihm verdanke ich das Wohlwollen, das Sie mir nicht nur während meines Aufenthaltes in München, sondern auch nach meiner Entfernung bewiesen, und vor kurzem noch durch die ehrenvolle Zueignung eines Bandes Ihrer reichhaltigen Mittheilungen dem weitern Kreise Ihrer Verehrer und Freunde kund gegeben haben. Welche Freude mir dieses Zeichen Ihres Andenkens verursacht, wie es jede Erinnerung an unser kurzes, oft unterbrochnes Zusammenseyn in mir aufgeregt hat, dieß haben Ihnen meine Briefe gesagt, und gern wiederhole ich Ihnen hier den Dank für die mannichfaltigen, wenn gleich oft schmerzlichen Gefühle, die in mir durch diese Mittheilungen erregt worden sind. Dem Schmerzlichsten indeß, woran sie, vornemlich in Beziehung auf unsern gemeinschaftlichen Freund, erinnern, hat die Zeit einen

Theil seiner Bitterkeit genommen, und ist es nicht auf der andern Seite tröstlich, daß Freunde im Ungewitter sich näher rücken, und Wohlgesinnte zu ihnen treten, um Beistand zu leisten? In jener trüben Zeit, in welcher Beschuldigungen der gefährlichsten Art, an die ihre Urheber selbst nicht glaubten, auf meine Freunde gehäuft wurden, standen Sie mit wenigen andern auf unsrer Seite, und belebten unsern sinkenden Muth durch ihre Theilnahme und weise Berathung. Diese Zeit ist spurlos vorüber gegangen; die Anklagen sind verstummt, und die Meisten von denen, auf die sie gerichtet waren, schlummern schon längst den Schlaf der Gerechten; ich aber, einer der Uebriggebliebenen, preise mich glücklich, Ihnen hier öffentlich für alles Gute zu danken, das Sie meinem ältesten Freunde, der aber aus einem sprödern Stoffe hätte gebildet seyn müssen, um den Bedrängnissen seiner Stellung nicht unterzuliegen, durch Ihren Beistand, und durch das Vertrauen, das ihm die Sicherheit Ihrer Freundschaft verlieh, erwiesen haben. Dieses rühmte er, hievon sprach er mit der ihm eigenthümlichen gemüthvollen Wärme, als er zum letztenmale mein Haus in dem Sommer besuchte, der seinem Tode voraus-

ging, in der letzten seiner Hoffnungen getäuscht, durch den Genuß der vaterländischen Luft und das Wiedersehn theurer Verwandten und alter Freunde die gesunkene Kraft seines leidenden Körpers zu beleben. So wie ihn aber das Gefühl der Dankbarkeit und Liebe bis an den Rand des Grabes begleitet hat, so möge Sie, mein edler Freund, noch an dem letzten Ziele das Bewußtseyn erheitern, den oft rauhen und mühsamen Pfad unsers verewigten Freundes durch Ihre Hülfe, so weit dieses möglich war, geebnet zu haben! Möchte dieses Ziel noch fern seyn; möchten Sie in Ihrer würdevollen Muße, wie einst unser Sömmerring, mit ungeschwächter Gesundheit auf die zurückgelegte Bahn heitern Muthes zurücksehn, die von Ihren zahlreichen Freunden sehnsuchtsvoll erwartete Geschichte Ihres Lebens vollenden, und, nach vollbrachtem Tagewerke, müde vom Leben und schmerzlos dem Engel des Todes in die Arme fallen.

Gotha den 29. August, am Jahrestage meines funfzigjährigen Amts-Jubiläums. 1836.

1) Von Stroth, seinem Leben und seiner Wirksamkeit s. Schulze in der Gesch. des Goth. Gymnasiums S. 282 bis 286. in meinen Vermischten Schriften I Th. S. 92 f. Vgl. Epistola ad Doeringium p. 17. 19.

2) Ich kam nach Göttingen d. 1sten Mai 1784. und betrat d. 3ten Mai Heynens Schwelle zum erstenmale. Das Jahr darauf zu Ostern verließ ich Göttingen, höchst ungern, aber durch äußere Verhältnisse zur Abkürzung meiner Studirzeit genöthigt. Ich habe also die Vorlesungen des verehrten Lehrers nur Ein Jahr lang benutzen können, und während dieser Zeit war er mehrere Monate krank, so daß er die Vollendung eines Collegii über die Iliade dem Professor Tychsen übertrug, welcher kurz vorher von seinen Reisen zurückgekehrt war. Ob ich nun gleich nur so kurze Zeit Heynens Zuhörer, und im philologischen Seminario sein Zögling gewesen war,

und nach meinem Abgange von Göttingen ihn nur zweimal (im Sommer 1787 und 1800) wiedergesehn habe, ist er mir doch bis zu seinem Tode (den 14ten Juli 1812) stets ein väterlicher Freund und wohlwollender Beförderer meiner Arbeiten gewesen. Sein letzter Brief an mich war vom 1sten Mai 1812. und kam an demselben Tage in meine Hände, an welchem ich mich 28 Jahre vorher bei ihm eingeführt hatte.

3) Ueber meine Verbindung mit Schütz gibt der von seinem Sohne herausgegebene Briefwechsel (I Th. S. 197—356) Zeugniß.

4) Das litterarische Leben von Georg Schatz, mit dem ich von meinem vierzehnten Jahre an bis zu seinem Tode (1795) in der engsten Verbindung gelebt habe, und durch dessen Tod mir die erste Wunde dieser Art geschlagen wurde, hab' ich in der N. Bibliothek der sch. W. 60 Bd. S. 159 ff. beschrieben. Dieser Aufsatz ist in Schlichtegroll's Nekrolog (1795. 6r Jahrg. 2 Bd. von S. 197 an) benutzt. Am besten hat er sich selbst in einer Grabschrift geschildert, welche die Sammlung seiner Gedichte schließt, und einer bis in die kleinsten Züge wahrhaften Weissagung gleicht.

5) Ueber F. H. Jacobi ist vorzüglich lesenswerth die kleine, zu München 1819 erschienene Schrift

von Schlichtegroll, Weiller und Thiersch; ferner des Ober-Consistorialraths Stiller Rede an Jacobi's Grabe; und eine andre von Professor Kopp im Lyceum zu München gehalten, welche in der Eos (April 1819) abgedruckt ist. Zu dem, was diese Männer über Jacobi und sein Leben gesagt haben, noch etwas hinzuzusetzen, würde auf jeden Fall überflüssig seyn. Nur in Beziehung auf mich erlaube ich mir hier dasjenige anzuwenden, was Plutarch vom Plato erzählt, daß, als er die Nähe des Todes gefühlt, er Gott gepriesen habe, daß sein Leben mit dem Leben des Sokrates zusammengetroffen sey. — So preiße auch ich mein Loos, das mich nach München geführt hat, als Jacobi dort lebte, um an ihm einen väterlichen Freund und in seinem Umgange zugleich Anregung und Beruhigung zu finden.

6) Manso starb 1826 als Director der Magdalenenschule zu Breslau, wohin er 1790 zu Ostern gekommen war. Ueber ihn s. die Rede zu seinem Andenken von Ernst Fr. Glocker gehalten; ferner: Carl Caspar Friedrich Manso als Schulmann und Gelehrter von Fr. Wilh. Klug. Breslau 1826. und vorzüglich Fr. Passow's Narratio de Mansone. Vratislaviae. 1826. 4. wo es unter andern heißt: Gravissimo hoc munere per triginta et quod excurrit annos sine ulla intermissione functus, meritorum magnitudini, id quod paucis concessum est, diutur-

nitatem addidit, et quas severat arbores alteri aevo profuturas adultas vidit. Uberrima inde benefactorum praemia, quamquam non horum, sed conscientiae causa tot exantlaverat labores, discipulorum summa observantia, eximius civium favor, bonorum omnium amicitia, insignis ab ipso rege honor.

Inhalt

des sechsten Bandes.

Erstes Buch.

jamais qu'une seule personne, et il fallait un si grand nombre de suffrages, qu'il était difficile qu'on exilât quelqu'un dont l'absence ne fût pas nécessaire. Demetrius Phalereus hatte in einer seiner Schriften behauptet, es sey nie ein armer Mann, sondern nur Männer aus großen und reichen Häusern ostracisirt worden, vielleicht, um den Ostracismus als die Wirkung niedriger Misgunst zu verurtheilen. Dagegen bemerkt Plutarch im Leben des Aristides, daß der Reichthum auf den Ostracismus keinen Einfluß gehabt, sondern gedient habe, den Neid gegen solche zu versöhnen, deren Ansehn und Macht außer Verhältniß mit der demokratischen Gleichheit getreten war (Vit. Themist. c. 22. Vita Aristid. c. 7.). Aristoteles (Polit. III. 13) sagt, „es liege im Ostracismus eine gewisse politische Gerechtigkeit; doch wäre es besser gewesen, der Gesetzgeber hätte den Staat vom Anfang an so eingerichtet, daß es eines solchen Heilmittels nicht bedurft hätte." Auf diesen Ausspruch ist in unsrer Rede Rücksicht genommen].

Zweites Buch.

Drittes Buch.

Viertes Buch.

Zerstreute Blätter.

Erstes Buch.



I. Perfidus caupo.

Horat. I. Serm. I. 29.

In der vielbesprochenen Stelle der ersten Satire, in welcher der perfidus caupo als ein schamloser Eindringling einen Schwarm von Gegnern aufgeregt hat, halte ich, nach wiederholter Ueberlegung, im Wesentlichen an Wolf's Meinung fest [1]). Das, was ich hier zu sagen gedenke, soll nur dazu dienen, diese Meinung etwas mehr in das Licht zu setzen.

Das was seit Markland — denn von diesem wurden jene Worte ohne Anstoß gelesen — eine so lebhafte Bewegung verursacht hat [2]), ist bekanntlich der Umstand, daß man die Verse 28 bis 30 als parallel laufend mit V. 4—12 im Eingange der Satire betrachtet, und da in der einen ein Soldat, ein Kaufmann, ein Rechtsgelehrter und ein Landmann, in der andern ein Landmann, ein Caupo, ein Soldat und ein Schiffer aufgeführt werden, der unerwartet an die Stelle des Rechtsgelehrten eintretende Schenk-

wirth und Höker 3) nicht zu dulden schien. Dieser sollte also hinweggeschaft, der Rechtsgelehrte postliminii jure wieder zurückgeführt werden; und da dieses durch leichte und sprachgemäße Mittel nicht zu bewerkstelligen schien, hat endlich ein Gelehrter, dessen Stimme mit Recht für gewichtvoll gilt, den Rechtsgelehrten aus der Maske des Schenkwirths und Kleinhändlers herauszuziehn versucht. Wolf hatte behauptet, der letztere stehe hier an seiner Stelle, der Rechtsgelehrte nicht, und zwar unter andern auch darum, weil sein Geschäft damals durchaus noch kein lucratives gewesen sey. Dagegen sagt Eichstädt in einem gelehrten Programm (1833. Febr.), man habe Unrecht, erstlich den Juris peritus von dem patronus caussarum und dem caussidicus zu trennen; eben so Unrecht aber auch zu glauben, daß rechtlicher Beistand zu Horazens Zeiten immer unentgeltlich, und immer von rechtlichen und achtungswerthen Personen gereicht worden sey; auch in dieser Classe habe es sehr früh Rabulisten und eigennützige Zungendrescher gegeben, und diese wären es, die Horaz *παρὰ προςδοκίαν*, mit einer der Satire eigenthümlichen Zweideutigkeit, bezeichne. So sey also der perfidus caupo an dieser Stelle kein andrer, als der juris legumque peritus, der im Eingange der Satire von dem rechtsbedürftigen Landmanne in seiner Ruhe gestört wird.

Bei dieser neuen Erklärung 4), durch die das von Markland erregte Bedenken gehoben und jede Veränderung der Lesart unnöthig gemacht werden soll, ist Alles, was ihr zur Grundlage dient, mit einer Fülle von gewählter Gelehrsamkeit so gut befestigt, daß man sich, bei weiterm Prüfen und Nachdenken, fast wundert, dem darauf gebauten Resultate den Beifall entziehen zu müssen.

Indem wir also ganz unbedenklich zugeben, daß es schon zu Horazens Zeit und früher unter den Rechtsgelehrten caupones juris gab, wie unter den Kaisern (nach Claudian in Eutrop. I. 198.) institores imperii et caupones honorum, so können wir doch nicht umhin zu fragen, was unsern Venusiner bewogen haben konnte, den, bei aller Veränderung der Zustände Roms, noch immer sehr ehrenwerthen Stand der Rechtsgelehrten, ohne alle sichtbare Veranlassung, durch seine schlechtesten Mitglieder in solcher Allgemeinheit zu characterisiren, indem er sie nicht nur mit einem verächtlichen Namen bezeichnet, sondern diesem auch ein Beiwort zugesellt, das nicht leicht schlimmer gefunden werden konnte? Und wenn die beiden erwähnten Stellen, die im Eingange, in welcher der Rechtsgelehrte ohne Makel als juris legumque peritus auftritt, und die andre, die ihn mit einem unauslöschlichen Brandmal aufstellt, parallel laufen, wie konnte Horaz jener

ersten Erwähnung nicht wenigstens eine leise Andeutung dessen beifügen, was er gegen den Stand im Schilde führte? eine Andeutung, die, unsrer Einsicht nach, ganz unerlaßlich war, wenn der Leser durch die spätere änigmatische Bezeichnung auf den Rechtsgelehrten zurück, und nicht, wie es sämmtlichen Auslegern ergangen ist, gänzlich in die Irre geführt werden sollte.

So wie jetzt die Sachen stehn, war der Irrthum unvermeidlich. Keinem Leser, wenn ihm auch die ganze Schlechtigkeit einzelner Rabulisten vor Augen stand, konnte einfallen, in jener bittern Bezeichnung etwas anders zu suchen, als was eben das Wort besagte, das heißt, er mußte bei dem caupo durchaus an einen, durch das begleitende Beiwort so bestimmt bezeichneten caupo denken, verwundert vielleicht, diesen an einem Platze zu finden, an welchem ihm vorher ein Mann von ganz andrer Farbe gezeigt worden war, von dem Dichter selbst aber durchaus nur auf jenen, durch Namen, Beinamen und Gesellschaft hingewiesen. Durch den Namen. Denn daß diesem schon der Begriff kleinlicher Gewinnsucht durch Betrug und Verfälschung auf das bestimmteste anhängt 5), bezweifelt niemand; daher Horaz in der Brundusinischen Reise (I Sat. V. 3.), bei Erwähnung des Forum Appii, eines mit Schiffern und Schenkwirthen angefüllten Ortes, die caupones, eben als ob es sich von

selbst verstände, mit dem Beiworte maligni, wie hier mit perfidi, beehrt. Diese Classe von Menschen hatte Cicero in der bekannten Stelle (Offic. I. 42) vor Augen, in welcher er sagt: sordidi putandi qui mercantur a mercatoribus quod statim vendant. Nihil enim proficiant, nisi admodum mentiantur. Durchaus wurden die caupones und κάπηλοι zu dem schlechtesten Theile der Bevölkerung gerechnet [6]), und es war dieß so allgemein anerkannt, daß es keinem Leser auch nur einfallen konnte, dem Dichter die von ihm gebrauchte Bezeichnung als eine Ungerechtigkeit anzurechnen.

Wenn nun aber, trotz dem Allen, nicht der betrügerische, schlechte Waare für gute aushökende Schenkwirth und Krämer, sondern ein unredlicher Jurist von dem Dichter gemeint wurde, mußte er da nicht seine Meinung durch den Zusatz irgend eines, irriger Deutung vorbeugenden Wortes zu erkennen geben? Diese Nothwendigkeit hat der Gelehrte, gegen den wir streiten, ohne Zweifel selbst gefühlt, und wir können uns nicht überzeugen, daß das, was er hierüber am Schlusse seiner Abhandlung sagt, ihm selbst Genüge gethan habe: Caeterum, heißt es hier, ne quis locos, quos attuli, alienos ab Horatiano censeat propterea, quia in hoc nullum verbo adjectum est substantivum ex eo genere, quod caeteri scriptores addiderunt [7]), non poterat poeta addere,

quod quaesitam ex obscuritate quadam ambiguitatem tolleret, et vim dicti παρὰ προσδοκίαν elevaret.

Wir leugnen dieses non poterat; wir leugnen, daß Horaz in den von ihm gebrauchten Worten eine Zweideutigkeit (ambiguitatem) beabsichtigt habe, indem diese ganz und gar in der Dunkelheit verschwinden würde; wir leugnen endlich, daß hier ein den komischen Dichtern so geläufiges παρὰ προσδοκίαν Statt finde, oder daß diese auf eine solche Weise gebrauchte Redefigur, ein so durchaus räthselhaftes inopinatum, die Zeitgenossen des Dichters als anmuthige Ironie zum Lachen bewogen haben würde[8]).

Aber es ist doch unerwartet, daß da, wo man die Rückkehr des Rechtsgelehrten erwartet, ein Schenkwirth erscheint.

Allerdings, wenn der Leser zu dieser Erwartung berechtigt ist.

Nun sind wir aber mit Wolf der Meinung, daß man kein Recht habe, die in Frage stehende Stelle als parallel mit der frühern anzunehmen, und das in diesem Parallelismus Mangelnde durch künstliche Auslegung oder durch Veränderung der Lesart gut zu machen. Beide Stellen sind von einander unabhängig; jede bildet eine Scene für sich, und wenn auch in der zweiten einige Personen der ersten wieder erscheinen, so

erscheinen sie doch in einer andern Ordnung, und sind überhaupt auch nicht auf eine solche Weise dieselben, daß die Einmischung Andrer, früher nicht erwähnter, für durchaus unstatthaft gehalten werden müßte.

Drei Scenen müssen in diesem horazischen Drama unterschieden werden. In der ersten (V. 4—12) tritt zuerst der Soldat auf, der nach einem beschwerlichen Marsche, vielleicht mit dem Weg und der Witterung kämpfend, auf jeden Fall aber von der Last der Waffen fast erdrückt [9]), seinem Unmuthe durch eine Ausrufung Luft macht: und ihm gegenüber der Kaufmann, dem, bei stürmischer Fahrt, das Loos des Soldaten beneidenswerth scheint, der vor ihm wenigstens die schnelle Entscheidung des Schicksals voraus hat. Diesen beiden, von Gefahr des Lebens bedrohten Personen steht ein zweites Paar von ganz verschiedner Art entgegen, der Rechtsgelehrte, der nach alter Sitte, in dem Atrio seines Hauses sitzend, die Befragenden anhört und beräth [10]), jetzt von dem Landmann schon vor Tages Anbruch in seiner Ruhe gestört; und der Landmann selbst, den ein Rechtshandel in die Stadt treibt, um hier, zu seinem Verdrusse, das zu suchen, was der Städter, wie er meint, ohne alle Mühe hat.

In der zweiten Scene tritt unter dieselben Personen ein Deus ex machina, gleichsam der

Impresario eines Schauspiels, der, um den Wünschen seiner unzufriednen Histrionen zu genügen, Jedem die von ihm gewünschte Rolle überträgt, dabei aber erfahren muß, daß ihre Unzufriedenheit eben nur der Ausbruch augenblicklichen Unmuthes gewesen, und Jeder gänzlich abgeneigt ist, den gewohnten Zustand mit dem so eben gewünschten im Ernst zu vertauschen.

Bis hierher hat der Dichter nur die Unbeständigkeit der Menschen in ihren Wünschen behandelt; in der dritten Scene rückt er seinem Ziele näher, welches die Rüge der unverständigen Habsucht ist. Die Personen, die er in dieser Scene aufführt, sind nur solche, welche die anhaltenden Lasten ihres Standes mit Geduld und Beharrlichkeit in der Hoffnung ertragen, einst das Erworbne ungestört und frei von Sorgen genießen zu können. Alle diese Personen gehören den am meisten mit Arbeit belasteten Ständen an. Der Pflüger, der mit eigner Hand den harten Boden umwühlt (gravem duro terram qui vertit aratro) [11]; der Schenkwirth und Höker, der um kleinen Gewinnes willen, ein höchst unruhiges und dabei verachtetes Leben [12]) führt; der Lohnschiffer [13]) endlich; Jeder mit mannichfaltiger Last gedrückt, aber durch die Aussicht auf einen Erwerb, der am Ende nicht viel mehr als den nöthigen Unterhalt (cibaria) abwirft, in dem gewohnten Geleise erhalten. Hier

ist alles in Uebereinstimmung; der Stand der Personen, ihre Verhältnisse, ihre Bestrebungen; tritt der Rechtsgelehrte unter sie, so ist diese Harmonie aufgehoben; selbst der Rabulist, der seine Kenntnisse für Geld verhökert, paßt weder in diese Gesellschaft, noch eigentlich zu der Absicht des Dichters.

Wie hingegen der caupo zwischen dem Schiffer und dem Soldaten so recht an seinem Platze stehe, sieht Jeder, der einmal in einem Hafen gewesen ist. Schon oben haben wir aus unserm Dichter das an einem schiffbaren Canal gelegene Forum Appi — differtum nautis cauponibus atque malignis erwähnt; und diese Stelle ist nicht die einzige, in der uns diese Art von Menschen im Vereine gezeigt wird. So verbindet Dio Chrysostomus Or. XXXV. p. 63, 31. *ναύτας καὶ ὀρεωκόμους καὶ πανδοχεῖς.* und Themistius Or. IV. p. 61. B. *καὶ ἥξουσιν ὑμῖν ἐπὶ ταύτην τὴν ἐμπορίαν οὐ κάπηλοι καὶ ναῦται καὶ φορτικὸς ὄχλος.* Ein Bild der wüsten Gesellschaft, die an solchen Orten zusammen kam, wo Alles sich fand, was rohe Gäste befriedigen konnte[14]), unter die sich auch wohl bisweilen ein Vornehmer aus Liebe zur Gemeinheit verlor[15]), hat uns Juvenal (VIII. 170) in einer belebten Schilderung hinterlassen, mit der wir diesen Aufsatz am Besten beschließen zu können glauben:

In magna legatum quaere popina.
Invenies aliquo cum percussore jacentem
Permixtum nautis et furibus ac fugitivis,
Inter carnifices et fabros sandapilarum,
Et resupinati cessantia tympana Galli:
Aequa ibi libertas, communia pocula, lectus
Non alius cuiquam, nec mensa remotior ulli.

Anmerkungen.

1) In der kleinen, ohne Wolf's Namen erschienenen Schrift: Horatius' erste Satire lateinisch und deutsch mit einigen Scholien. Berlin. 1813. 4.

2) Die Conjecturen, die den caupo aus seinem usurpirten Besitz verdrängen sollen, zerfallen in zwei Classen, indem die einen den juris legumque peritum wieder zur Stelle schaffen, die andern nur den caupo entfernen wollen. Ihre Menge erregt, wie dieses oft der Fall ist, ein günstiges Vorurtheil für die mit so wenigem Erfolge angefochtne Lesart, und ich müßte mich sehr irren, wenn nicht eben die erstaunenswürdige Sonderbarkeit der Marklandischen Conjectur, die uns zumuthet, eine Veränderung der Worte caussidicus vafer hic in perfidus hic caupo für möglich zu halten, den Wetteifer Andrer angeregt haben sollte. Der ansprechendste Versuch von

allen möchte Schraders cantor seyn, was auch Porson (Appendix ad Toupii Emendatt. Tom. IV. p. 506.) nicht wegwieß, wenn nur der absolute Gebrauch des Wortes in diesem Sinne nachzuweisen wäre. Am wenigsten möchte sich wohl der Dichter Fea's praesidus hic campo gefallen lassen, auch wenn praesidus nicht der Latinität fremd wäre.

3) In Oberdeutschland Fragner. S. Westenrieders Idiotikon.

4) Angedeutet war dieser neue Weg von Toup in den Curis nov. ad Suidam (p. 295. ed. Lips. Vol. III. p. 189. Oxon.) wie schon Wolf p. 16. halbscherzend bemerkt, indem er sagt, „Toup schaffe durch figürliche Erklärung des caupo, wie er meine, den Juristen leibhaftig zur Stelle"; und Eichstädt p. 17. Jo. Toupius, qui unus sensum loci Horatiani divinavit magis quam demonstravit. Zu dieser Andeutung Toup's macht Porson Tom. IV. p. 506. Oxon. folgende Bemerkung: λόγων κάπηλος et caupo verborum pro causidico recte dicitur. Sed dubito an simplex κάπηλος vel caupo sensum eundem admittat. Quare proclivior sum in V. D. ap. Taylorum Jur. Civil. p. 220. Schraderi

Emendat. p. 70. et Valarti conjecturam: **Perfidus hic cautor.**

5) Dieser Begriff tritt am deutlichsten in dem metaphorischen Gebrauche von caupo und cauponari hervor, wie schon in dem bekannten Verse des Ennius, der mit Nachahmung des Aeschylischen *καπηλεύειν μάχην* (VII c. Theb. 551), von dem, der das edle Kriegshandwerk zum gemeinen wucherlichen Handel erniedrigt, cauponari bellum gebrauchte. Dasselbe gilt von *κάπηλος*. Schon beim Aeschylus hieß alles Verfälschte und Hinterlistige *κάπηλον*. (*ὁ δὲ Αἰσχύλος τὰ δόλια πάντα καλεῖ κάπηλα*. Etym. M. p. 490. 10.) und *καπηλικῶς ἔχειν* ist nichts Anderes als *πανουργικῶς*. Schol. Aristoph. Plut. 1064. Vergl. Blomfield Glossar. ad Aesch. VII c. Th. 541. Monk. ad Eurip. Hipp. 956. Ast ad Platon. Polit. p. 419.

6) Das öffentliche Urtheil wurde durch den Gebrauch und späterhin selbst durch Gesetze bestätigt. So sagt Dionys. v. Halikarn. IX. Antiqq. 25. *οὐδενὶ γὰρ ἐξῆν Ῥωμαίων οὔτε κάπηλον οὔτε χειροτέχνην βίον ἔχειν.* und der Cod. Theodos. L. VII. tit. XIII. (Tom. II. p. 383. ed. Ritt.) Inter optimas

lectissimorum militum turmas neminem e numero servorum dandum esse decernimus, neve ex caupona ductum, vel ex famosarum ministeriis tabernarum. Wenn der Kaiser Julianus (Epist. XLII. p. 422. B.) von gewissenlosen Lehrern spricht, die das, was sie selbst nicht glauben, Andre lehren, sagt er: *πῶς οὐ τοῦτο ἐκεῖνο καπήλων ἐστίν, οὔ τι χρηστῶν ἀλλὰ παμπονήρων ἀνθρώπων.* mit Anspielung auf Plato, bei dem (Protag. p. 313. D.) der Sophist ein *κάπηλος τῶν ἀγωγίμων ἀφ' ὧν ἡ ψυχὴ τρέφεται* heißt. Beim Suidas in *Κορνοῦτος* heißt es in dem Fragmente eines Ungenannten, wahrscheinlich Aelians: *μητ' ἄλλῳ τῳ αἰσχρῷ καὶ κιβδήλῳ καὶ καπήλῳ.* in bedeutender Zusammenstellung. Wenn Gregorius von Nazianz (Epist. VI. p. 770. C.) das Schlechteste der Stadt nennen will (*ὅσα αἱ πόλεις μοχθηρὰ φέρουσιν*), nennt er vorzugsweise die *καπήλους.* In dem bei den Vätern der Kirche, die sich gern platonische Ausdrücke aneignen, von eigennützigen Lehrern gebräuchlich gewordenen *χριστοκάπηλος* (S. Valcken. Annotatt. ad loca quaedam N. T. p. 411. f.) spricht sich ebenfalls die tiefe Verachtung jenes Standes aus.

7) Zu den von E. angeführten Stellen können noch folgende bemerkt werden. Claudian. in Eutrop. I. 198. institor imperii, caupo famosus honorum. Demosth. Or. c. Aristogit. p. 784. 7. εἰ δὲ κάπηλός ἐστι πονηρίας καὶ παλιγκάπηλος καὶ μεταβολεύς. Liban. Epist. XVIII. p. 7. ἦν ἐν προσηγορίᾳ φιλοσοφίας κάπηλος. Clem. Alex. Paedag. III. p. 300. I. τοὺς φιλαργύρους, τοὺς ψεύστας, τοὺς ὑποκριτάς, τοὺς καπηλεύοντας τὴν ἀλήθειαν.

8) Ausdrücke des Programms p. 17. si — festiva haec εἰρωνείᾳ, quae ad lepores orationis παρὰ προςδοκίαν mutatae pertinet, risum moveret aequalibus.

9) Die Vermuthung Bouhier's gravis armis wird auch von Huschke (z. Tibull I. 1. 3. p. 6.) dem handschriftlichen annis vorgezogen. Er vergleicht mit dem horazischen milite armis gravato, multoque labore membra fracto den homerischen Odysseus, der in kräftigem Alter οὐδέ τι ἥβης δεύεται, ἀλλὰ κακοῖσι συνέῤῥηκται πολέεσσιν.

10) Ich sehe nicht, was uns abhalten könnte, den horazischen juris legumque peritum mit der vollen alterthümlichen Würde bekleidet zu denken, die

etwa ein Mucius Scävola oder ein diesem ähnlicher Senator besaß, dessen Haus das Orakel der Stadt war, und der, wie L. Crassus beim Cicero (de Orat. I. 44.) durch das, allerdings zwar lästige, aber ehrenvolle Geschäfte der Rechtsauslegung seine Wohnung gegen traurige Verödung schützte. In dem Zeitalter unsers Dichters hatte sich zwar die Neigung von jenem ehrenvollen Geschäfte mehr auf Poesie und andre ergötzlichere Studien gewendet (II Epist. 103—109); daß es aber in der Achtung gesunken sey, berichtet Niemand.

11) In der ersten Scene (v. 9.) wird der alle Geschäfte der Landwirthschaft umfassende Begriff des agricola durch die Verbindung bestimmt, in die er mit dem iuris peritus gesetzt ist; denn da dieser den Landmann glücklich preißt (laudat), so kann damit wohl schwerlich der gemeint seyn, der hier in der dritten Scene (v. 28.) die schwerste Arbeit mit eigner Hand verrichtet. Denn wenn auch in einer längst untergegangenen Zeit Männer wie Cincinnatus vom Pfluge (arantes. Cicer. de Senect. c. 16.) zur Dictatur berufen wurden, so war doch zu Horazens Zeit das Pflügen nur ein Geschäft der Scla-

ven und derer, die zu arm waren, um Sclaven zu halten: panem quaerentes aratro, qui satis est mensis. Juven. XIV. 181. Wenn Horaz in der Geschichte der Anfänge römischer Poesie Landleute erwähnt, die an Festtagen sich von harter Arbeit erholten (levantes corpora festo), so sind das die agricolae prisci fortes parvoque beati (II Epist. I. 139 —141.), eben jene intonsi Curii, die man damals lächelnd bewunderte und rühmte, aber nicht nachahmte. Jetzt war der agricola der Oekonom, der seinen Landsitz mit Liebe und Sorgfalt beaufsichtigte, wie der König Deiotarus (optimus pater familias, et diligentissimus agricola et pecuarius. Cicer. Or. pro Dei. c. 10.); es ist diejenige Classe, die Virgil (Georg. II. 458—474.) so glücklich preißt, sua si bona norint; nicht wie V. 28. der arator, der sein Geschäft, wie den Namen, mit dem Stiere theilt, den er vor sich hertreibt (taurus arator. Ovid. Fast. I. 698. βοῦς ἀροτήρ. Hesiod. O. et D. 405).

12) Da das Haus des caupo zu jeder Stunde des Tages und der Nacht jedem Einkehrenden offen stehen mußte (daher pervigiles popinae. Juvenal. VIII. 158.), und wohl nicht leicht Jemand abgewie-

sen werden durfte; so wendet dieses Jamblichus (Vita Pythag. c. 34. 245. p. 196.) sinnreich auf Sophisten an, die mit der Weisheit Handel treiben: τὰ μαθήματα καπηλεύοντες, καὶ τὰς ψυχὰς ὡς πανδοχείου (i. e. καπηλείου) θύρας ἀνοίγοντες παντὶ τῷ προσιόντι. Auch darin hatte das Gewerbe beider eine Aehnlichkeit, daß die caupones die Kunden, die Sophisten ihre Schüler durch mannichfaltige Reizmittel anlockten (S. Zell Ferienschriften I. S. 49. Anm. 38.): daher Themistius (Or. XXIII. p. 299. C.) indem er sich gegen den Verdacht wehrt, ein ἔμπορος oder κάπηλος oder αὐτοπώλης der Philosophie zu seyn, hinzusetzt: καὶ ταῦτα, ὥςπερ οἱ ἄγαν σοφιστεύοντες τῶν καπήλων, προδεικνύντες τὸν ἀρυστῆρα, κεκράγασι καὶ ἐκβοῶσιν ὅτι τοῦ νέκταρος ὅδωδε τὸ πῶμα.

13) Denjenigen, welche auf dem Parallelismus unsrer Stelle mit der im Anfange der Satire, und auf der Identität aller in beiden aufgeführten Personen bestehn, müssen die nautae hier mercatores seyn, nicht Lohnschiffer. Hierüber hat auch Wolf gesprochen. Der Sprachgebrauch erlaubt beides; doch ist die letzte Bedeutung bei nauta und navita bei

weitem gewöhnlicher. Mit zwei Personen der hier aufgeführten Gesellschaft nennt ihn Properz II. 1. 43. navita de ventis, de tauris narrat arator; Enumerat miles vulnera. wo über den Stand der Leute kaum ein Zweifel obwalten kann; so wenig als in den für unsere Stelle den Ausschlag gebenden Worten des Himerius (Eclog. XX. 6.): ὁ πλωτὴρ μακαρίζει γηπόνον, καὶ τὸν ναυτίλον ἀρότης ἡγεῖται πάλιν εὐδαίμονα. Or. XVII. 1. οὐδεὶς ἐπὶ μέγα πέλαγος πλωτὴρ ἄγεται, πρὶν ἔσω λιμένων ἀνακινῆσαι τὸ σκάφος, ἐπειδὰν δὲ στεγούσης τῆς νεὼς ὁ ναυτίλος τὴν ὀλίγην αἴσθηται θάλασσαν, τότε ἤδη θαῤῥῶν κατὰ τῆς πολλῆς ἀφίησι φέρεσθαι. Der Soldat und der Schiffer werden, wegen dergleichen Gefahr, nebeneinander genannt bei Horat. I Od. 28, 18. f. II. 13, 14 und 17.

14) Tacit. Annal. XIV. 15. exstructa apud nemus, quod navali stagno circumposuit Augustus, conventicula et cauponae, et posita veno irritamenta luxus. Vergl. Dio Cass. LXII. 15. p. 1013.

15) Vom Vitellius sagt Dio Cassius LXV. 2. ἦν μὲν γὰρ καὶ ἀπ' ἀρχῆς τοιοῦτος οἷος περί τε τὰ καπηλεῖα καὶ περὶ τὰ κυβευτήρια — ἐσπουδακέναι.

worinne Nero mit seinem Beispiele vorangegangen war. Ebend. LXII. 14. *πάντα ὡς εἰπεῖν τὸν βίον ἐν καπηλικῇ διαίτῃ ποιούμενος.* Diese Vorgänger übertraf, wie in allem Schlechten, so auch hierinne, Elagabalus: *ἐς καπηλεῖα ἐσῄει νύκτωρ, περιθέτοις κόμαις χρώμενος, καὶ τὰ τῶν καπηλίδων εἰργάζετο.*

---

2. Ueber eine Stelle beim Herodot.
1811.

Ich will hier die bekannte Stelle Herodot's (I. 196 und 199) über die im Babylonischen Lande theils vor, theils zu seiner Zeit bestandenen, die Frauen betreffenden Gebräuche und Einrichtungen mit einigen Bemerkungen erläutern, da ich mit Demjenigen, der diesen Gegenstand am sorgfältigsten behandelt hat [1]), nicht durchaus übereinstimme.

Das eine dieser Gesetze, welches Herodot für das weiseste erklärt, und von dem er sagt, daß es auch bei den Henetern im Gebrauche gewesen, bestand in einer Brautschau [2]), welche alljährlich in jeder Gemeinde (κώμη) statt fand. Sämmtliche mannbare Jungfrauen wurden auf Einen Platz zusammengeführt; die Männer stehen um sie her. Der Herold ruft eine nach der andern auf; zuerst die Wohlgestaltesten, und wenn auf

diese viel Gold geboten worden, die minder Schönen. Zuletzt kömmt die Reihe an die Häßlichen. Diese werden mit dem Gelde, das für die erste Classe eingenommen worden ist, ausgestattet. Auf diese Versteigerung muß jedesmal die gesetzmäßige Ehe folgen, als wofür der Käufer einen Bürgen stellt 3).

Diesem Gebrauche war es gemäß, daß den Vätern nicht gestattet war, ihre Töchter an wen sie wollten und mit eigner Mitgabe zu verheirathen. Nachdem aber das Land unter Persische Herrschaft gekommen war, kam dieser Gebrauch ab; und da die unterdrückten Einwohner fürchten mußten, daß ihre Töchter gemishandelt (ungerecht behandelt) oder in andre Städte abgeführt würden, gaben die gemeinen Leute, wenn es ihnen an Mitteln zum Unterhalte fehlte, ihre Töchter den Lüsten der Fremden Preis 4).

Dem von Herodot für weise erklärten Gebrauche war ohne Zweifel am nächsten dasjenige verwandt, was Pomponius Mela II. 2, von den Geten erzählt: Virgines non a parentibus viris traduntur, sed publice aut locantur ducendae, aut veneunt. Utrum fiat, ex specie et moribus causa est. Probae formosaeque in pretio sunt: caeteras qui habeant mercede quaeruntur.

Das was der Geschichtschreiber als Grund der, nach der Persischen Unterdrückung gebräuch-

lichen Prostitution anführt, nemlich die Furcht, daß „die Jungfrauen (von den Siegern) gemishandelt oder in andre Städte abgeführt würden,“ und der Zusammenhang, in welchem diese Furcht mit der geopferten Keuschheit gestanden habe, ist nicht hinlänglich klar. Das Wahrscheinlichste dürfte seyn, daß die Eltern des Mädchens fürchteten, ihre Unterdrücker möchten, zur Befriedigung ihrer Lüste, bei ihren Töchtern Herrenrecht ohne Vergütung üben, und sie als Sclavinnen ohne Kaufpreis mit sich davon führen. Dieser Unbilde vorzubeugen, erfanden sie jenes Mittel, was den Gewinn sicherte. Denn das Wort, dessen sich Herodot bedient, kann nur von Feilmachen des Leibes für Lohn verstanden werden.

Das zweite Gesetz, nach Herodot's Urtheil, ein höchst schändliches (αἴσχιστος), stand mit dem Dienste der Aphrodite-Mylitta in Zusammenhang. „Jede Frau des Landes (πᾶσα γυνὴ ἐπιχωρίη), erzählt der Geschichtschreiber, ist verpflichtet, einmal in ihrem Leben im Tempel der Aphrodite zu sitzen, und einem Fremden beizuwohnen. Die Vornehmen fahren dahin mit einem großen Gefolge von Dienerschaft, weil sie sich nicht unter die andern Weiber mischen wollen. Die meisten aber halten es so. Sie sitzen in dem heiligen Bezirke (τέμενος) der Göttin, das Haupt mit einer Schnur (θῶμιγξ) umschlungen. Ihrer sind Viele, indem die einen ankommen,

die andern abgehn. Schnurgerade Wege führen durch die Weiber, auf denen die Fremden sich eine auslesen. Sitzt eine Frau einmal hier, so kehrt sie nicht eher nach Hause zurück, bis ihr ein Fremder ein Geldstück auf den Schooß geworfen und ihr außerhalb des heiligen Bezirkes beigewohnt hat. Beim Hinwerfen des Geldes muß er sagen: „Ich rufe die Göttin Mylitta an." Wie nun auch das Geldstück sey, groß oder klein, sie darf es nicht verschmähen; denn dieses Geld ist heilig. Auch muß sie dem ersten folgen, der ihr etwas zuwirft, und darf keinen abweisen. Hat sie ihm beigewohnt und der Verpflichtung gegen die Göttin genügt (ἀποσιωσαμένη τῇ θεῷ), kehrt sie nach Hause zurück. Und von jetzt an magst du ihr das Größte bieten, sie wird es nicht nehmen. Die Schönern und Ansehnlichern kommen schnell davon; die Ungestalteten aber warten lange Zeit, weil sie dem Gesetze nicht genügen können. Manche harren drei bis vier Jahre. An einigen Orten in Cyprus herrscht ein ähnlicher Gebrauch" 5).

Strabo stellt (XVI. p. 745) beide Gebräuche neben einander, ohne doch einen innern Zusammenhang zwischen ihnen anzudeuten. Er sagt: „Die Sitten der Assyrier gleichen im Uebrigen den Persischen; eigen aber ist ihnen, daß sie drei unbescholtene Männer für jeden Stamm (φυλή) ernennen, welche die heirathba-

ren Mädchen zu der Menge führen, und sie den Freiern durch Ausruf anbieten, die vorzüglichern (τὰς ἐντιμωτέρας) immer zuerst. So werden die Ehen geschlossen."

„Alle Babylonischen Frauen befolgen, in Gemäsheit eines Orakels, die Sitte, einem Fremden beizuwohnen, indem sie sich mit vieler Dienerschaft zu einem Tempel der Aphrodite begeben. Jede hat das Haupt mit einer Schnur umschlungen. Der ihr nahende Mann legt ihr ein Stück Geld, so viel ihm gut dünkt, in den Schooß; führt sie dann außer dem geweihten Bezirke, und wohnt ihr bei; das Geld aber ist der Aphrodite heilig."

Aus der Vergleichung dieser beiden Erzählungen mit Herodotus erhellt, daß dieser zwar die erste und Hauptquelle derselben gewesen, Strabo aber nicht aus ihr unmittelbar, sondern aus einem spätern, mit Zusätzen versehenen Berichte geschöpft hat. Von den drei unbescholtenen Männern, die den Verkauf der Jungfrauen leiteten, weiß Herodotus nichts: so wenig als von dem Orakel, welches die Beiwohnung der Fremden veranlaßt haben soll. Daß Strabo diese beiden Umstände erfunden und eigenmächtig hinzu gefügt habe, ist auf keine Weise wahrscheinlich.

Wir wenden uns jetzt zu der Heynischen Behandlung der berüchtigten Erzählung.

Zuerst können wir Heynen nicht beistimmen, wenn er in den beiden erwähnten Gebräuchen, den von Herodot für höchst weise, und den für schändlich geachteten, einen Zusammenhang von Ursache und Wirkung findet; indem er meint, daß, nachdem jener durch die Verarmung des Volkes abgekommen sey, und die Jungfrauen sich genöthigt gesehen hatten, ihre Mitgabe mit ihrem Leibe zu verdienen, diese das an Festtagen gewöhnliche Zusammenströmen der Benachbarten für diesen Erwerb benutzt hätten, und es sey auf diese Weise, durch die Verbindung der Sache mit der Heiligkeit des Tempels das, was um des Gewinnes willen geschah, zu einem religiösen Gebrauche geworden. Die Mädchen hätten nun ihren Leib durch Preisgebung der Göttin zu weihen geschienen, und indem sie einen Theil des empfangenen Lohnes dem Tempel opferten, einen andern für sich behielten, hätten sie sich eine Mitgabe erworben; die Ehe aber mit einem solchen, der Mylitta geweihten Mädchen habe dadurch eine gewisse Würde erhalten können. Allmählig sey es vielleicht dahin gekommen, daß sich die Babylonier nur mit solchen Mädchen hätten verheirathen wollen, die in dem Tempel der Mylitta ihren Leib Preis gegeben hatten, und daß diese sich deshalb vor dem Tempel den hinzutretenden Männern dargeboten hätten.

Diese Erklärung des fremdartigen Gebrauches,

der dem Vater der Geschichtkunde ein schändlicher schien, ist, nach unsrer Ueberzeugung, weder den Worten des Geschichtschreibers angemessen, noch überhaupt wahrscheinlich.

Die beiden Gebräuche, der zu Herodots Zeit abgekommene der Versteigerung, und der andere, der sich auf den Dienst der Mylitta bezog, standen in keinem Zusammenhange.

Der erstere hatte mit der Religion nichts gemein. Seine Absicht war rein ökonomisch, daß, so viel möglich, kein Mädchen unverheirathet bliebe, und die wohlgestalteten Jungfrauen das Unterkommen der Häßlichen förderten. Der zweite war durchaus religiös [6]) von seinem ersten Ursprunge an.

Nach unsrer Ansicht ist es schlechterdings unmöglich, daß, wenn die Mädchen sich in dem Bezirke des Tempels aus schnöder Gewinnsucht den Männern Preis gaben, eine Prostitution dieser Art durch das Local, in welchem sie statt fand, je eine solche Heiligung hätte erhalten können, daß sich selbst die Vornehmen und Reichen dem Gebrauche fügten. So etwas läuft gegen die Natur der Religion. Was nach der Ansicht aller Völker eine Profanation wäre, kann nie eine Würde religiöser Heiligung bekommen. Wohl aber kann es geschehn, daß der Begriff einer Gottheit und der Glaube an die ihr inwohnende Macht Handlungen und Gebräuche veranlasse,

die den herrschenden Begriffen der Sittlichkeit und dem was die Gesetze des bürgerlichen Lebens fordern zuwider laufen. Solche Handlungen stehen dann aber auch für sich allein und ohne Einfluß auf das übrige Leben; daher man sich gar nicht zu wundern hat, wenn man hört, daß die Frauen der Babylonier, trotz dem, daß sie dem Gebote fremder Beiwohnung gehorchten, in ihren häuslichen Verhältnissen treu und ehrbar blieben [7]). Diese Beiwohnung war ein Opfer [8]), um, wie Herodot ausdrücklich sagt, der Verpflichtung gegen die Göttin Genüge zu leisten, nicht ein Act der Wollust, als woran, wenn man nicht die niedrigsten Begriffe von der Weiblichkeit mitbringt, bei der gezwungnen Umarmung eines fremden Mannes, mit dem weder vorher noch nachher ein Verkehr Statt fand, gar nicht gedacht werden kann.

Warum aber jener Gebrauch an Fremde gebunden, warum jede Babylonierin verpflichtet war, einmal in ihrem Leben ihm Genüge zu thun [9]); geht aus der Heynischen Erklärung seines Ursprunges auf keine Weise hervor.

Diese Erklärung aber fällt gänzlich zusammen, wenn man bedenkt, daß das Gesetz nicht die Jungfrauen, sondern sämmtliche Weiber in Anspruch nahm. *Πᾶσαι γυναῖκες*, sagt Herodot, nicht *κόραι*, nicht *παρθένοι* [10]). In

dem Berichte von der Versteigerung der Töchter bedient er sich immer des letzten Wortes.

Sollen wir nun über den Sinn und die Entstehung des abnormen Gebrauches eine eigne Meinung aussprechen, so wollen wir nur gleich zum Voraus erklären, daß wir auf eine entscheidende, Allen genügende Erklärung Verzicht leisten. Wir sind zufrieden, wenn das, was wir darüber versuchen werden, dem Geiste des alten Götterglaubens angemessen gefunden wird, und, wenn auch nicht alle, doch einige Schwierigkeiten in dem Herodotischen Berichte hebt.

Hier wollen wir nun zuerst an den Eifer erinnern, mit welcher die Götter die ihnen zugetheilten Aemter (τιμάς, munia) zu bewahren pflegten, so daß sie kein Bedenken trugen, die Würde derselben durch harte Bestrafung derer, die sie verachteten oder hintansetzten, zu befestigen. Die Geschlechte der Götter, läßt Euripides die Aphrodite sagen (Hippol. 8.), freuen sich der Ehre, die ihnen von Menschen erwiesen wird; selbst der Orkus begehrt ihrer (Alcest. 53); und so verbreitet war dieser Glaube im Alterthum, daß die Kirchenlehrer kein Bedenken trugen, dem Gotte der Christen gleiche Gesinnung beizulegen [11]). Die Beweise der Verehrung aber, nach denen den Göttern verlangt, sind zwiefacher Art; einmal Anbetung und Opfer; dann nicht weniger solche Handlungen, die dem Begriffe der Gott-

heit und der ihr verliehenen Wirksamkeit angemessen sind, von ihr ausgehn und unter ihrer Obhut vollbracht werden. Wie Sänger und Dichter den Musen und dem Phöbus dienen, indem sie ihr edles Geschäfte üben: so sind die Krieger Diener des Ares, indem sie ihm auf dem Schlachtfelde blutige Opfer bringen; und wer die Werke der kunstfertigen Pallas (Ἐργάνη) übt, dient ihr hierdurch. Die Babylonische Mylitta war, wie die Pontische Anaïtis, die Göttin der Zeugung, eine Venus genetrix; ihr Ehrenamt (ihre τιμή) war Beförderung jenes Geschäftes [12]), und wie in dem Tempel der Phönizischen Astarte, oder der Armenischen Anaïtis [13]) oder der Korinthischen Urania eine bestimmte Zahl von Hierodulen auch mit dem Leibe diente; so wurde in Babylon durch eine, der hohen Würde der Mylitta gemäße Fiction, die Verpflichtung des Tempeldienstes auf die Gesammtzahl der Weiber ausgedehnt. Da nun die Erfüllung dieser Pflicht in ihrem eigentlichen Sinn und Umfang nicht ausführbar war, so trat dafür, durch eine zweite Fiction, der Gebrauch ein, durch den jede Frau, sie mochte vornehm oder gering, reich oder arm seyn, verpflichtet wurde, einmal in ihrem Leben die Abhängigkeit, in der sie stand, durch eine unfreie Hingebung ihrer Person im Dienste der Göttin, zu erkennen zu geben. Daß dieses Selbstopfer [14]) — denn so mußte jene Handlung

jedem ehrbaren Weibe erscheinen, die größte Oeffentlichkeit hatte, war der Würde der Göttin gemäß; daher wir uns nicht wundern mögen, wenn die vornehmen Frauen einer Handlung, durch die sie sich von dem Dienste der hochgefeierten Göttin loskauften, die größte Feierlichkeit zu geben suchten. In diesem Sinne verstanden, wird auch die Forderung begreiflich, daß die Hingebung an einen Fremden geschehen soll. Hätte der Einheimische, der ja selbst schon der Herrschaft der großen Göttin unterworfen und zu ihrem Dienste verpflichtet war [15]), ein Weib berührt, das sich jetzt eben als leibeigne Dienerin der Göttin darstellte, so hätte dieses als ein strafbarer Eingriff in ihr Eigenthum, als eine frevelhafte Beeinträchtigung des ihr allein zustehenden Rechtes erscheinen müssen. Den Fremden hemmten solche Rücksichten nicht. Dem Dienste der Göttin wie dem Lande selbst fremd, gewann er ihr durch einen rechtmäßigen Kauf eine Sclavin ab, die, indem sie sich ihm hingab, den Dienst der Göttin ebensowohl vollzog, als sich von ihm entband [16]). Ob es vielleicht auch in Rücksicht auf die Keuschheit der Frauen weniger bedenklich geschienen habe, wenn das Recht des Mannes einem Fremden eingeräumt wurde, welcher sich eben so schnell entfernte als er gekommen war, mag dahin gestellt bleiben [17]).

Wenn das, was Strabo berichtet, daß der

Gebrauch durch ein Orakel eingeführt worden, auf einem beglaubigten Facto beruht, und nicht vielleicht später zur Rechtfertigung der seltsamen Sitte erfunden worden, so könnte ihre Entstehung auch auf folgende Weise erklärt werden. Bis auf die neusten Zeiten herab hat sich in mehrern der südlichen Reiche von Asien, und auf den meisten der ostindischen Inseln der Gebrauch erhalten, europäischen Ankömmlingen Mädchen und Weiber anzubieten, bald aus freiem Antrieb, bald aus Gewinnsucht für einen bedungenen Preis. Ein solcher Gebrauch hatte in der ältesten Zeit vielleicht auch bei den Chaldäern geherrscht; er mochte eine Zeit lang, etwa weil man zu besserer Einsicht gelangt war, unterlassen worden seyn; irgend ein Unglück mochte sich ereignet haben, und das befragte Orakel kündigte Versöhnung der Göttin an, wenn man dem alten unterlassenen Gebrauche auf die Weise, wie Herodotus erzählt, Genüge thäte.

Ein solcher Fortgang der Dinge hat nichts unwahrscheinliches; er ist ähnlichen Begebenheiten vollkommen analog. Doch legen wir dieser Erklärung keinen Werth bei, da sie auf einer Verkettung von Möglichkeiten beruht, die sich so oder anders gestaltet haben können.

Wir wollen noch bei einigen Einzelheiten des hier beleuchteten Gebrauches verweilen.

Herodot sagt, die Frauen, die um dem Gesetze Genüge zu thun, in dem heiligen Bezirke Platz genommen, hätten das Haupt mit einer Schnur umschlungen gehabt: στέφανον περὶ κεφαλῇσι ἔχουσαι θώμιγγος. Die Bedeutung dieser Worte ist nicht zweifelhaft, wohl aber der Sinn des Gebrauches selbst. Daß der Faden oder die dünne, um das Haupt gewundene Schnur[18]) zum Schmucke gedient habe, ist kaum zu glauben; man fühlt sich zu einer symbolischen Bedeutung fast gedrungen. Der Hauptschmuck der morgenländischen Frauen war der Schleier, der kugelförmige Turban oder das Netz (ἐμπλόκια)[19]); Sclavinnen oder Leibeigne werden als sichtbares Zeichen ihres Standes eine Schnur (θῶμιγξ, die ja auch als Geißel gebraucht werden konnte[20])) getragen haben; gewiß ist, daß Sclaven einen Strick um den Leib trugen. Wenn Jesaias den hoffärtigen Töchtern von Zion Schmach und Elend verkündigt (III. 16 — 26), sagt er unter andern: „Der Herr wird wegnehmen den Schmuck der Fußspangen und der Netze, die Schleier und den Kopfbund (Turban); statt der Wohlgerüche aber wird er stinkenden Moder, statt des Gürtels einen Strick geben." Es liegt also die Vermuthung nicht fern, daß die babylonischen Frauen, an dem Tage ihrer Hingebung, wo sie sich als Leibeigne der Göttin und zu ihrem Dienste verpflichtete darstell-

ten, ihren Hauptschmuck abgelegt, und an seiner Stelle die Stirn mit dem Zeichen der Knechtschaft umschlungen haben[21]).

Ein hellenischer Mythus scheint dieser Vermuthung zu Hülfe zu kommen. Nachdem Prometheus durch Vermittelung des Herakles von den Banden befreit worden war, die ihn zur Strafe des Feuerraubes angeschmiedet hielten, wurde ihm vom Zeus als leichtere Buße auferlegt, das Haupt mit dem Weidenzweig, zum Fesseln eben sowohl als zum Schlagen dienlich, zu umwinden[22]). Was aber dem Titanen zur Buße diente, wandelten, nach Aeschylus Ausspruch[23]), die Menschen in ein Ehrenzeichen um, ohne Zweifel, damit „die alte Bekränzung, der Fesseln beste" (ἀρχαῖον στέφος, δεσμῶν ἄριστος) ein Zeichen dankbarer Erinnerung bliebe.

Das Zeichen der Unterwürfigkeit, wenn wir es recht gedeutet haben, wurde von den Babylonischen Weibern ohne Zweifel nur an dem Tage oder in der Zeit ihrer Hingebung getragen, so lange bis die gesetzmäßige Buße vollbracht war. Dieses geht mit großer Bestimmtheit aus dem für den hier behandelten Gebrauch und die Kenntniß der Sitten überhaupt so wichtigen (apokryphischen) Briefe des J e r e m i a s hervor, der, in der Form einer Weissagung, gegen die falschen Götter Babylons warnt. „Die Weiber, sagt der Verfasser[24]), m i t S t r i c k e n u m f a n g e n

sitzen an den Wegen, mit Kleie räuchernd. Und wenn eine derselben von einem der Vorübergehenden von ihrem Platze gezogen wird, und er mit ihr geschlafen hat, so schilt sie ihre Nachbarin, weil sie nicht wie sie werth gehalten, und ihr Strick nicht zerrissen worden ist"[25]).

Heyne, welcher diese Stelle nicht übersehen hat, ist über den Sinn der ersten und letzten Worte in Zweifel. Indem er (S. 31. not. d.) mit ihnen den Ausdruck Herodots σχοινοτενέες διέξοδοι vergleicht, von dem er meint, daß er von einem Einschlusse der Frauen zwischen umhergezogenen Stricken[26]) verstanden werden könne, findet er in den Worten des Propheten eine nicht leicht zu hebende Zweideutigkeit. Σχοινία nemlich könnten die von Herodot durch θώμιγγες bezeichneten Kränze (corollae plexiles?) seyn, oder auch die Stricke, von denen die Harrenden umschlossen gewesen; er ziehe aber das letztere vor, weil es nachher heiße, οὔτε τὸ σχοινίον αὐτῆς διεῤῥάγη: disruptus itaque est funiculus, pone quem praetentum mulier sedebat.

Wir sind der entgegengesetzten Meinung. Der Strick (die Schnur), welcher zerrissen wurde, ist kein andrer als der, mit dem das Haupt der Ausgewählten umschlungen war, und der, nach Erfüllung des Gesetzes, zerrissen wurde. Dieß ist der Natur der Sache, so wie auch dem Sprachgebrauche angemessen, welcher τὸ αὐτῆς σχοι-

γίον kaum anders als auf die besagte Weise zu erklären gestattet[27]). Auch der Ausdruck περιτεθέμεναι würde von einem Einschließen durch Stricke wenigstens unbequem seyn, während er von einer Bekränzung der herkömmliche ist[28]).

Was endlich die Worte „mit Kleie räuchern" betrifft, so ist Heyne der Meinung (p. 31. not. d.), daß sie aus dem, was Herodot und Strabo von den Reinigungen der Weiber nach dem Beischlafe[29]) sagen, erklärt, und nicht mit ἐγκάθηνται verbunden werden dürften[30]). Wäre dem wirklich so, so müßte man eingestehn, daß sich der Verfasser des Briefes schlecht und undeutlich ausgedrückt hätte. Aber was zwingt uns zu dieser Annahme? Warum sollten nicht die des Befreiers harrenden Weiber während der Weile Kleie auf die Rauchpfanne gestreut haben, entweder um jede feindselige Hinderung des zu vollbringenden Geschäftes abzuwehren, oder auch um sich selbst zur Vollbringung des Mysteriums zu reinigen[31]). Wäre aber auch keines von beiden der Grund des Gebrauches, so scheint es uns gerathner, in einer Sitte, die vielleicht selbst denen, die sie übten, dunkel war, unsre Unwissenheit zu bekennen, als eine Erklärung, gegen die sich die Folge der Rede sträubt, zuzulassen.

Anmerkungen.

1) Heyne de Babyloniorum instituto religioso, ut mulieres ad Veneris templum prostarent ad Herodot. I. 199. in den Commentat. Soc. Reg. Vol. XVI. p. 30—42.

2) Eine ähnliche Sitte besteht auch jetzt noch in Rußland, wo die mannbaren Mädchen einer Stadt oder eines Ortes zu gewissen Zeiten auf einem öffentlichen Platze zusammenkommen, jede von einer Verwandte oder Vermittlerin begleitet, die den sich einstellenden Werbern über die Mitgift und was er sonst zu wissen verlangt, Auskunft geben.

3) Dasselbe sagt Aelian. V. H. IV. 1. und Nicol. Damasc. bei Stobae. XLIV. p. 198.

4) *πᾶς τις τοῦ δήμου, βίου σπανίζων, καταπορνεύει τὰ θήλεα τέκνα.* So sagt Herodot I. 94. von Lydiern, sie hätten ähnliche Gesetze wie die Hel-

lenen, außer daß sie ihre Töchter feil machten: χωρὶς ἢ ὅτι τὰ θήλεα τέκνα καταπορνεύουσι. Von demselben Volke heißt es vorher c. 93. alle Töchter desselben (τοῦ Λυδῶν δήμου) gäben sich der Wollust Preis, und sammelten sich auf diese Weise einen Brautschatz, bis zu ihrer Verheirathung. Sie wählen aber ihre Männer selbst (ἐκδιδόασι δὲ αὐταὶ ἑωϋτάς). wobei Heyne (a. a. O. p. 35) bemerkt: Esse haec non satis diligenter narrata censeo. De hominibus ex plebe egena agi apparet, siquidem dotem sibi puellae hoc quaestu quaesiverunt. So war es im Mittelalter auch in Venedig ganz herkömmlich, daß die Töchter ihre Mitgift mit dem Leibe verdienten; und hier, wie in Frankreich (nach Olivier Maillard, am Ende des 15ten Jahrh.) waren es die Mütter, die ihre Töchter in derselben Absicht zu verkuppeln pflegten. (Étienne Apologie d'Hérodote. I. p. 46. ff. 49).

5) S. Athen. XII. p. 516. A.B. Justin. XVIII. 5. Mos erat Cypriis virgines ante nuptias statutis diebus dotalem pecuniam quaesituras in quaestum ad litus maris mittere pro reliqua pudicitia*) liba-

*) in matrimonio servanda. Dübner.

menta Veneris soluturas. Vergl. Meurs. Cypr. I. 8. II. 15.

6) Daß der Gebrauch religiöser Natur war, hat Heyne sehr gut eingesehn, wenn er S. 33. sagt: quod illae, usum virorum exterorum expertae, nec pudorem laesum putarunt, et matrimonii fidem posthac coluerunt, fidem omnem superare dixeris, nisi quantam religio vim ad hominum animos habeat, memineris. Ritum enim religiosum fuisse, et ad Mylittae, quam Venerem Graeci ediderunt, sacra spectasse, manifestum est, ita ut feminae tali religione obstrictae nonnisi pudore apud templum deposito eae exsolutae esse crederentur. Diese Ansicht ist ohne Zweifel die richtige; aber darinne fehlt der treffliche Forscher, daß er beim Aufspüren der Entstehung des Gebrauches in einen unhaltbaren Euhemerismus verfällt.

7) Von den Lydischen Frauen wird Gleiches berichtet, daß sie vor ihrer Verheirathung den Männern zu willen waren, nach derselben aber ein sittsames Leben führten., Aelian. V. H. IV. 1. Dasselbe wird von den Bewohnerinnen des Bernerlandes und des Schwarzwaldes, trotz der Komm- und Probe-Nächte,

gerühmt, die früher auch bei andern nordischen Völkern herkömmlich waren, mit der Religion aber nichts gemein hatten. S. Meiners Götting. histor. Magaz. 3. Bd. S. 510. ff.

8) So betrachteten auch die Lokrenser die Prostitution ihrer Töchter, als sie, nach Justin. XXI. 3. im Kriege mit dem Tyrannen der Rheginer gelobten, si victores forent, ut die festo Veneris virgines suas prostituerent.

9) Nicht übereinstimmen können wir mit dem, was unser gelehrter Freund in der Symbolik. II. S. 24. sagt: „Der wollüstige Tribut, den das weibliche Geschlecht dort (in Babylon) im Tempel der großen Mylitta brachte, wo jede Babylonierin wenigstens (?) einmal in ihrem Leben sich jedem Wählenden Preis geben mußte." Von einer Wiederholung ist weder bei Herodot noch bei Strabo die Rede. Und doch wäre diese, wenn es, nach Heynens Meinung, auf den Erwerb einer Mitgabe oder auf Bereicherung des Tempels abgesehn gewesen wäre, vorzüglich nöthig gewesen. Die letztere Absicht spricht Heyne p. 40. aus: mature res in utilitatem templorum verti debuit, mercede inde in templi cellam

relata. Diese Behauptung wird schon dadurch zurückgewiesen, daß die Frauen verpflichtet waren, das ihnen von den Wählenden zugeworfene Geldstück, wie gering es auch seyn mochte, anzunehmen. Vortheil suchende Priester hätten ohne Zweifel einen Kaufpreis festgesetzt.

10) Dieselbe Bemerkung macht Heeren (Ideen. I. 2. S. 180. Anm. 2.) wenn er sagt: „In welchem Verhältnisse diese Sitte mit der Behandlung des weiblichen Geschlechtes im Orient überhaupt stand, ist höchst lerreich gezeigt von Heyne (de Babylon. instituto etc.). Nur den Punkt bezweifle ich, daß die Sitte als Einweihung zur Ehe betrachtet werden darf. Denn aus der Erzählung Herodots scheint mir zu erhellen, daß es nicht Mädchen, sondern Frauen waren, die sich ihr unterwerfen mußten." Hiergegen kömmt Heynens Bedenken (p. 32.) in keinen Betracht: Vix probabile est, uxoribus maritos talem veniam daturos fuisse: ergo innuptas ritui obnoxias fuisse, credere licet.

11) Clem. Alex. Strom. VII. p. 848. 13.

12) Die Geschäfte der Aphrodite, oder vielmehr

die Handlungen, welche unter ihrem Einflusse stehn, zählt Hesiodus Theog. 203. auf:

ταύτην δ' ἐξ ἀρχῆς τιμὴν ἔχει, ἠδὲ λέλογχε
μοῖραν ἐν ἀνθρώποισι καὶ ἀθανάτοισι θεοῖσι,
παρθενίους τ' ὀάρους μειδήματά τ' ἐξαπάτας τε
τέρψιν τε γλυκερὴν φιλότητά τε μειλιχίην τε.

Aehnliches sagten die Anbeter der Gestirne von dem Sterne der Venus, daß die auf ihm wohnenden Genien in den Menschen sinnliche Lüste und Unzucht erregten. S. Gesenius Commentar über den Jesaia. Beylage 2, 2. Tom. II. p. 339.

13) Von dem Hierodulendienste in den Tempeln der Anaïtis, dem auch Jungfrauen der edelsten Geschlechter gewidmet wurden, s. Strabo XI. p. 532. Heyne de Sacerdotio Comanensi in den Commentatt. Soc. reg. XVI. p. 117. 119. und von den Hierodulen überhaupt J. Kreuser: Der Hellenen Priesterstaat. Mainz. 1822. Auffallend, aber dem stabilen Geiste des Orients angemessen, ist in den östlichen Gegenden von Vorder-Asien das Vorherrschen hierarchischer Verfassungen, in denen sich die auffallendsten Erscheinungen anhäufen. Noch zu Strabo's Zeit war in dem Kataonischen Komana

dem Priester im Tempel der Enyo ein großes Gebiet und mehr als 6000 Tempeldiener unterthan (Strabo XII. p. 535.); nicht weniger in Ameria im Pontus (ib. XII. p. 557.), und in Komana derselben Landschaft, einem vielbesuchten Wallfahrt's-Orte, angefüllt mit Weibern, die mit dem Leibe dienten (τῶν ἐργαζομένων απο τοῦ σώματος), von denen die Mehrzahl der Aphrodite heilig war (Strabo XII. p. 559). Auch in dem eigentlichen Hellas finden wir einen Priesterstaat zu Oechalia, wo ein großes Gebiet den Asklepiaden gehorchte. Strabo IX. p. 438. wie denn auch an vielen andern Orten Gemeindegut und Tempelgut gesondert war. S. Kreuser a. a. O. S. 21. f.

14) Athenagoras (adv. Graec. p. 27. D.) sagt von dem ähnlichen Gebrauche, den er nach seiner Ansicht nicht anders als πορνείαν nennen kann, die Weiber hätten geglaubt, die Gottheit dadurch zu versöhnen (ἱλάσκεσθαι). Das Wort ἀφοσιοῦσθαι, dessen sich Herodot bedient, wird eben sowohl vom Abbüßen einer Schuld, als von der Erfüllung einer heiligen Handlung gebraucht. Sainte-Croix (sur les Mystères II. p. 100.) hält sich in der All=

gemeinheit: persuadès que l'astre que Mylitta représentait avait quelqu'influence sur la génération, ils crurent se la rendre propice en prostituant leurs femmes dans son temple.

15) So gab es nach Hekatäos (b. Stephan. Byz. in Δούλων πόλις) eine Stadt in Libyen, in welcher alle Einwohner Knechte des Heiligthums, und nur Einer frei war.

16) So gab es auch in Eryx, einem Heiligthume der Venus, von ihren Dienern und Dienerinnen bewohnt, außer den servis Venereis, auch libertos, qui a Venere se liberaverant; ohne doch dadurch ihres Schutzes verlustig zu gehn; wie aus der Erzählung b. Cicero in Q. Caecil. Divin. c. 17. erhellt.

17) Von einem gleichen Rechte der Fremden in einem ähnlichen Falle, von dem Lucian (de Dea Syria. c. 6.) berichtet, weiß ich keine genügende Erklärung zu geben. „Bei der Feier des Adonisfestes, heißt es dort, zu Byblos, scheeren sich die Weiber das Haupt, wie die Aegyptier beim Tode des Apis; diejenigen aber, die dieß nicht thun wollen, vollziehn folgende Strafe. An einem bestimmten Tage bieten

sie ihre Reize feil; nur den Fremden aber ist der Kauf gestattet, und der Lohn wird der Aphrodite zum Opfer entrichtet." Heyne sagt bei Erwähnung dieses Gebrauches (p. 40. not. y.) videtur et hoc ad pauperes pertinuisse; nam divites poterant comae pretium ex sua pecunia persolvere. Quorsum igitur corpore meruissent? indem er von der Meinung ausgeht, es sey bei diesem Gebrauche auf Bereicherung des Tempels abgesehn gewesen. Vielmehr müßte man dann umgekehrt fragen: warum sollten die Aermern Bedenken getragen haben, ihre Haare dem Gotte zu Ehren abzuschneiden? und würden dieß nicht eben die Vornehmern und Reichern gänzlich unterlassen haben, wenn nicht eine erniedrigende Buße darauf gesetzt gewesen wäre, welche in jedem Betrachte härter war als jede Geldstrafe?

18) Nach Hesychius ist *θῶμιγξ, λεπτὸν σχοινίον. θώμιγγες. δεσμοί. ὁρμιαί. σχοινία. χορδαί. σπαρτία καννάβινα.* eben so nach Festus: Thomices graeco nomine appellantur cannabi impoliti.. tortae restes e quibus funes fiunt. Lucilius: Videmus vinctum thomice cannabina.

19) S. Hartmann die Hebräerin am Putztische. 2. Th. S. 249—257.

20) Als Symbol der Knechtschaft und Unterdrückung wird beim Iesaias XXIII. 10. der Gürtel genannt, wobei, nach Gesenius I. Th. S. 733. an den Strick zu denken ist, der den Leib des Sclaven umgibt. Den Gebrauch der θῶμιγξ zur Geißelung beweißt das davon gebildete Zeitwort θωμίζειν. Hesych. θωμιχθείς. μαστιχθείς. und die Worte Anacreons (b. Athen. XII. p. 534.) von dem nichtswürdigen Artemon: ἐν νώτῳ σκυτίνῃ μάστιγι θωμιχθείς.

21) Man kann hierbei an den Gebrauch denken, von dem selbst noch in unsern Tagen Beispiele vorgekommen sind, Verbrechern, die des Stranges werth befunden, aber begnadigt worden waren, einen Strick um den Hals tragen zu lassen, als Zeichen, daß sie dem Galgen verfallen waren. Auch die Bekränzung der Samischen Karier mit dem Weidenzweige (λύγος), welchen sie zur Büßung trugen, war ein Symbol ihrer Abhängigkeit von der herrschenden Göttin des Landes; indem der Weidenzweig zur Bekränzung untauglich, eigentlich zur Fesselung diente: ὁ τῆς

λύγου στέφανος ἄτοπος· πρὸς δεσμοὺς γὰρ καὶ πλέγματα ἡ λύγος ἐπιτήδειος. Athen. XV. p. 671. F. Menodotus ebendas. p. 672. E. F.

22) Athen. XV. p. 672. F. Suidas. *λύγοι μάστιγες αἷς οἱ ἀθληταὶ τύπτονται.*

23) Im befreiten Prometheus b. Athenäus XV. p. 674. D. *Αἰσχύλος σαφῶς φησιν ὅτι ἐπὶ τιμῇ τοῦ Προμηθέως τὸν στέφανον περιτίθεμεν τῇ κεφαλῇ τοῦ ἐκείνου δεσμοῦ.* In den gleich darauf aus der Sphinx desselben Dichters angeführten Versen:

τῷ δὲ ξένῳ γε στέφανον, ἀρχαῖον στέφος,
δεσμῶν ἄριστος ἐκ Προμηθέως λόγου.

wo Heyne (ad Apollodor. T. II. p. 174.) *λύγου* verbessert*), mit unbedingter Zustimmung Welckers in der Aeschylischen Trilogie S. 50. wo der ganze Mythus gelehrt erläutert, und mit einem andern von dem Ringe des Prometheus verknüpft wird. Auf diesen andern bezieht unser gelehrter Freund die Worte Catulls de Nupt. Pel. et Thet. v. 295. Post hunc consequitur solerti corde Prometheus,

*) Auch in den Worten des Philochorus b. dem Scholiasten des Euripid. Hipp. v. 73. *τῷ μὲν λόγῳ στέφεσθαι.* ist mit Theod. Bergk *τῇ μὲν λύγῳ* zu lesen (Anacr. fragm. p. 152.).

Extenuata gerens veteris vestigia poenae. wo Lenz S. 171. den Mythus von der Bekränzung herbei zieht.

24) Ἐπιστολὴ Ἰερεμίου. v. 42. 43. in Breitingers Vet. Testam. Tom. III. 298. Die Ausgabe dieses Briefes von Nicolaus Bondt habe ich leider nicht zu Rathe ziehen können.

25) αἱ δὲ γυναῖκες περιτιθέμεναι [oder περιθέμεναι] σχοινία ἐν ταῖς ὁδοῖς ἐγκάθηνται. und: τὴν πλεσίον αὐτῆς ὀνειδίζει, ὅτι οὐκ ἠξίωται ὥσπερ καὶ αὐτή, οὐδὲ τὸ σχοινίον αὐτῆς διεῤῥάγη.

26) Videri potest unaquaeque mulier funiculo praetento tamquam inclusa sedisse. Dieser Sinn scheint nicht in dem Worte zu liegen, das bei H. nichts anders bedeutet, als schnurgerade, nach der Schnur gerichtet. So I. 189. κατέτεινε σχοινοτενέας διώρυχας. VII. 23. Warum hätten die Frauen auch eingeschlossen seyn sollen, da die Wählenden freien Zutritt zu ihnen haben sollten? Schnurgerade aber waren die Zugänge, wie es mir scheint, um das Ueberschauen der an ihnen zur Auswahl Sitzenden zu erleichtern.

27) In Schleusner's Nov. Thesaur. Phil. crit. Tom. V. p. 246. werden v. ΣΧΟΙΝΙΟΝ verschiedne Erklärungen dieser Stelle angegeben. Ein alter Scholiast (Olympiodorus ap. Ghisler. in Caten. p. 260) erklärte *σχοινία* durch *περιζώματα.* mit dem Zusatze: *καλυπτόουσαι γὰρ μόνα τὰ τοῦ σώματος ἀσχήμονα, τὰ λοιπὰ παρεγύμνουν προςκαλούμεναι τοὺς ἐραστάς.* Gewiß unrichtig. Raphelius dagegen (Annotat. in S. S. ex Herodoto p. 113.) richtiger: coronas ex funiculis junceis contextas. Mit unsrer Meinung übereinstimmend Grotius ad Levit. XIX. 29. funes sunt signa votivae obligationis. Eben so ad. Baruch. c. 6, 42. funes sunt signa, ex quibus intellegebatur, tales foeminas esse voti reas. Omnis enim promissio vinculum vocatur. und v. 43. neque funis ejus disruptus sit: Quod erat signum liberatae voto, quod *ἀποσιοῦσθαι τῇ θεῷ* dixit Herodotus.

28) Plutarch. T. II. p. 184. A. *Ἄτταλος περιθέμενος τὸ διάδημα.* Ib. p. 46. B. *ἀθλητῇ στέφανον ῥόδων οὐ δάφνης περιτιθέντες.* p. 814. A. *τοὺς στεφάνους περιτίθεσθαι.* Herodian. I. 3, 3. *κισσὸν περιτιθεὶς τῇ κεφαλῇ.* VI. 2, 7. *περιθέμε-*

νος τὸ διάδημα. Vergl. Baehr. ad Vit. Pyrrh. c. 11. p. 170.

29) Herodot. I. 198. *ὁσάκις δ' ἂν μιχθῇ γυναικὶ τῇ ἑωϋτοῦ ἀνὴρ Βαβυλώνιος, περὶ θυμίημα καταγιζόμενον ἵζει, ἑτέρωθι δὲ ἡ γυνὴ τὠϋτὸ τοῦτο ποιέει· ὄρθρου δὲ γενομένου λοῦνται καὶ ἀμφότεροι.* Vergl. Strabo XVI. p. 745.

30) Secundum haec, verba Jeremiae *θυμιῶσαι τὰ πίτυρα* non jungenda sunt cum *ἐγκάθηνται*, verum referenda sunt ad quid, quod more religioso fieri solebat, ut, abducta a viro mulier, congressu facto, fumigaret se furfure accenso.

31) Als Vorbereitung zu einem Mysterium wird der Gebrauch der Kleie an zwei Stellen erwähnt. Beim Theokrit 2 Jd. 33. wirft Simätha bei ihrem magischen Geschäfte Kleie in das Feuer; und Demosthenes (Or. pro Cor. p. 313.) wirft seinem Gegner vor bei den mystischen Geschäften seiner Mutter die Eingeweihten mit Thon und Kleie abgerieben zu haben. S. unsre Anmerkungen S. 619. Etwas Aehnliches muß auch bei der komischen Weihung des Strepsiades in den Wolken v. 264. gedacht werden. Olympiodorus bietet zu der Stelle des Jere=

mias mehrere Vermuthungen: Ἀφροδίτῃ τυχὸν ἤ τινι προαγωγῷ. ἴσως δὲ καὶ εἰς καθαρμὸν τοῦτο ἐποίουν αἱ δυςτυχεῖς. Schleusner Thesaur. Phil. Crit. Vol. IV. p. 347. hält sich an das erstere: ex mea sententia non fuit aliquod lustrationis genus, sed potius incantamentum amatorium ad animos in amorem pelliciendos.

---

3. Xenophon oder Themistogenes?
1819.

In dem Wörterbuche des Suidas (Tom. II. p. 171.) wird als Griechischer Historiker der Syrakusaner Themistogenes aufgeführt, und diesem die Geschichte des Feldzugs von Cyrus, die unter den Werken Xenophon's herumgehe, beigelegt. Auch Anderes über sein Vaterland habe er geschrieben [1]).

Dasselbe berichtet das Wörterbuch der Eudocia (p. 233), doch ohne Nennung des Xenophon.

Gewichtvoller als das Zeugniß dieser späten Sammler ist was Xenophon selbst sagt (Hellenic. III. 1. 2.): „Wie Cyrus ein Heer gesammelt, und mit diesem gegen seinen Bruder hinaufgezogen, und wie die Schlacht sich begeben hat, und wie er gestorben ist, und wie hierauf die Hellenen an das Meer hin gerettet worden sind, ist von Themistogenes dem Syrakusier beschrieben worden."

Nun sagt in Beziehung auf diese Stelle Plutarch (de Glor. Athen. 1. T. II. p. 345. E.): „Xenophon war selbst der Gegenstand seiner Geschichte, indem er beschreibt, was er als Heerführer gethan und vollbracht hat, und hierüber den Themistogenes den Syrakusaner anführt, indem er den Ruhm des Werkes einem Andern überließ, um, wenn er von sich wie von einem Andern erzählte, glaubwürdiger zu seyn."

Diesen Zeugnissen zufolge hat Themistogenes den Feldzug des jüngern Cyrus beschrieben, und ihn auch nicht beschrieben. Jenes bezeugt Xenophon und die Lexikographen; dieses Plutarch und ein Ungenannter [2]). Beide Zeugnisse sind mit größter Bestimmtheit ausgesprochen.

Hier sind mehrere Fälle denkbar:

1. Themistogenes schrieb eine Anabasis, in welcher der Feldzug bis zu dem Zeitpunkte erzählt war, wo das hellenische Hülfsheer an dem Meere (dem Pontus, oder, noch weiter hin, an dem Bosporus) angekommen war. Auf dieses Werk beruft sich Xenophon (Hellen. III. 1. 2.).

2. Dieses Werk des Themistogenes ist verloren gegangen.

3. Dieses Werk ist nicht verloren, ist aber unter die Schriften des Xenophon gemischt worden, und die dem letztern beigelegte Anabasis gehört dem Themistogenes an. —

4. Xenophon hat dieselben Begebenheiten eben-

falls beschrieben, sie aber weiter, nemlich bis zur Uebergabe des hellenischen Heeres an den Spartaner Thimbron geführt. Dieses ist die noch vorhandene, einstimmig gepriesene Anabasis.

5. Diese Anabasis gehört zur einen Hälfte dem Themistogenes, zur andern dem Xenophon an; und da einer solchen Annahme die ganze Fassung des Werkes widerspricht, so kann es

6. Themistogenes nach Xenophon's Angaben geschrieben, oder die ihm von seinem Freunde mitgetheilten Notizen geordnet haben. Oder endlich

7. Xenophon hat das Werk, das er selbst verfaßt hat, und das jetzt seinen Namen führt, einem Fremden beigelegt, und zwar einem Syrakusaner, der von Parteinahme entfernt scheinen konnte, um dem, was er von sich erzählte, mehr Eingang zu verschaffen.

Die beiden ersten Annahmen (1. 2.) enthalten nichts Unwahrscheinliches; und wenn die Anabasis des Themistogenes von Andern nicht erwähnt wird, so ist dieses kein Grund, ihr Daseyn abzuleugnen. Nur so viel ist dann gewiß, daß, als Xenophon sich auf jene Schrift in der Hellenischen Geschichte berief, keine andere, oder doch keine bessere Quelle vorhanden war, und er selbst diesen Stoff noch nicht bearbeitet hatte [3]). Als aber sein Werk erschien, traten die andern, wenn deren vorhanden waren, und unter ihnen auch das des Themistogenes, in das Dunkel und

wurden vergessen. Nicht anders ist es auch den Schriften ergangen, welche Jener über sein Vaterland verfaßt hatte, und die außer Suidas Niemand erwähnt. Diese, auch von der Eudocia wiederholte Notiz, so unbedeutend sie auch an sich ist, reicht doch hin, das Daseyn eines Historikers Themistogenes zu sichern.

Die dritte Annahme, die sich auf Suidas Zeugniß stützt, ist von Usser ergriffen und mit Gründen unterstützt worden, die man gelten lassen müßte, wenn sich nicht das Werk selbst auf das entschiedenste dagegen erklärte. So haben auch ohne Zweifel die Alten gemeint, welche überall den Sohn des Gryllus als Verfasser der Anabasis erkannten. Des Themistogenes wird dabei gar nicht gedacht, und Dodwell irrt, wenn er (Apparat. Annal. Thucyd. §. 28) sagt: Historiam illam, quam Xenophon tribuit Themistogeni, nemo dubitat eandem esse, quae hodieque Xenophontis nomine insignitur.

Auch Morus irrt, wenn er meint, das Werk des Themistogenes müsse mit der Ankunft des Heeres am Pontus geendigt haben, weil X. in seiner Erwähnung desselben dieses Ziel nenne. Offenbar deutet X. nur den Hauptinhalt des Werkes an [4]), und wenn er nichts von dem sagt, was dem Heere von seiner Ankunft beim Pontus an weiter begegnete, so folgt hieraus nicht, daß er auch in dem Werke selbst nichts davon gefun=

den habe, so wenig als aus der προέκθεσις der Iliade gefolgert werden darf, daß die Ilias nur bis zur Aussöhnung Achills mit dem Atriden gegangen sey. Für Xenophons Zweck reichte jene kurze Erwähnung hin; wäre mehr erforderlich gewesen, so hätte er dieses Mehrere aus eigner Kenntniß ergänzen können. Hierdurch fällt auch die von Morus aufgestellte Vermuthung hin, daß X., eben weil das Werk des Themistogenes unvollständig gewesen, für gut gefunden habe, dieselbe Geschichte noch einmal zu bearbeiten, und sie auf die Weise, wie in seiner Anabasis geschieht, zu Ende zu führen.

Der Gedanke, dem ich die fünfte Stelle angewiesen habe, ist so viel mir bekannt, nie ernstlich ausgesprochen worden. Die Anabasis, die wir kennen, ist und kann nur das Werk Eines Verfassers seyn.

Dieser Eine aber, sagt Matthiä [5]), war nicht Xenophon, sondern Themistogenes.

Wir lassen unsern Freund selbst sprechen:

„Der Feldzug des jüngern Cyrus, sagt er, fällt in Ol. XCIV. 4. (vor Chr. G. 401), zu welcher Zeit Xenophon, des Proxenus Altersgenoß, ungefähr 30 Jahre alt war [6]). Wenn also, dieser Angabe nach, seine Geburt um Ol. 87, 1. (v. Chr. 432) zu setzen ist, so hatte er, da er die Hellenika beendigte, den Rückzug der 10000 als ein Greis von 69 Jahren, schon um etwa

40 Jahre überlebt. Ist es nun sehr wahrschein=lich, daß derselbe Mann, der in seiner Griechischen Geschichte, wo er den Feldzug des Cyrus, in und nach welchem er selbst eine so bedeutende und ehrenhafte Rolle gespielt hatte, ganz oben hin be=rührt, auf Themistogenes verweißt, noch in seinen alten Tagen (etwa 2 Jahre vor seinem Tode) auf den Einfall gerathen seyn sollte, die nämliche Geschichte nun auch selbst, und zwar s o der Nach=welt zu überliefern, daß eigentlich Niemand, ohne auf irgend eine Art befangen zu seyn, an ihn als Verfasser denken kann, wenn er gelesen hat, daß eben dieser anspruchslose Xenophon einem Andern, namentlich bezeichneten, das Verdienst beilegt, den denkwürdigen Feldzug nach Oberasien gegen Artaxerxes beschrieben zu haben. In sei=nen übrigen Schriften redet Xenophon (so viel ich mich erinnere) von s i c h stets in der ersten, in der Anabasis von i h m stets in der dritten Person; denn wenn auch I. 9. 28. der Vf. der Anab. sich selbst in der ersten Person nennt, so thut er es offenbar als Berichtender des Gehör=ten. So scheint es mir immer noch (denn ein bestimmtes Urtheil will ich mir nicht anmaßen), d a ß d e r S y r a k u s a n e r T h e m i s t o g e n e s d i e A n a b. n a c h X e n o p h o n t i s c h e n M a=t e r i a l i e n u n d i m X e n o p h o n t i s c h e n S t i l e b e a r b e i t e t h a b e n m ö g e."

So weit unser Freund.

Hier will ich nun gleich, bevor ich mir einige Einwendungen erlaube, zugestehn, daß die hier ausgesprochene Vermuthung, so wie sie hier gestellt ist, mir mit einiger Beschränkung oder Erweiterung, wie man will, ganz und gar nicht verwerflich scheint.

Ich würde sie nemlich so stellen: Themistogenes habe die Geschichte des Feldzuges nach Materialien, von denen die wesentlichsten und wichtigsten Theile von Xenophon selbst ausgearbeitet waren, zusammengesetzt und geordnet 7). Das Werk war dann, wie man es eben nehmen mochte, von Xenophon und von Themistogenes; und sowohl der Xenophontische Stil, der außerdem fast wie ein Wunder erscheinen müßte, als auch das, was nicht durchaus Xenophontisch und attisch ist, erklärt sich dann von selbst.

Mehr als ein Räthsel lößt sich so ohne alle Mühe. Erstlich, die Erscheinung, daß das Urtheil des ganzen Alterthums so befangen war, ein Werk, das Xenophon selbst einem Andern zugewiesen hatte, doch ihm beizulegen, und zwar so ganz ohne Einschränkung, als ob es sich von selbst verstände. Und mich dünkt mit vollem Rechte. Denn, um gerade heraus zu sprechen, mir scheint in diesem Urtheile so gar keine Befangenheit zu liegen, daß ich es vielmehr für unmöglich halte, die Anabasis zu lesen, ohne überzeugt zu werden, daß sie von dem geschrieben

sey, der, wie Plutarch sich ausdrückt, ihr vornehmster Inhalt war. Ich will nicht Einzelnes aufzählen; aber kein Dritter wäre im Stande gewesen, die innern Zustände Xenophons, seine Selbstberathungen, die Momente seiner Entschließungen so wiederzugeben; kein Dritter würde so manches kleine und unbedeutende Ereigniß auch nur erwähnt haben. Als das Heer bei Sitaca angekommen ist, geht Xenophon mit Proxenus nach dem Nachtessen vor dem Lager auf und ab; ein fremder Mann, angeblich von Ariäus abgeschickt, kömmt herzu und warnt gegen einen nächtlichen Ueberfall; Proxenus hört seine Botschaft an; vom Xenophon wird nichts weiter gesagt (II. 4. 15.). Denn daß der Jüngling, der nachher beim Klearchus die empfangene Botschaft beurtheilt, Xenophon sey, wie Zeune vermuthet, wird von Weiske nicht ohne Grund bezweifelt. Seine Erwähnuug hat also für die Sache selbst nicht die geringste Wichtigkeit. Dem Gemüthe des Erzählenden aber war die Erinnerung an den Gastfreund werth, der ihm wenige Tage nachher durch Tissaphernes Verrath entrissen wurde; damals aber vielleicht zum letztenmale in seiner Nähe gewesen war.

Von dieser Art findet sich Mehreres.

Die Frage, wie Xenophon in seinem hohen Alter auf den Gedanken gekommen sey, die Geschichte, die schon ein Andrer geschrieben hatte,

auf den er selbst den Leser verweißt, noch einmal, vierzig Jahre nachdem sie sich begeben hatte, auch zu schreiben, beantwortet sich nun ohne Mühe. Nicht erst nach Vollendung der Hellenika, nicht als ein Greis und nach langem Verlauf, hat er die denkwürdigsten Begebenheiten seines Lebens niedergeschrieben, sondern aus frischer Erinnerung, so wie sie ihm, dem Augenzeugen, lebendig vor der Seele standen; und als er im dritten Buche der Hellenika den Leser wegen des persischen Feldzugs auf den Themistogenes verweißt, hatte dieser aus den ihm übergebnen ausführlichen Denkwürdigkeiten seines Freundes das Werk der Anabasis, wahrscheinlich so, wie wir es jetzt besitzen, zusammengesetzt und geordnet. Wie groß oder wie klein hierbei sein Verdienst gewesen, wissen wir nicht; der Antheil aber, den X. daran hatte, der ja auch wohl das Ganze nach geschehener Anordnung übersehen und abglätten mochte, stach zu leuchtend hervor, um nicht das, was der Ordner dabei geleistet, in das Dunkel zu rücken, und endlich seinen Namen selbst bis auf einen matten Schimmer auszulöschen. Ja, er würde gänzlich verloschen seyn, wär' er nicht von seinem bescheidnen Freunde erhalten worden.

Was aber konnte diesen bewegen, das, was dem Wesen nach sein Werk war, einem Andern beizulegen, und das, was er gethan und voll=

bracht hatte, von diesem Andern, als etwas, das ihn nichts angehe, erzählend berichten zu lassen?

Um dem, was er von sich zu erzählen hatte, leichter Glauben zu verschaffen, wenn er es als Erzählung eines Dritten in die Welt brächte, sagt Plutarch.

Themistogenes war vom Xenophon geliebt, sagt Tzetza [8]), und dieser setzte den Namen des Geliebten, um ihn zu ehren, auf das von ihm selbst verfertigte Werk.

Das Eine wie das Andere kann seyn, und wenn es auch nur auf Vermuthungen beruht, darf es doch für wahrscheinlich gelten.

Bei dem zweiten, als von einem wenig zuverlässigen, wenn schon nicht unbelesenen Zeugen berichtet, verweilen wir nur, um zu bemerken, daß dem Character Xenophon's und seiner bekannten Neigung für schöne Jünglinge, nichts angemessener war als dieser kleine Betrug, durch den er den geringern Ruhm des Schreibers für den größern Lohn des gewünschten Dankes opferte. So wie wir sein Gemüth kennen, dürfen wir glauben, daß der Beifall, den die Welt dem weggegebenen Werke schenkte, ihn nun doppelt erfreute, und daß der größere Theil dieser Freude sich auf den geliebten Jüngling bezog. Der Ruhm der vollbrachten Thaten blieb ihm ja doch ungekränkt, wenn sie in seinem Sinne, obgleich unter fremdem Namen berichtet wurden.

Der von Plutarchus aufgestellte Grund darf schon etwas sorgfältiger in's Auge gefaßt werden. Um der Erzählung bessern Glauben zu verschaffen, sagt Plutarch, habe X. seinem Namen einen fremden untergeschoben. Man kann fragen: Ist der Bericht des Augenzeugen nicht glaubhafter, als der eines Dritten 9)? Nicht immer, können wir antworten; vorzüglich nicht da, wo Täuschung nah liegt; am wenigsten da, wo der Berichtende von sich selbst und seinen Thaten 10) spricht. Wir setzen hinzu, wenn seiner Erzählung die Absicht einer Rechtfertigung zum Grunde liegt.

Und in diesem letztern Falle scheint mir Xenophon gewesen zu seyn. So oft ich die Anabasis gelesen habe, hat sich mir der Gedanke aufgedrängt, daß Xenophon, bei der Abfassung seines Werkes, außer dem allgemeinen Bestreben, das jeden Schriftsteller beseelen muß, dem Leser als ein rechtschaffner und wackerer Mann zu erscheinen, und außer dem besondern Zwecke, das, was er unter den bedenklichsten Verhältnissen durch Muth, Besonnenheit und Mäßigung zur Rettung der ihm vertrauenden Schaar glücklich vollbracht hatte, der Wahrheit gemäß zu berichten, noch durch eine andre, im Hintergrunde liegende Absicht angetrieben worden sey, Vieles einzustreun und bei Vielem zu verweilen, was ohne sie entweder ganz übergangen oder mit geringerer Ausführlich-

keit erzählt worden wäre. Diese Absicht kann nur eine apologetische gewesen seyn.

Ausgesprochen hat Xenophon diese Absicht nicht; vielleicht aus demselben Grunde nicht, der ihn bewog, nicht in eigner Person von seinen Thaten zu sprechen. Wie er hierdurch jeden Schein von Grossprecherei vermied, so entging er durch ein kluges Verbergen dessen, was er beabsichtigte, dem Verdachte, die Wahrheit der Erzählung nach seinem Zwecke zu beugen.

Dieser Zweck kann ein doppelter gewesen seyn, und zwar ein andrer in dem Anfange des Werkes, ein andrer in dem letzten Theile desselben. In jenem hatte er sein ursprüngliches Vaterland Athen in den Augen; in diesem Lakedämon, wo er als Verbannter eine Freistatt gefunden hatte.

Die Ursache, um derentwillen X. bei der Rückkehr aus Asien (um Ol. XCVI. 3.), statt als der Retter so vieler Hellenen Dank und Ruhm zu genießen, aus dem Vaterlande verbannt wurde, ist nur im Allgemeinen bekannt. Wegen seiner Vorliebe für die Lakedämonier (*ἐπὶ λακωνισμῷ*), sagt Diogenes II. 51. und weiterhin (§. 58), um des Cyrus willen (*τοῦ φίλου χάριν Κύρου*). Noch ein wenig bestimmter sagt Pausanias (V. 6, 3.): „Xenophon wurde von den Athenäern vertrieben, weil er an dem Feldzuge des Cyrus, des ärgsten Feindes von Athen, gegen

den König der Perser, der ihnen wohl wollte, Theil genommen hatte."

Da scheint es mir nun, daß X. das Gehässige des Grundes, als habe er sich mit einem Feinde der Stadt gegen den König, der ihr befreundet war, verbündet, von sich zu entfernen gesucht habe. Diesem Bestreben ist dasjenige angemessen, was (III. 1.) von der Veranlassung seiner Reise nach Sardes, den Verhandlungen mit Sokrates hierüber [11]), und der Befragung des Orakels erzählt wird; Persönlichkeiten, die der Geschichte selbst fremd, mit großer Bestimmtheit der Beschuldigung entgegentreten, die dem Verbannungsurtheile zum Grunde gelegt war. Von Proxenos, dem alten böotischen Gastfreunde, schriftlich eingeladen, nach Sardes zu kommen, um durch ihn dem Cyrus bekannt zu werden [12]), folgt er, obgleich gewarnt, nicht, wie es scheint, um des Cyrus willen, der ihm noch fremd ist, sondern aus Liebe zum Proxenos [13]). Von Theilnahme an einem Kriege gegen den König ist die Rede nicht; die: dieses Vorhaben ist des Cyrus Geheimniß, um das auch Proxenos nicht weiß [14]), so wenig als irgend ein Andrer, den Klearchus ausgenommen. Von andern Verhältnissen, in die er mit Cyrus getreten, wird nichts erwähnt, außer daß er ihm vorgestellt wurde, und eine Aufforderung von ihm zum Verweilen erhielt [15]); als dieser aber unter dem Vorwande eines Krieges gegen die Pisidier

mit einem Heere aufbrach, von welchem Proxenos eine Schaar von zweitausend Mann von verschiedner Bewaffnung führte, folgte Xenophon dem Heere, bewaffnet zwar, wie die Andern, aber ohne Soldat oder Führer zu seyn; und daß er bis an Cyrus Tod, ohne eigne Theilnahme an dem Kriege bei dem Heere war[16]), und sich auch sonst nicht bemerklich gemacht hatte[17]), wird mit größter Bestimmtheit und gewiß nicht ohne Absicht ausgesprochen. Der eigentliche Zweck des Feldzuges wird von dem Heere nicht früher als in Cilicien geahndet, und am Euphrat erst erklärt Cyrus den Führern, daß er nach Babylon gegen den König ziehe. Jetzt noch zurücktreten, wenn es auch möglich gewesen wäre, verbot die Schaam[18]).

So viel konnte zur Entkräftung des Vorwurfs genügen, die Sache eines Feindes von Athen gegen einen der Stadt wohlgesinnten König mit Vorbedacht ergriffen zu haben. Xenophon selbst scheint ihn früher nicht gefürchtet zu haben. Denn nachdem er das Heer zurückgeführt, und auch aus dem kurzen Dienste bei dem thracischen Seuthes zurückgezogen hatte, gedachte er nach Athen zurückzukehren. Vor Ausführung dieses Entschlusses aber ward er verbannt[19]).

Nachdem er nun hierdurch von der Rückkehr in das Vaterland abgeschnitten war, wendete er sich zu den Lacedämoniern, und trat dem Agesilaus zur Seite, als dieser auf seinem Feldzuge

in Asien eines kundigen Freundes bedurfte[20]). Daß er dann unter spartanischem Schutze, mit einem Besitzthume auf dem Gebiete von Elis begabt, in heiterer Muße seine Schriften ausarbeitete, ist bekannt, und daß er dieses Glück mit Dankbarkeit genoß, würden wir von ihm glauben müssen, wenn es auch nicht durch zahlreiche Stellen seiner Werke bezeugt würde.

Daß aber diese Gesinnung auch vor Bekanntmachung dieser Werke, von denen die meisten wohl erst in späten Jahren geschrieben, nicht sehr lange vor Xenophon's Tode an das Licht getreten seyn können, hinlänglich anerkannt gewesen, um ihn, den gebornen Athenienser, bei seinen Beschützern und Wohlthätern gegen ungleiche Urtheile hierüber zu sichern, dieß kann bezweifelt werden.

Dieser Zweifel scheint mir durch die letzte Hälfte der Anabasis begründet zu werden. Ein Bestreben, die Verleumdungen zu entkräften, die während seiner Führung über ihn verbreitet worden, leuchtet, wie es mir dünkt, aus mehr als einer Stelle hervor. Jene Verleumdungen mochten sich von Zeit zu Zeit erneuert haben; die nie rastende Mißgunst konnte sie zu seinem Nachtheile mißbrauchen; sie für immer niederzuschlagen gab es nur Ein Mittel, ihren Ursprung und ihre Nichtigkeit durch den Zusammenhang der Begebenheiten selbst vor Augen zu legen. Mit

dieser Absicht hängen einige Punkte der Erzählung zusammen.

Erstlich einige, die sich unmittelbar auf seine Gesinnungen gegen Lacedämon beziehn. Als das Heer nach Sinope gekommen war, und bei Vielen ein großes Verlangen nach Gewinn und Beute erwachte, um nicht mit leeren Händen nach Hause zurückzukommen, beschlossen sie die Führung des ganzen Heeres einem Einzigen anzuvertraun, und wählten dazu den Xenophon. Dieser hätte nun wohl gern eine Würde angenommen, die ihm auch in seinem Vaterlande Ehre gebracht hätte; bei weiterm Nachdenken aber erkannte er, daß er Gefahr laufe, wenn er den Antrag annähme, auch den schon erworbenen Ruhm einzubüßen, und da auch die Opfer nicht zusagten, lehnte er ihn ab. In der Rede aber, die er deshalb an das versammelte Heer hielt, führte er vorzüglich an, daß es nicht heilsam sey, bei dieser Wahl die Hegemonie der Lacedämonier unbeachtet zu lassen; und da dieser Grund keinen Eingang fand, erklärte er, daß ihm die Götter deutliche Zeichen der Abmahnung gegeben hätten (VI. 1, 26 — 31). Hierauf wurde der Spartaner Chirisophus gewählt. Von diesem vernahm Xenophon jetzt, wie wohl er gethan habe, den Antrag des Heeres nicht anzunehmen, da er schon bei dem Befehlshaber der lacedämonischen Flotte verleumdet, und von ihm gesagt worden sey, er werde eher einem

Dardanier von Klearchus Heere als einem Lacedämonier die Mitherrschaft einräumen [21]).

Bei dem Aufenthalte des Heeres in Bithynien, als Kleander der lacedämonische Harmoste von Byzanz, eine Beleidigung erfahren zu haben glaubte, wurde ihm hinterbracht, daß dieses von Xenophon so zu seiner Kränkung veranstaltet worden sey. Dieser aber wendet die Sache durch Gerechtigkeit und Klugheit auf eine solche Weise, daß Kleander, nachdem Xenophon zu ihm gesprochen hat, erklärt, er wolle nun das Heer in eigner Person nach Hellas führen, mit dem Zusatze: „Diese Rede sey sehr verschieden von dem, was er von Einigen gehört habe, daß man das Heer von den Lacedämoniern abwendig machen wolle.“ Auch schloß er hierauf mit Xenophon Gastfreundschaft. (VI. 6.)

Nachdem das Heer dem Seuthes zu Erreichung seiner Zwecke gedient hatte, dieser aber mit der Bezahlung des Soldes in Rückstand bleibt, wird Xenophon von einem der Freunde des Thraciers bei den lacedämonischen Abgeordneten beschuldigt, das Heer zu seinem eignen Nutzen zu verwenden (VII. 6. 4.). Auch ein Arkadier tritt zu ihnen mit den Worten: „Wir wären längst bei den Lacedämoniern, wenn uns nicht Xenophon beredet hätte, hierher zu gehn, wo er nun für unsre Mühseligkeiten den Lohn bezieht; denn ihn hat Seuthes reich gemacht, und uns wird die

Löhnung entzogen." Indem nun X. die gänzliche Falschheit dieser Beschuldigungen darthut (VII. 6. 11), beklagt er ganz insbesondere, bei den Lacedämoniern verleumdet zu werden, deren Vertrauen er genossen habe. Und so überzeugend ist seine Vertheidigung, daß auch die lacedämonischen Gesandten mit ihm zusammenstimmen.

In dieser Beziehung werden wir annehmen dürfen, daß auch die Erwähnung der wohlwollenden Aufnahme, die er bei Uebergabe des Heeres von Seiten der Lacedämonier erhielt (VII. 8. 23.), nicht ohne Absicht sey.

Die zweite Art der Beschuldigung, welche Xenophon durch ausführlichen Bericht entkräften will, ist der Vorwurf selbstsüchtiger Absichten, womit auch der andre verwandt ist, daß er die Soldaten auf eine Weise behandelt habe, die einem republicanischen Feldherrn nicht geziemte [22]).

Während das Heer am Pontus auf Mittel zur Ueberfahrt nach Hellas wartet, kömmt X. auf den Gedanken, eine Stadt hier zu gründen, und forscht deshalb durch einen Priester aus Ambracia nach dem Willen der Götter, der sich der Sache auch günstig erweißt. Der Priester selbst aber ist ihr aus Gründen des Eigennutzes abgeneigt, und verbreitet unter dem Heere, Xenophon wollte es hier am Pontus zurückhalten, um für sich Ehre und Macht zu gewinnen, worüber Mißtrauen und Unmuth entsteht. Da endlich der

Vorwurf laut wird, daß er ohne Befragung des Heeres eigenmächtige Beschlüsse fasse, vertheidigt er sich, so daß sich der Zorn des Heeres von ihm auf den Priester wendet, der ihn verleumdet hatte (V. 6. 15 — 35.). Als aber nachher das Geld ausbleibt, das die Herakleoten versprochen haben, entsteht neues Mißtrauen, und die von einigen verbreitete Beschuldigung, Xenophon gehe damit um, das Heer nach den Phasis zurückzuführen, läßt einen gefährlichen Ausbruch fürchten, der durch wiederholte Vertheidigung verhütet wird (V. 7.). Dennoch ereignet sich Aehnliches wiederum in Bithynien (VI. 4.).

Alles dieses wird mit einer Ausführlichkeit erzählt, welche eben so wenig an der persönlichen Theilnahme des Berichterstatters, als an der Absicht, jede dieser Beschuldigungen für immer zu entkräften, zweifeln läßt.

Auf diese Weise glaube ich, daß die Behauptung Plutarchs gerechtfertigt werde, Xenophon habe, um seine Erzählung glaublicher zu machen, dem Werke, das er geschrieben hatte, und das so von keinem andern geschrieben werden konnte, den Namen des Syrakusanischen Themistogenes vorgesezt.

Anmerkungen.

1) Die ältern Ausgaben lesen: Θεμιστογένης Συρακούσιος, ἱστορικός. Κύρου Ἀνάβασιν ἥτις ἐν τοῖς Ξενοφῶντος Ἑλληνικοῖς φέρεται· καὶ ἄλλά τινα περὶ τῆς ἑαυτοῦ πατρίδος. Küster hat das Wort Ἑλληνικοῖς getilgt, quia nec Mss. eam agnoscunt, nec sensus admittit. Das Letzte kann bezweifelt werden.

2) In einem von Küster zu Suidas a. a. O. aus einer Handschrift beigebrachten Scholion zu den Briefen des Joh. Tzetza, und wahrscheinlich von diesem Grammatiker selbst abgefaßt: καὶ Ξενοφῶν ἐπέγραψε τὴν Κύρου Ἀνάβασιν Θεμιστογένει Συρακουσίῳ, καὶ ἐπεκράτησεν ὅμως καὶ πάλιν Ξενοφῶντος καλεῖσθαι.

3) Rien n'empêche de croire que Xénophon n'avait point encore rassemblé ses Mémoires lors-

qu'il travailla à cette partie de son Histoire Grecque et que Themistogènes l'avait dévancé. Il est très-sur qu'il la composa dans sa retraite à Scilonte c. à. d. bien des années après son retour. Larcher l'Expedition de Cyrus (Paris. 1778) Préface p. XXII.

4) So urtheilt auch Weiske De aestimanda Cyri Expeditione p. XVIII.

5) Friedrich Christian Matthiä, der Director des Gymnasiums zu Frankfurt a. M. (gest. 1822), in einem Programm über den Rückzug der 10000 Griechen. 1819. aus welchem die hierher gehörende Stelle in Seebode's Krit. Bibliothek. I Jahrg. (1819) 10. Heft. S. 972. f. ausgehoben ist.

6) Proxenus, der Thebaner, war Xenophons Gastfreund (*ἀρχαῖος ξένος.* Anab. III. I. 4.), und als er durch Tissaphernes Verrath hingerichtet wurde, gegen dreißig Jahre alt (*ἐτῶν ὡς τριάκοντα.* II. 6. 20.). Daher Schneider (ad Anab. II. 6. 20.) meint, ex Proxeni aetate fortasse iudicium aetatis Xenophonteae, cum haec scriberet, peti posse. Doch führt er selbst eine Nachricht aus Aelian. V. H. XII. 25. (nicht XIII. 25.) an, wo es heißt: *καὶ Ἱέρων δὲ*

ὁ Δεινομένους Σιμωνίδου τοῦ Κείου ἀπήλαυσε, καὶ Πολυκράτης Ἀνακρέοντος, καὶ Ξενοφῶντος Πρόξενος, καὶ Ἀντίγονος Ζήνωνος. Worte, die nicht wohl anders als von dem Verhältnisse eines Bejahrteren zu einem Jüngern verstanden werden können. (Hierüber ist jetzt Krüger Quaest. de Vita Xenophontis nachzusehn (p. 17.), welcher wahrscheinlich macht, daß Xenophon zur Zeit des Feldzugs nicht jünger als vierzig Jahre gewesen sey. Die von X. über den Proxenus ertheilten Nachrichten hat H. E. Foß (de Gorgia Leontino p. 8. f.) zur Bestimmung des Alters von Gorgias benutzt).

7) Lange nachdem dieses geschrieben war, kam mir ein ziemlich analoger Fall aus der Geschichte der französischen Litteratur in die Hand. Jean de Bueil (oder Beuil), ein französischer Edelmann aus einem kriegerischen Geschlechte, welcher selbst unter drei Königen zu Land und Meer mit Auszeichnung gedient hatte, schrieb in seinem Alter ein Werk, welches alle kriegerischen Unternehmungen enthalten sollte, an denen er selbst Antheil genommen hatte, verbot aber den Waffengefährten und Dienern, die ihm bei der Ausführung desselben Hülfe leisteten,

seinen Namen darinne zu nennen oder ihn sonst kenntlich zu machen. Erst nach seinem Tode wird das Geheimniß von einem dieser Gehülfen entdeckt, und hierdurch das, was dem ununterrichteten Leser ein Roman scheint, in ein historisches Denkmal umgewandelt. S. St. Palaye in den Mém. de l'Acad. des Inscriptions XXVI. p. 702. und unsre Beiträge zur ältern Literatur. I. 1. p. 146 — 152. Hierbei konnte aber den alten Kriegsmann wohl nichts anders leiten, als die Scheu von sich selbst zu sprechen, und für alles Erzählte mit seinem Namen zu haften.

8) Tzetza Chil. VII. 937. nachdem er vom Phidias erzählt hat, daß dieser das von ihm verfertigte Standbild der Nemesis seinem Geliebten Agorakritus beigelegt habe. (S. C. O. Mülleri de Phidiae Vita et Operibus Comm. p. 41—44.), fährt er also fort:

Ταὐτὸ ποιεῖ καὶ Ξενοφῶν τῇ Κύρου ἀναβάσει·
ἐπέγραψε καὶ οὗτος γὰρ τοῦ ἐρωμένου χάριν·
Κύρου μὲν ἡ ἀνάβασις ὑπάρχει τὸ βιβλίον·
Θεμιστογένους δέ ἐστι τοῦτο Συρακουσίου·
κἂν πάλιν ἐπεκράτησε καλεῖσθαι Ξενοφῶντος.

In dieser verworrenen Stelle nimmt der 4te V. das wieder zurück, was der 2te behauptet hat, und Tzetza

widerspricht sich selbst, wenn man nicht annehmen will, daß die Worte *Κύρου μὲν — Συρακουσίου* die von ihm fingirte und dem X. beigelegte Aufschrift der Anabasis enthalten sollen.

9) Weiske de aestimanda Cyri expeditione. c. 7. p. XII. Plutarchus Xenophontem putat ideo tectum alterius nomine latere voluisse, ut ipse sibi majorem fidem conciliaret. Enimvero an Thucydidi aliquis fidem ideo detrahendam putat, quia ipse scripsit de rebus, quibus interfuit? An in universum de ejus fide dubitandum statuimus, qui de suis rebus scribit?

10) Plutarch hat dieß nicht unbeachtet gelassen. Er sagt ausdrücklich: *ἵνα πιστότερος ᾖ διηγούμενος ἑαυτὸν ὡς ἄλλον.*

11) Anab. III. 1. 5. Sokrates verkannte die Gefahr nicht, die seinen jungen Freund von Seiten der Stadt bedrohte, wenn er sich um die Freundschaft des Cyrus bewürbe, *ὅτι ἐδόκει ὁ Κῦρος προθύμως τοῖς Λακεδαιμονίοις ἐπὶ τὰς Ἀθήνας συμπολεμῆσαι.*

12) Bei Fassung des Entschlusses wird von Cyrus großen und verführerischen Eigenschaften (I. 1. 5. I. 3. 12. I. 4. 14.), welche viele Hellenen in

seine Dienste zogen (VI. 4, 8.), nicht gesprochen; in wiefern auch auf X. dieses Motiv gewirkt habe, wird im Dunkel gelassen; erst nach Enthüllung des Geheimnisses tritt es deutlicher hervor. Bei der Schilderung, die X. nach Cyrus Tode von ihm macht (I. 9.), kann man sich kaum des Gedankens enthalten, die Cyropädie sey mit besondrer Beziehung auf den jüngern Cyrus geschrieben, dem darinne, als dem Vorbilde eines klugen und weisen Despoten, ein Denkmal gesetzt wird. (Ich habe mich gefreut, in Krügers trefflicher Schrift de Authentia Anabas. p. 24. denselben Gedanken zu finden: quis non videt ex Cyro minore natum esse Cyrum majorem etc.)

13) Diese Liebe tritt an mehrern Stellen hervor. In seiner Gesellschaft sehen wir ihn II. 4. 15. Nach dem Verschwinden der Heerführer ist Xenophons erste Sorge um den Proxenos. II. 5. 37. Als er nach Griechenland zurückgekehrt war, läßt er zu Delphi ein Weihgeschenk aufstellen, auf das er neben seinen Namen auch den des Proxenos schreiben läßt: *ξένος γὰρ ἦν αὐτῷ*, setzt er hinzu. V. 3. 5. Auch

war er bei der Wahl der neuen Führer an Proxenos Stelle gewählt worden. III. 1. 47.

14) Anab. III. 1. 10.

15) III. 1. 18. Hierbei darf wohl bemerkt werden, daß in der Erzählung Proxenos immer vorangestellt wird: *ὁ μὲν δὴ Ξενοφῶν — καταλαμβάνει ἐν Σάρδεσι Πρόξενον καὶ Κῦρον. — Προθυμουμένου δὲ τοῦ Προξένου καὶ ὁ Κῦρος συμπροθυμεῖτο μεῖναι αὐτόν.*

16) III. 1. 4. *ἦν δέ τις ἐν τῇ στρατιᾷ Ξενοφῶν Ἀθηναῖος, ὃς οὔτε στρατηγὸς οὔτε λοχαγὸς οὔτε στρατιώτης ὢν συνηκολούθει.*

17) Dieses erhellt aus den Worten des Chirisophus III. 1. 45. *ἀλλὰ πρόσθεν μέν, ὦ Ξενοφῶν, τοσοῦτον μόνον σε ἐγίνωσκον ὅσον ἤκουον Ἀθηναῖον εἶναι.*

18) III. 1. 10. *ἐπεὶ μέντοι εἰς Κιλικίαν ἦλθον, σαφὲς πᾶσιν ἤδη ἐδόκει εἶναι, ὅτι ὁ στόλος εἴη ἐπὶ βασιλέα· φοβούμενοι δὲ τὴν ὁδὸν καὶ ἄκοντες ὅμως οἱ πολλοὶ δι' αἰσχύνην καὶ ἀλλήλων καὶ Κύρου συνηκολούθησαν· ὧν εἷς καὶ Ξενοφῶν ἦν.*

19) VII. 7. 57. *Ξενοφῶν δὲ οὐ προσήει, ἀλλὰ φανερὸς ἦν οἴκαδε παρασκευαζόμενος· οὐ γάρ πω*

ψῆφος αὐτῷ ἐπῆκτο Ἀθήνησι περὶ φυγῆς. Die nähern Umstände, durch die dieser Beschluß herbeigeführt worden, und selbst die Zeit ist nicht genau bekannt. Es scheint aber Ol. 95, 2. geschehen zu seyn, während Thimbron die Reste des Heeres mit seinen Truppen in Asien vereinigt hatte (Anab. VII. 8. 24.), um damit gegen Tissaphernes und Pharnabazus zu ziehn.

20) Die Verbindung mit diesem Könige erwähnt Xenophon selbst beiläufig. Anab. V. 3. 6. Auch in der Schlacht bei Koronea stand er ihm zur Seite. Plut. Vit. Ages. c. 18. und feierte nach seinem Tode sein Andenken in einer besondern Schrift, deren Aechtheit ohne Grund in Verdacht gezogen worden ist.

21) Auch an andern Stellen erzählt er, wie die Hegemonie von Sparta von ihm anerkannt, und zur Beruhigung des Heeres benutzt worden sey. VI. 6, 12, 13, 18.

22) Ueber das letztere ist die lebendige Erzählung V. 8. nachzusehn mit dem bedeutsamen Schlusse: ἐκ τούτου μὲν δὴ ἀνίσταντο καὶ ἀνεμίμνησκον, καὶ περιεγένετο ὥστε καλῶς ἔχειν.

4. Die Episode des Thersites.
1789.

Zwei unsrer berühmtesten Schriftsteller hat die Episode des Thersites in der Iliade beschäftigt. Keiner hat meines Bedünkens den Gesichtspunkt gefunden, aus dem sie betrachtet werden muß, und Jeder hat in ihrer Vertheidigung mehr seinen Scharfsinn, als die Tadellosigkeit jener Episode bewiesen.

Lessing wirft im Laokoon*) die Frage auf, warum Homer bei Erwähnung der Häßlichkeit sich erlaubt habe, was er bei der Schönheit nicht thue, sie nach ihren einzelnen Bestandtheilen zu schildern? und indem er auf diese Frage antwortet, und die Häßlichkeit für ein Ingrediens des Lächerlichen erklärt, findet er in der Darstellung des mißgestalteten, schmähsüchtigen Kriegers die Absicht Lachen zu erregen. Diese Meinung scheint mir unrichtig, so wahr auch übrigens das ist,

*) Lessing's Werke. 13. Bd. S. 232.

was Lessing über die Vereinigung des Häßlichen mit dem Lächerlichen beigebracht hat.

Mehr in homerischem Geiste hat Herder *) geurtheilt. Nicht das Lächerliche sey die Hauptsache in Thersites Character; vielmehr verächtlich sey er, und nichtswürdig und häßlich zugleich. Darin aber leitet er das Urtheil des Lesers irre, daß er den Mißgestalteten als denjenigen betrachtet, der gleichsam im Namen des ganzen griechischen Pöbels auftrete, um Alles zu sagen, was Leute seines Gleichen in dem Heere auf dem Herzen haben mochten.

Herder macht diese Bemerkung gegen Klotz, der die ganze Episode verwarf, weil sie am unrechten Orte stehe, und der Würde der Epopöe zuwider laufe [1]). Der letzte Tadel war leicht zu beseitigen. Wenn der Schmähende nur keine unnütze Nebenfigur ist, wenn sie nur im Zusammenhange mit dem Uebrigen steht, so kann man wegen ihres komischen Anstriches und der epischen Würde ganz unbekümmert seyn.

Wenn wir die Stelle vom Thersites für sich allein und als die Schilderung eines nichtswürdigen Lästerers betrachten, so ist sie vortrefflich zu nennen. Wenige characterische Striche in wenigen Zeilen reichen hin, den Mann von seinem

*) Kritische Wälder. 1stes W. 20. S. 244. Herders Werke zur schönen Litteratur. 13. Bd. S. 223—229.

ersten Erscheinen an bis zu dem Augenblicke, wo er sich unter Odysseus Stocke krümmt, für alle Zeiten zu einem Gegenstande der Verachtung zu machen.

Das Verächtliche der Gesinnung durch körperliche Mißgestalt zu versinnlichen, ist auch nach den Begriffen unsrer Zeit zweckmäßig, und unzählige Dichter haben nach Homer von diesem Mittel Gebrauch gemacht. In Homer's Zeitalter mußte die Wirkung noch größer seyn. Da wo die Schönheit und das Ebenmaaß eines ausgebildeten Körpers die Grundlage der Tüchtigkeit (ἀρετή) ist, muß schwächliche Ungestalt Geringschätzung zur nothwendigen Folge haben. Nun ist aber dieser lahme, kahl- und spitzköpfige, dieser bucklige Thersites ein geschwätziger Lästerer, ein Feind der Edelsten des Heeres, und daher auch diesen der Verhaßteste. Und damit wir nicht etwa, getäuscht durch die Kühnheit, mit der er gegen den Führer der Schaaren auftritt, einen gewissen Muth in ihm bewundern, sehn wir ihn sogleich in einer Lage, die jene Täuschung aufhebt und zerstört. Odysseus schlägt ihn, nachdem er ihn mit harten Worten gezüchtigt hat; und Thersites nimmt die Scheltworte und Schläge, ohne Widerstand zu leisten, hin. Er krümmt sich und weint. Mit diesem Zuge ist das Gemälde vollendet, das nun noch überdieß durch den Beifall, den das Heer, gleichsam der Chor

des Drama, dem Verfahren Ulyssens schenkt, zur vollsten Genüge geründet wird.

Wenn nun aber diese Episode für sich allein betrachtet, als vollendete Darstellung eines Characters, Bewundrung verdient, so ist der epische Dichter hierdurch doch nur zur Hälfte gerechtfertigt. Er wird es erst dann vollkommen seyn, wenn gezeigt werden kann, daß diese episodische Schilderung nicht müssig für sich allein steht, sondern in die Begebenheiten eingreift, und den Fortgang der Handlung unterstützt.

Ehe ich dieses zu zeigen versuche, muß ich eine, durch den neusten Erklärer der Ilias veranlaßte Bemerkung vorausschicken. „Die ganze Scene vom Thersites, sagt jener Gelehrte*), ist von neuern Kunstrichtern hart getadelt worden. — Allein wenn Homer mit historischer Treue sang, wenn wirklich diese ganze Geschichte, und gerade auf diese Art, vorgegangen war, so durfte sie der historische Sänger nicht übergehn." — Er durfte sie nicht übergehn, auch dann nicht übergehn, wenn sie so müssig und dem Ganzen so fremd wäre, als Klotz meinte? das heißt, der epische Dichter hätte gegen die Kunst sündigen müssen, um nur ein gewissenhafter Chronist zu

*) Köppen in den erklärenden Anmerkungen zur Ilias. I. S. 165.

seyn. So soll Homer, so soll kein Dichter vertheigt werden *).

Um einen andern Weg zu versuchen, werden wir den Zusammenhang der Begebenheiten in die Augen fassen müssen.

Nachdem sich Achilles von dem Heere getrennt, und Zeus der Thetis versprochen hat, ihrem Sohne Genugthuung zu verschaffen, sendet er dem Agamemnon einen Traum, durch den er betrügerischer Weise zur Schlacht aufgefordert wird. Dieser Aufforderung folgsam beschließt Agamemnon die Gesinnung des Heeres zu prüfen. Unwillen vorgebend über die lange Dauer des Kriegs, und zum Schein auf den Ruhm der Vollendung desselben verzichtend, befiehlt er dem Heere sich zur Rückkehr anzuschicken. Der Erfolg dieser List entspricht seinen Wünschen nicht. Unbekümmert um die Schmach eines solchen ruhmlosen Abzuges, eilt das Heer den Schiffen zu, um dem erfreulichen Befehle Genüge zu thun. Dieses sieht Odysseus mit Schrecken; aufgefordert von Athenen

---

*) Wolf meint in den von Usteri herausgegebnen Vorlesungen über die Ilias 2. Bd. S. 34. „Ein Fonds der Geschichte sey auch hier; aus dem Kopfe habe er dieß nicht. Die ganze Scene sey sehr natürlich, und ziehe die Aufmerksamkeit auf sich; daher der Sänger nicht zu tadeln sey, daß er dieß nicht übergangen habe; aber die Ausmalung sey sein eigen." Wahrscheinlich Ansichten einer frühern Zeit.

mischt er sich unter die bewegte Menge, schmeichelt den Einen schilt die Andern, und indem er andeutet, daß sie wohl die wahre Meinung des Feldherrn nicht kennen möchten, treibt er sie zu dem Versammlungsplatze zurück, um hier bessere Belehrung zu suchen. Das was sie hier hören sollen, besteht darin, daß, statt der gehofften Rückkehr, ein erneuerter Kampf eintreten soll? Wie werden sie diesen so ganz veränderten Befehl aufnehmen? Ist es wahrscheinlich, daß Ulyssens hemmende Worte die Aufwallungen der Freude in den Gemüthern der Menge so gänzlich niedergeschlagen haben, daß sie sich ohne Murren dem neuen Befehle fügt, und dem Aufrufe zur Schlacht mit Freudigkeit folgt?

Hier tritt nun die Episode von Thersites, sein aufrührerisches Schmähen und seine Züchtigung ein. Wir wollen sie vor der Hand zur Seite liegen lassen, als ob sie, wie die herrschende Meinung geht, eben nur ein episodischer Zierrath sey, der ohne Nachtheil der Handlung füglich übergangen werden könne.

Nachdem Thersites zur Ruhe verwiesen worden ist, tritt Odysseus als Redner in der Versammlung auf. Er erwähnt die Schmach, die dem unzeitigen Aufbruche des Heeres folgen würde, indem er zugleich in ausführlicher Erzählung an die Wunderzeichen und Weissagungen erinnert, welche die Einnahme der feindlichen

Stadt im zehnten Jahre verheißen haben. Bis jetzt, setzt er hinzu, ist Alles in Erfüllung gegangen; harret also hier aus, bis wir auch das Ende gesehn, und die Stadt des Priamus erobert haben.

Als Odysseus diese Rede geendigt hat, erheben die Argiver ein lautes Geschrei, und die Schiffe hallen wieder von dem Beifall, den die Versammlung den Worten des Redners schenkt.

Nach ihm nimmt Nestor das Wort. Scheltend erinnert er an die Bündnisse, die man geschlossen, an die Eide, die man geschworen habe, und jetzt in den Wind schlagen wolle. Er verlangt, daß man das Heer sogleich in die Schlacht führe, und endigt mit Vorschlägen zu zweckmäßiger Tactik des Heeres. Agamemnon stimmt ein; das Heer erhält Befehl, sich zum Kampfe zu rüsten, und alle eilen dem Lager und ihren Hütten zu, um den erhaltnen Befehl zu erfüllen.

Hier ist nun die Kraft der Gründe, mit denen Odysseus und Nestor ihre Reden ausgestattet haben, keineswegs zu verkennen; aber das Wunder, auf das der Erste sich beruft, ist vor langer Zeit geschehn; die Eidschwüre, an welche der Andre erinnert, verpflichten nur die Fürsten, nicht die Einzelnen, und gehören einer noch frühern Zeit an; auf jeden Fall können alle diese Gründe dem Heere nur eine Nothwendigkeit darthun, vor der Hand noch auszuhalten. Eine

solche Nothwendigkeit der Verpflichtung, wie zwingend sie auch in sittlicher Rücksicht seyn mag, hat nichts Erfreuliches in sich; sie wird drückend und niederschlagend, wenn sie, wie hier, an die Stelle froher Hoffnungen tritt. Voll von Unmuth war das Heer in die zweite Versammlung gekommen; traurig und hoffnungslos würde es zu den Schiffen zurückkehren, wenn es in ihr nur Gründe und Befehle vernommen hätte.

Wir sehen das Gegentheil. Das Heer unterwirft sich den Gründen der Nothwendigkeit, nicht weil es muß, sondern mit Freudigkeit. Seine Stimmung ist verändert. Beifallruf begleitet die Rede Ulyssens; auch der Befehl des Führers wird nicht blos befolgt, sondern mit frohem Muthe und lautem Rufe aufgenommen.

Diese so unerwartete Veränderung in der Stimmung des Heeres scheint mir durch die Episode vermittelt zu werden, die wir vorhin übergangen haben.

In dem Augenblicke, wo das zerstreute Heer durch Ulyssens nicht durchaus freundliches Zureden in die Versammlung zurückgetrieben war, erhebt sich Thersites. Aus einer Aeußerung Ulyssens (V. 193. vergl. 234) hat er die gehässige Vermuthung gezogen, Agamemnon habe das Heer auf die Probe gestellt, um zur Bestrafung desselben und zur Befriedigung eigner Habsucht Grund zu finden. Frech und mit lautem Geschrei schilt

er den Führer des Heeres; von sich und seinen Thaten prahlt er; die Andern nennt er Memmen, weil sie einem solchen Feldherrn gehorchten; endlich fordert er sie auf, was bei der Verstimmung des Heeres leicht zu erlangen scheint, diesen Führer zu verlassen und auf eigne Hand nach Hause zurückzukehren.

Wir haben oben gesehn, welches Bild Homer von diesem Redner bei seinem Auftreten entwirft. Er ist an Gestalt der häßlichste, wie an Gesinnung der verächtlichste Mann im ganzen Heere; auch wird er von Allen gehaßt, von den Edlern, wie von den Geringern [2]).

Hierinne liegt, wie ich glaube, größtentheils die Erklärung der veränderten Gesinnung des Heeres, die, ohne dieses unbefugte Eintreten des verachteten Mannes, nicht begreiflich wäre. Die Persönlichkeit des Redners und das, was jeder von ihm weiß und denkt, entzieht seinen Worten die Kraft, und was außerdem Aufruhr erzeugt hätte, fällt, weil es Wort und That Thersitens ist, kraftlos zu Boden. Mit diesem Manne will keiner gemeine Sache machen.

Aber nicht blos ohne Wirkung bleibt sein Rath; er bringt sogar das Gegentheil von dem hervor, was er beabsichtigte. Schon vorher gehaßt und verachtet, macht ihn die Frechheit, mit der er sich den Ersten im Heere gleichstellt, lächerlich und widrig [2]), und die schmachvolle Züch-

tigung, die er erfährt und nur mit weibischen Thränen erwiedert, würdigt ihn zu gänzlicher Unbedeutsamkeit herab, während auf der andern Seite das Ansehn der Fürsten, denen er widerstrebte, insbesondre des Ulysses, der ihn gezüchtigt hat, eben dadurch höher steigt [3]). Dieses Alles wirkt nun zusammen, den Unmuth des Heeres zu beschwichtigen. Das vorhin erregte Verlangen nach der Rückkehr tritt zurück, und es gegen den Willen der Fürsten zu befriedigen, scheint der leicht beweglichen Menge verächtlich, nachdem der so tief herabgewürdigte, mißgestaltete Thersites dazu gerathen hat. Andre Gefühle sind jetzt aufgeregt, und was die Gemüther gegen die Anforderungen der zunächst auftretenden Redner zu verschließen beabsichtigte, macht sie ihnen schon zum Voraus geneigt [4]).

Das Ergebniß dieser Untersuchung ist also das Gegentheil von dem, was Köppen gefunden zu haben glaubt. Mir scheint die Scene des Thersites die Haupthandlung, das Unternehmen der Schlacht, wesentlich zu befördern; ihm scheint es, daß sie ihr ein nicht unbeträchtliches Hinderniß in den Weg lege. Ein solches Hinderniß aber ist nur in dem bösen Willen und der Absicht des Thersites zu finden, welcher der Erfolg nicht zusagt, und der Widerspruch, der sich zwischen beiden findet, ist, nach meinem Ge-

fühle, die größte Empfehlung und die vollkommenste Rechtfertigung dieses Zwischenspieles.

Ob nun die Sache sich wirklich so zugetragen habe, oder ob sie reine Erfindung sey, scheint mir vollkommen gleichgültig. Im erstern Falle ist die Wahrheit mit poetischer Weisheit benutzt; im andern ist sie ein wohlerfundenes Glied für den Zusammenhang der Begebenheiten. In dem einen wie in dem andern hat der Dichter seine Pflicht auf das vollkommenste erfüllt.

* *

Die hier von uns gegebene Ansicht wurde kurze Zeit nach der Erscheinung des obigen Aufsatzes von einem gelehrten Schulmanne zum Gegenstande eines Programmes gemacht 5), in welchem er ganz richtig bemerkt, daß in dem Heere der Achäer ein doppeltes Gefühl habe besiegt werden müssen, der Unwille gegen Agamemnon, und die Sehnsucht nach dem Vaterlande. Jener werde nun allerdings durch das Auftreten und die Schmähungen des verachteten Schreiers niedergeschlagen; diese werde durch Ulyssens Rede zurückgedrängt. Auf diesen Punkt hätte ich nicht Gewicht genug gelegt.

Ich habe indeß die Wirksamkeit dieser Rede, so wie dessen was der Pylische Greis sagt, nicht verkannt; nur schien es mir nicht nothwendig

bei dem zu verweilen, was so deutlich in die Augen fällt, während die mißkannte und mißgedeutete Erscheinung des Thersites eine genauere Betrachtung forderte.

Meine Meinung über die Wirkung von Thersitens frechem Auftreten zu unterstützen, erinnert derselbe Gelehrte an das, was von den Karthaginensern erzählt wird, daß sie Hannibal's Rath, Rom von neuem mit Antiochus Hülfe zu bekriegen, aus Haß gegen den Rathgeber verworfen hätten (Corn. Nep. Vit. Hannib. c. 8.). Ein treffenderes Beispiel hätte, wie Lange erinnert*), in dem angeführt werden können, was Aeschines (Or. c. Timarch. p. 173. ed. R.) von den Lacedämoniern erwähnt [6]); und das noch treffendere aus Plutarch (Vita Bruti c. 39.), welcher erzählt, daß bei Philippi der Entschluß, die Schlacht zu liefern, dadurch gefördert wurde, daß Atellius, aus einem Grunde, welcher Feigheit verrieth, zum Aufschub gerathen hatte [7]).

---

*) G. A. G. Langii Silvulae Portenses in Becks Actis Semin. reg. Vol. II. 1. p. 175. und in dessen von K. G. Jacob herausgegebnen Reden und Abhandlungen S. 106. f.

Anmerkungen.

1) Die Alten fragten, wie es scheint, nicht sowohl, warum die Episode an dieser Stelle stehe, als vielmehr, warum überhaupt der verächtliche Thersites in das Epos eingeflochten sey. Die Antwort, die Eustathius (*Il.* β. 212. p. 203, 43) auf diese Frage gibt, ist nicht sehr befriedigend. Homer, sagt er, habe diese Episode eingeschaltet, um zu zeigen, daß es nicht eben etwas Neues sey, wenn sich unter einer Menge gebildeter Leute auch einige ungezogne und Frevler fänden.

Da in unsern mythologischen Hand- und Wörterbüchern die Geschichte des Thersites ziemlich oberflächlich behandelt, ja fast übergangen ist, so will ich hier das, was die Alten von ihm melden, zusammenstellen. Seiner Abkunft nach war er ein Aetolier und von dem edlen Geschlechte des Portheus (*Il.* ξ.

115) welchen Andre Porthaon nennen (Apollodor. I. 7. 7. Pausan. IV. 35, 1.), eines Königs von Kalydon. Portheus hatte drei Söhne, Agrius, Melas und Oeneus (nach Apollodor. I. 7, 10. noch zwei mehr); von denen der Dritte des Tydeus Vater und des Diomedes Großvater war; Agrius aber den Thersites zeugte (*Ιλ. ξ.* 115—118. Eustath. ad *Ιλ. β.* p. 204. 6. Tzetza im Scholion zu Posthom. v. 172.). Die Alten, welche in den Namen gern Vorbedeutungen suchten, oder diese nach dem Character und den Handlungen ihrer Träger hineinlegten, leiteten den des Thersites bald von *θέρω* und dem äolischen Futuro *θέρσω* ab, weil er so ungestüm, heiß und vorlaut (*θερμὸς καὶ προπετής*) war; bald von *θέρσος*, äolisch so viel als *θάρσος*, und dieses nach dem Gegensatze (*κατ' ἀντίφρασιν*), weil er nicht kühn (*εὔτολμος*) sondern feig und frech (*θρασύδειλος*) gewesen sey. (Eustath. *Ιλ. β.* p. 213. 11. Etymol. M. p. 405, 22.). Als Angehöriger eines der edelsten Geschlechter war er mit den Jägern des Kalydonischen Ebers ausgezogen; weil er aber Feigheit bewiesen, stürzte ihn Meleager von einem Felsen herab, woher ihm eben jene Verunstaltung

gekommen seyn soll, welche Homer beschreibt. Den Alten (τοῖς παλαιοῖς) mißfiel aber diese Dichtung, so wie die ganze Genealogie, indem sie zu bedenken gaben, ob ihn wohl Ulysses geschlagen haben würde, wenn er so edler Abkunft gewesen wäre, oder ob Diomedes die Mißhandlung eines so nahen Verwandten geduldet hätte (Eustath. Il. p. 204 und 213, 5.). Auch wird er vom Apollodor (I. 8, 2. Vergl. Hygin. Fab. 173.) nicht unter den andern Edeln genannt, die zu der Jagd berufen waren *). Andre meinten — wie denn das Geschlecht der griechischen Ausleger niemals müde wird, wenn einmal eine Frage angeregt ist, Lösungen zu ersinnen — der Dichter habe es auf Rache an einem seiner eignen Vormünder abgesehn, welcher Thersites geheißen, und in der Verwaltung seines Vermögens Unredlichkeit bewiesen habe, daher er denn durch die hier

---

*) Libanius, der dem Thersites eine Lobrede gewidmet hat (Tom. IV. p. 942—948), benutzt natürlich Alles, was Jenem vortheilhaft ist. Die edle Abkunft steht voran; dann folgt die Theilnahme an der Jagd. Nach dieser habe Krankheit seinen Leib geschwächt, sein Geist aber sey stark geblieben, daher er denn auch freiwillig, und ohne durch einen Eid gebunden zu seyn, mit nach Troja gezogen sey.

von Homer gemachte Schilderung der Nachwelt als ein schlechter und schändlicher Mann überliefert sey. In entgegengesetzter Absicht habe der Dichter aber auch an mehrern Stellen die Namen befreundeter Männer eingeflochten, und ihnen dadurch ein ehrendes Andenken aufbewahrt.

Diejenigen, welche an der königlichen Abstammung fest hielten, erzählen auch Folgendes: „Agrius hatte sechs Söhne, von denen Thersites der älteste war. Diese entrissen dem Oeneus, ihrem Oheim, die Herrschaft, um sie ihrem Vater zu geben; Oeneus aber wurde von ihnen gefangen gehalten. Als nun Diomedes, des Tydeus Sohn, aus Argos nach Aetolien kam, erschlug er die Söhne des Agrius alle, den Thersites und Onchestus ausgenommen, die nach dem Peloponnes entflohen waren, und führte den Oeneus mit sich in den Peloponnes. Hier wurde dieser in einem Hinterhalte von den Söhnen des Agrius überfallen und getödet. (Apollodor. I. 8, 6. wo Heyne nachzusehn. Vergl. Sturz ad Pherecydis Fragm. p. 168. f.)

Diese Geschichten machten den Inhalt des Eu-

ripideischen Oeneus aus (Schol. Aristoph. Acharn. v. 417. Euripid. Fragm. Tom. IX. p. 238. ed. Matth.).

So wie in den homerischen Gedichten der Name des Thersites nicht wieder erscheint, so wird er auch von den Dichtern der classischen Zeit kaum erwähnt. Nur Sophokles gedenkt seiner mit Einem Worte, indem er den Philoktet (439) nach dem Leben der edelsten und schlechtesten des griechischen Heeres fragen läßt (S. Hermann und Wunder zu v. 440.). Unter den letzten versteht er den Thersites.

Dagegen fanden die Fortsetzer der Ilischen Geschichten bei der Hülfleistung der Amazonen Gelegenheit, ihn in die Handlung einzuflechten. Unter diesen war der älteste der Verfasser der Aethiopis, der Milesische Arktinus, welcher im ersten Buche erzählte, daß, nachdem Achilles die Königin der Amazonen getödtet, Thersites ihm mit schmähenden Worten Liebe zu ihr vorgeworfen habe. Hierauf habe ihn Achilles getödtet, und unter den Achäern sey wegen dieses Mordes Aufruhr entstanden. Im 2ten Buche hatte derselbe erzählt, Achilles sey in Lesbos durch Ulysses von der Blutschuld gereinigt

worden. Nähere Umstände werden in dem trocknen Berichte des Proklus nicht gemeldet.

Spätere, denen der einfache Tod des Lästerers nicht genügte, schmückten die alte Sage durch den Zusatz neuer Züge schmählicher Verachtung aus. So dichtet Quintus (I. 671—823), Achilles, als er die Schönheit der von ihm getödeten Penthesilea wahrgenommen, habe Reue gefühlt, sie nicht vielmehr als seine Gattin mit sich in die Heimath geführt zu haben, und sein Schmerz sey nicht geringer gewesen, als bei Patroklus Tode. Da habe ihn Thersites gescholten, und ihm den Hang zu den Weibern vorgeworfen; worauf Achilles ihn mit der Faust auf die Backen und an das Ohr geschlagen. Er fällt todt nieder. Die Achäer freuen sich der That, den Diomedes ausgenommen, der den Mord des nahen Verwandten an dem Peliden rächen will, von den Andern aber zurückgehalten wird*). Der nichtswürdige

*) Mit dieser Erzählung stimmt Tzetza in den Posthomericis v. 172. überein, ausgenommen, daß bei ihm Diomedes, im Zorne wegen des Thersites, die noch athmende Penthesilea in den Skamander wirft, wo sie den Geist aufgibt. Gleiches von der Amazonin und dem Diomedes erzählt, aber mit Uebergehung

Thersites wird fern vom Lager begraben (*νόσφι δὲ Θερσίταο λυγρὸν δέμας οὐτιδανοῖο θάψαντες*).

Den Lästerungen, durch die Thersites den Tod verschuldet hatte, fügten Andre thätige Mißhandlung der getödteten Amazonin bei. So war, nach Lykophron (v. 999), bei Penthesileas Tode das getroffene Auge (*ὀφθαλμὸς τυπείς*) die Ursache, daß der affengestaltete Aetolier (*πιθηκόμορφος Αἰτωλός*) getödet wurde. Die Ausleger schwanken hier, wessen Auge gemeint sey, ob das von den Reizen der Sterbenden getroffne Auge des Peliden, oder das der Penthesilea. Eustathius, welcher (*Ιλ. β.* p. 208, 2. Vergl. p. 206, 6.) Lykophron's Verse vor Augen hatte, übergeht den zweideutigen Ausdruck mit Stillschweigen, nur das erwähnend, was die *νεωτέρα ἱστορία* von Thersites schmählichem Tode erzählte*); der Scholiast des Sophokles aber (Philoct. v. 439.) sagt, ohne seine Quelle zu

des Thersites, Teucer beim Malala Chronogr. V. p. 127. ed. Dind. Auch Tryphiodorus v. 33—39. erwähnt den Thersites nicht, läßt aber die Penthesilea, die beim Quintus den Troern übergeben, und von diesen feierlich beerdigt wird, vom Achilles begraben.

*) Der Artikel der Eudocia vom Thersites p. 226. f. ist aus dem Eustathius genommen.

nennen, Thersites habe der Todten den Speer in das Aug gestoßen*); Andre, er habe ihr die Augen ausgerissen (*ἐξώρυξεν αὐτῆς τοὺς ὀφθαλμοὺς λαθών.* Tzetza ad Lycophr. v. 999.); Sagen, welche Tzetza, als von Unwissenden entsprungen, verwirft.

---

*) Hier heißt es nach der gewöhnlichen Lesart vom Achilles: *λέγεται καὶ μετὰ θάνατον ἐρασθῆναι αὐτῆς.* Bei Neue aber: *ἐλέγετο γὰρ καὶ μετὰ θάνατον ἐρασθεὶς αὐτῆς συνεληλυθέναι.* So sagt auch Tzetza, die Lästerung des Thersites *κατ' Ἀχιλλέως* habe darinne bestanden, *ὡς δῆθεν ἐρῶντος συγγενέσθαι νεκρῇ τῇ Πενθεσιλείᾳ.* Dieses habe er erdichtet: *συμπλάττων καὶ λέγων μίξεις ἀθέσμους καὶ ἔρωτας.* Servius berichtet von einer Sage, die den Mittelweg einschlägt: Penthesilea — quae ab Achille occisa et mortua adamata est: ut nonnulli vero adserunt, cum Achille concubuit, et ex eo Caystrum filium edidit, ex quo flumen Lydiae ita appellatur. (Vergl. Eustath. ad *Ιλ. β.* 460. p. 254, 25.). Auf die schlimmere Deutung spielt Libanius in dem *ψόγος Ἀχιλλέως* (Tom. IV. p. 967, 7.) an, wo dem Peliden seine Unenthaltsamkeit vorgeworfen wird: *οὗτος γάρ ἐστιν ὁ τῆς Ἀμαζόνος μετὰ τὸν φόνον ἐρῶν, καὶ τῇ Πενθεσιλείᾳ κειμένῃ ἐπιχυθείς.* Es mag hier bemerkt werden, daß auf einem Gemälde des Panänus im Tempel des Zeus zu Olympia, Achilles vorgestellt war, wie er die sterbende Penthesilea stützt (*ἀνέχων*) Pausan. V. 10, 11. eine Vorstellung, die auf mehrern alten Werken gefunden wird, bei denen vielleicht jenes Gemälde das Original war, wie Raoul-Rochette wahrscheinlich macht (Monum. inédits. Achilléide. p. 102. not. 8.). In Verbindung mit Paris und mit einem Pantherfelle auf den Schultern, war sie zu Delphi auf dem Wandgemälde des Polignotus, und ebendaselbst Thersites im Würfelspiele mit Palamedes begriffen, vorgestellt. Pausan. X. 31, 1 und 8.

Auch der Bühne war Thersites nicht fremd. Aus dem *Θερσίτης* des Chäremon führt Suidas (Tom. II. p. 770.) einen Vers an, den er an einer andern Stelle (Tom. III. p. 532.) ohne Namen anführt; Athenäus aber (XIII. p. 612. F.) dem Tragiker Aristarchus beilegt*). Mit Wahrscheinlichkeit vermuthet Heeren (ad Stobae. Ecl. I. 7. 7. p. 196.), daß jener *Θερσίτης* und der *Ἀχιλλεὺς Θερσιτοκτόνος* des Chäremon, dem beim Stobäus a. a. O. der Vers: *τύχη τὰ θνητῶν πράγματ', οὐκ εὐβουλία.* in dem am Rande befindlichen Lemma beigelegt wird, ein und dasselbe Stück gewesen seyn möchte**). Fabrizius (Bibl. Gr. T. II. p. 292.) trennt den *Ἀχιλλεὺς* von dem *Θερσιτοκτόνος*, und diesen von dem *Θερσίτης*, wo wenigstens das erste entschieden unrichtig ist; so wie er auch darinne irrt, daß die Titel der von ihm angeführten Stücke des Chäremon beim Suidas und Athenäus zu finden wären. Keiner von beiden kennt den *Ἀχιλλεὺς Θερσιτοκτό-*

---

*) Dieser Vers: *ὡς* (oder *τάδ'*) *οὐχ ὑπάρχων, ἀλλὰ τιμωρούμενος* wurde sprichwörtlich gebraucht, daher er bei mehr als einem Dichter vorkommen konnte. S. Schweigh. ad Athen. Vol. VII. p. 323.

**) S. Heeren. Comment. de fontibus Eclog. Pars II. 2. p. 148.

νος, so wenig als er in dem Artikel *Χαιρήμων* der Eudocia p. 436. genannt wird.

2) *Ιλ. β.* 222. *τῷ δ᾽ ἄρ᾽ Ἀχαιοὶ ἐκπάγλως κοτέοντο, νεμέσσηθέν τ᾽ ἐνὶ θυμῷ.* Hierbei bemerkt Eustathius p. 208, 33. die Achäer wären ihren Königen so ergeben gewesen (*φιλοβασιλεῖς*), daß, ob sie gleich jetzt Ursache gehabt hätten, wegen der Probe, auf die Agamemnon sie gestellt, und wegen der Hemmung der Rückkehr Unmuth gegen ihn zu hegen, sie doch vielmehr dem Aufwiegler gezürnt hätten.

Einiges in der Rede des Thersites war aus der Rede Achills herüber genommen, wie Eustathius p. 209. bemerkt, mit dem Zusatze, man könne hier sehen, wie groß der Unterschied der Wirkung sey, wenn ein ruhmloser Thersites und ein so hochgeachteter Mann wie Achilles dasselbe sage*). Auf die

*) Diese Worte sind vielleicht auf das zu beziehen, was Libanius in der Lobrede auf den Thersites Tom. IV. p. 946. 5. sagt: *παρελθὼν μάλα ἀξίοις τοῦ γένους ἐχρήσατο λόγοις, τὴν φιλοχρηματίαν εὐθὺς προφέρων, ὃ καὶ παρ᾽ Ἀχιλλέως εἰς αὐτὸν (τὸν Ἀγαμέμνονα) εἴρητο πρότερον. Καί τοι πῶς οὐ δεινὸν, ὅταν μὲν Ἀχιλλεὺς λέγῃ, μὴ εἶναι τὸν λόγον ἀνόητον, ὅταν δὲ ἕτερος;* So ist diese Stelle zu schreiben und zu interpungiren.

komische Prahlerei des Redenden, wenn er sage: ὃν ἐγὼ δήσας ἀγάγω hatten, nach Eustathius p. 209, 38., die alten Erklärer aufmerksam gemacht, indem sie bemerkten, er habe bei jenen Worten natürlich auf sich gezeigt, und die Hand auf seine ungestaltete Brust gelegt, was nothwendig Lachen habe erregen müssen. Auch das sey lächerlich, daß der verachtetste Mann im Heere V. 235. die preiswürdigen Hellenen κάκ' ἐλέγχεα nenne. Endlich als ihn Ulysses auf die niedrigste Weise schilt und schlägt, und er beides hinnimmt und wie eine Memme weint, lachen alle, troß ihrer Kümmerniß (V. 270.): οἱ δὲ καὶ ἀχνύμενοί περ ἐπ' αὐτῷ ἡδὺ γέλασσαν.

3) Eustathius p. 219. 10. „Siehe wie die Hellenen den Thersites hassen, und den Odysseus lieben, und welche Wahrheitfreunde sie sind, daß sie auch bei ihrer Bekümmerniß das Lob des Odysseus nicht verbergen.“ Die Worte des Heeres (V. 276.), daß Thersites sich nicht wieder erkühnen werde gegen die Könige zu hadern, deuteten die Alten so, daß der Dichter hierdurch ankündige, er werde des Thersites nicht weiter Erwähnung thun, als eines untauglichen und seiner Poesie nicht angemessenen Mannes, da

es seine Absicht nicht sey zu scherzen und häufig Lachen zu erregen. Darum schlage ihn auch Ulysses gleich jetzt, obgleich seine Drohungen (V. 258—264) erst auf künftigen Frevel gerichtet sind. Denn da Thersites nicht wieder sprechen werde, so würde er auch keine Schläge bekommen; geschlagen aber müsse der Schwätzer jetzt werden, damit keine Art von Schmach ihm fehle weder in Worten noch in Thaten.

4) Eustathius p. 216, 29. „Man muß beachten, welchen Umschwung die Dinge aus einem Zustande in den andern genommen haben. Dieselben Menschen, welche kurz vorher aus Verlangen nach der Rückkehr niedergeschlagen und unmuthig waren, hören nicht blos auf zu trauern, und vergessen die Rückkehr, sondern lachen sogar; ja, sie lachen nicht blos, sondern lachen behaglich (ἡδὺ γελῶσιν) . . . . Bei eintretendem Lachen aber, ist nirgend mehr Unmuth und Niedergeschlagenheit."

5) De Homeri Thersite temere Graecos Agamemnoni reconciliante. Diss. auct. J. F. Schaarschmidio. Gubenae. 1791. 8. In dieser Schrift wird p. 28. gut bemerkt, daß schon Dionys von

Halik. (Ars Rhet. c. XI. 8. p. 408.) wohl eingesehen habe, wie Homer das gegen Agamemnon wegen der Behandlung Achills übelgestimmte Heer durch die Beschaffenheit seines unberufenen Fürsprechers anders stimmen lasse: *ἠθέλησε λῦσαι τὰ ὑπὲρ Ἀχιλλέως δίκαια· ἀνέστησεν οὖν αὐτῷ συνήγορον ἐπίφθονον, γελοῖον, ἵν' ἐν τῇ τοῦ συνηγόρου κακίᾳ ἀφανισθῇ τὸ δίκαιον τοῦ πράγματος.*

6) Uebereinstimmender als Aeschines mit dem von uns behandelten Falle erzählt Plutarch (*πολιτικὰ παραγγέλματα* c. 4. T. II. p. 801. B. C.), „als einst zu Lacedämon ein gewisser Demosthenes, ein ausgelaßner Mann, einen passenden Rath gegeben, habe das Volk ihn verworfen, die Ephoren aber hätten einen der Alten ausgelooßt und ihm befohlen, denselben Rath zu wiederholen, um dem Volke annehmlicher zu werden." Ausführlicher, aber abweichend von beiden erzählt Gellius (N. A. XVIII. 3.) dieselbe Geschichte. Auch bei ihm tritt ein dem homerischen Thersites in sittlicher Rücksicht ähnlicher Mann auf: turpitudine pristinae vitae defamatissimus, sed lingua tunc atque facundia nimium quantum praestabilis; fast wie beim Sophokles (Phi-

loct. 439.) in der Characteristik des Thersites: ἀνα-ξίου μὲν φωτός — γλώσσῃ δὲ δεινοῦ καὶ σοφοῦ. Sein Rath wird von der Menge gebilligt. Da tritt ein weiser Mann warnend auf: quaenam, inquit, ratio, aut quae tandem spes erit, urbem hanc et hanc remp. salvam inexpugnabilemque esse diutius posse, si hujuscemodi ante actae vitae hominibus consiliariis utemur? Quod si proba ista haec et honesta sententia est, quaeso vos, non sinamus eandem dehonestari turpissimi auctoris contagio.

7) Cassius war wegen unglücklicher Vorbedeutungen und weil das Heer der Patrioten noch nicht hinlänglich gerüstet schien, für den Aufschub der Schlacht; Brutus verlangte schnelle Entscheidung, und mit ihm stimmten auch viele von Cassius Freunden. Von Brutus Freunden war Atellius der einzige, welcher den Winter abzuwarten rieth. Als nun Brutus fragte: worinne er nach dem Jahre gebessert zu seyn glaube? antwortete er: „wenigstens werde ich so viel länger leben.“ Dieß mißfiel dem Cassius und auch den Andern so sehr, daß man beschloß die Schlacht den folgenden Tag zu liefern.

5. Ueber den Kottabus.
nach Athenäus.

Da unser Museum*) bestimmt ist, die Ueberbleibsel des attischen Alterthums in sich aufzunehmen, so wird es wohl gestattet seyn, auch einer Kleinigkeit einen Winkel darinne anzuweisen.

Wenn man einmal für einen Gegenstand Interesse gewonnen hat, so bekommen auch die geringfügigen Dinge, die sich auf ihn beziehn, einen gewissen Werth. Wie viel würden wir nicht darum geben, wenn wir uns einmal in das alte Athen versetzen, und das rege Leben seiner Einwohner auch bei ihren Zeitvertreiben und Spielen beobachten könnten! Gewiß würden wir dann nicht bloß die Pnyx, die Akropolis, das Odeum und den Keramikus, sondern auch die Leschen und Skirapheen besuchen.

Dieser Genuß ist uns nun freilich versagt; und selbst die Nachrichten über eine große Menge

*) Dieser Aufsatz erschien zuerst in Wieland's attischem Museum 3ten Bandes 3tes Heft. im J. 1800.

der interessantesten Gegenstände sind uns nur stückweis und zerstreut, meist nur aus der dritten oder vierten Hand zugekommen. Alle Werke der **neuen** attischen Komödie, eine der vornehmsten Quellen zur Kenntniß des Privatlebens der Athenienser, sind untergegangen; und doch müssen wir es bei diesem, in mehr als einer Rücksicht schmerzlichen Verluste noch für ein Glück erkennen, daß uns der Zufall wenigstens den Fürsten der **alten** Komödie, den unvergleichlichen Aristophanes, in einer kleinen Anzahl seiner Werke zu genießen gegönnt hat.

Der Fleiß der griechischen Grammatiker, die noch im Besitze vieler jener Schätze waren, und noch etwas mehr als die Formen der Wörter daraus erläuterten, hat nicht selten die Eigenthümlichkeiten des alten Lebens aus den Bruchstücken der untergegangenen Komiker zu erklären gesucht; und da das ganze Panorama unwiederbringlich verloren ist, so müssen wir schon mit den armen Resten desselben zufrieden seyn. So hat uns Athenäus im funfzehnten Buche seines grammatischen Gastmahls eine Sammlung solcher Fragmente über ein beliebtes Spiel der atheniensischen Jugend, den Kottabus, aufbewahrt; und sie sind es, die wir hier, nebst den Erläuterungen, welche der Sammler hinzugefügt hat, in einer so viel möglich getreuen Uebersetzung mittheilen.

Eine Abhandlung über den Kottabus nach neuem Zuschnitte darf man also hier nicht erwarten. Sie würde auch überflüssig seyn, nachdem ein verdienter Forscher diesen Gegenstand mit Gelehrsamkeit und Sorgfalt behandelt hat*). Auf ihn werd' ich mich, was den Sinn einzelner Ausdrücke und die verschiedenen Arten des Spiels betrifft, getrost berufen können; ja, meine Arbeit würde durch die seinige ganz unnütz gemacht worden seyn, wenn er den einzelnen Bruchstücken, die mich am meisten bei dieser Untersuchung gereizt haben, eben so vielen Fleiß gewidmet hätte als der Erläuterung des Spiels.

Der griechische Philolog berichtet also (XV. p. 666. B.) folgendermaaßen:

„Der Kottabus ist ein Sikelisches Spiel, eine Erfindung der Sikuler [1]), wie Kritias des Kalläschrus Sohn, in seinen Elegien sagt:

Kottabos, den als Ziel für der Latage Bogen wir stellen,
Stammt, ein herrliches Werk aus dem Sikelischen Land.

Dikäarchus aber der Messenier, des Aristoteles Schüler, sagt in seiner Schrift über den Alkäus [2]), auch Latage sey ein Sikelisches Wort. Die Latage aber ist die in dem ausgetrunkenen Becher übrig gebliebene Neige, welche

*) Groddek's Antiquarische Versuche. 1ste Samml. Lemberg. 1800. 8.

die Spielenden mit zusammengezogner Hand von oben her in das Gefäß Kottabeon warfen [3]). Klitarchus aber in der Abhandlung über die Glossen [4]) sagt, Latage heiße bei den Thessaliern und Rhodiern der Kottabus aus den Bechern.

Kottabus wurde aber auch der den Siegern ausgesetzte Preis beim Trinkgelage genannt, wie Euripides bezeugt, wenn er im Oeneus also spricht:

Mit des Bacchus vielen Wurfgeschossen zielten sie
Nach des Greisen Haupt, und ich, hierzu bestellt, verlieh
Dem Treffenden des Sieges Preis, den Kottabus [5]).

Kottabus wurde aber auch das Gefäß genannt, in welches man die Latage schleuderte, wie Kratinus in der Nemesis zeigt [6]). — Plato lehrt in dem gemißhandelten Zeus, daß der Kottabus eine Art von Spiel beim Trunke war, wo die Fehlwerfenden auch die kleinen Geräthschaften einbüßten [7]). Er spricht folgendermaaßen:

A. Wenn ihr die Zeit euch mit dem Kottabus vertriebt,
Indeß ich drinn die Mahlzeit schaffe, wär's mir lieb.
B. Gut! Doch auf welche Art denn? A. In den Mörser. B. Gut!
Bring uns zum Spiel den Mörser; hole Wasser her;
Setz Becher auf! — Wir spielen doch um Küsse? Nicht?

A. * * * * * * * * * Ein schlechtes Spiel
Erlaub' ich nicht. Hier dieses setz' ich aus zum Preis
Für euch: die Schuhe setz' ich, die sie selber trägt,
Und dieß dein Näpfchen. B. Ei, Potztausend, das verspricht,
Wie's scheint, ein Kampfspiel, größer als das Isthmische [8]).

Es gibt auch gewisse Arten von Kottabus, welche die herabhängenden heißen. Dieses sind Leuchter-Dillen (Lychnia), welche auf- und absteigen [9]). Eubulus im Bellerophontes:

Wenn mich doch Einer unten faßte bei dem Bein!
Denn wie ein Kottabéum steig' ich himmelwärts.

Antiphanes in der Geburt der Aphrodite:

A. Da diesen mein' ich. Du verstand'st nicht. Der Kottabus
Ist dieser Leuchter. Merk wohl auf. Der Siegespreis
Besteht aus Eiern, Näscherein und Kuchenwerk.
B. Wofür denn? Närrisch! Doch sag an, wie geht das Spiel?
A. Das sollst du hören. Siehst du, wer den Kottabus
So in die Wage schleudert, daß sie nieder sinkt —
B. In welche Wage? Nennst du so das Tellerchen,
Das kleine hier, das oben in der Höhe schwebt?
A. Ganz recht, das ist die Wage — dieser also siegt.
B. Und wie erkennt man dieß! A. Wenn Einer sie berührt,
So fällt sie auf den Manes, und ein heller Klang

Läßt sich vernehmen. B. Ei, hat denn der Kottabus
Auch einen Diener, einen Manes, neben sich [10]?

und etwas weiter hin?

Jetzt zeige mir, wie man den Becher fassen muß.
A. Man muß die Finger krümmen wie beim Flötenspiel;
Dann etwas Wein einschütten; wenig; gar nicht viel;
Und dann es schleudern. B. Wie denn? A. Sieh hierher, auf mich!
So! — Siehst du? B. O Poseidon! wie gewaltig hoch!
A. So wirst du's machen. B. Aber mit der Schleuder kaum
Könnt' ich so weit es werfen. A. O du lernst es schon.

Es muß nemlich der Kottabus mit starker Krümmung der Hand zierlich geschleudert werden, wie Dikäarchus sagt [11]; und auch Plato in dem gemißhandelten Zeus, wo einer den Herkules ermahnt, beim Werfen des Kottabus die Hand nicht steif zu haben [12]. Vom Wegschleudern des Kottabus bediente man sich des Ausdruckes von der Ankyle (ἀπ' ἀγκύλης), weil die rechte Hand dabei gekrümmt werden muß. Doch sagen Andre, die Ankyle sey eine Art von Becher. Bacchylides in den Liebesgedichten:

Wenn den weißen Arm erhebend sie den Wurf der Ankyle
Diesen jungen Fanten schleudert[13]).

Auch Aeschylus erwähnt in den Knochensammlern[14]) den ankyletischen Kottabus mit folgenden Worten:

Eurymachus, kein Andrer, trieb nicht weniger
Voll Uebermuth schmachvollen Frevel gegen mich.
Denn immer war mein Scheitel ihm der Kottabus.
Dieß war das Ziel dem ankyletischen Geschoß
Von weitem her der jugendlichen Hand[15]).

Daß dem, der den Kottabus gut schleuderte, ein Preis ausgesetzt war, sagt Antiphanes in der vorigen Stelle: „denn Eier sind es, Kuchen und Naschwerk." Auf gleiche Weise berichtet auch Kephisodorus im Trophonius, Kallias oder Diokles in den Kyklopen, und Hermippus in den Jamben[16]).

Den sogenannten herabsinkenden Kottabus muß man sich so denken: Es ist ein hoher Leuchter mit dem sogenannten Manes, auf den die herabsinkende Wagschale fallen mußte; von da aber fiel sie von dem Kottabus getroffen, auf ein darunter stehendes Wasserbecken[17]). Bei diesem Wurfe ward eine besondere Geschicklichkeit der Hand gefordert. Den Manes erwähnt Nikochares in den Lakoniern.

Eine andre Art des Spiels ist die auf dem Wasserbecken (ἐν λεκάνῃ). Das Becken

wird mit Wasser gefüllt, und auf ihm schwimmen leere Näpfchen, gegen die man die Neige (Latage) aus Bechern schleuderte, und sie so zu versenken suchte. Den Preis des Kottabus aber erhielt der, welcher die meisten versenkte. Amipsias in den Kottabusspielern:

Du, Mánia *), bring uns Näpfchen sammt den Bechern her,
Und auch die Schüssel; aber gieße Wasser ein.

Kratinus in der Nemesis: „Preise ordnend dem Kottabus, werft nach der Väter Satzungen die Näpf' in die Fluth; dem, der die meisten trifft, geb' ich des Glückes Preis"[18]). Aristophanes in den Schmausenden:

Ich kenne das recht wohl. Es ist das kottabeïsche Erz dieß.
Jetzt setze den Preis und die Myrten auf[19]).

Hermippus in den Parzen:

Ab ist es geworfen das weiche Gewand;
Einen Thorax nestelt ein jeder sich an,
Und es schmiegt um die Knöchel der Stiefel sich fest.
Niemand liebt jetzt noch den weichlichen Schuh.
Achtlos siehst du des Kottabus Stab dort
Rollen im Spreuwust; es vernimmt nicht mehr
Manes von geschleudertem Weine den Klang.
An den Angeln der Hofthür
Siehst du die Schale der Wage verschmäht jetzt
In dem Schmutze des Kehrig's[20]).

---

*) Name der Sclavin.

In dem Linus sagt Achäus, wo er von den Satyrn spricht:

Beim Schleudern, Werfen, Beugen — o was nannten sie
Nicht Alles! schön ist, Herakles, der Latax doch[21])!

Wenn es hier heißt „sie nannten", so bezieht sich dieß darauf, daß sie der Geliebten gedachten, und in Beziehung auf diese den sogenannten Kottabus auswarfen. Deshalb nennt auch Sophokles im Inachus die geschleuderte Neige (Latax) aphrodisisch:

Sieh die aphrodisische
Ausländische Latax schaut herein in jedes Haus[22]).

und Euripides im Plisthenes:

Und viel Getös vom Kottabos der Kypris tönt
Im Haus ein harmonirend Lied.

und Kallimachus sagt:

Mancher der Trinkenden warf, den Akontios liebend, zur Erde
Sikela's schallendes Naß aus dem geleerten Pokal[23]).

Es gab aber auch noch eine andre Art von Kottabien, die bei den Nachtfesten üblich war, und vom Kallippus in der Pannychis[24]) mit diesen Worten erwähnt wird:

Es soll, wer wachend aushält, als Kottábion
Den Waizenkuchen haben; und auch eine der
Hier Gegenwärt'gen küssen, die er selber will.

Es gab aber auch gewisse kleine Kuchen bei

den Nachtfesten, wo sie lange tanzend durchwachten, und diese Kuchen wurden damals Charisien genannt von der Freude (Chara) derer, die sie empfingen. Ihrer gedenkt Eubulus im Ankylion, wo er sagt:

Die Siegespreise knetet sie schon längst.

und weiter hin:

den Charisios einzukneten war ich just
Hinausgesprungen[25]).

Daß aber auch ein Kuß als Preis galt, sagt Eubulus weiter hin:

Wohlan, ihr Frau'n, jetzt werdet ihr die ganze Nacht
Mit muntern Tanz des Knäblein's Namenstag begehn[26]).
Zum Siegespreise setz' ich hier drei Bänder aus,
Fünf Aepfel und neun Küsse.

Daß der Kottabus bei den Sikelioten eifrig getrieben wurde, erhellt daraus, daß eigne Gebäude für dieses Spiel eingerichtet waren[27]), wie Dikäarchus in der Schrift über den Alkäus berichtet. Nicht mit Unrecht nannte daher Kallimachus die Latax Sikelisch. Die Latax und der Kottabus wird auch vom Dionysius, der den Beinamen des Ehernen führt, in seinen Elegien folgendermaaßen erwähnt:

Jetzo stellen zum Dritten den Kottabus wir die Verliebten
Hier im Gymnasium auf, Bromios nassen Ballon.

Schließt nun all' Anwesende hier die verschlungenen Hände
Fest an das Rund des Pokals; doch vor geschleudertem Wurf
Meßt mit dem Aug' euch sorglich den Raum an dem sinkenden Aether
Bis zu der Stelle hinauf, welchen die Latax erreicht.

Anmerkungen.

1) Für den Sikelischen Ursprung des Spiels zeugt auch Anakreon beim Athenäus X. p. 427. D. *Σικελὸν κότταβον ἀγκυλίζων*, nach der Verbesserung eines ungenannten Gelehrten in der Jenaischen Litteratur-Zeitung. 1802. 2 Bd. S. 324. (statt: *ἀγκύλῃ δαΐζων.*), welcher aber Theod. Bergk (Anacr. Reliqq. p. 171.) nicht beistimmt.

In den Worten: *μάθε παρ' ἐμοῦ ὅτι πρῶτον μὲν ἡ τῶν κοττάβων εὕρεσις Σικελική ἐστι παιδιά·* möchte ich vermuthen, daß die Worte *εὕρεσις* und *παιδιά* ihre Plätze vertauscht haben. Mir wenigstens scheint es schicklicher zu sagen: „daß das Spiel des Kottabus eine Sikelische Erfindung ist.“ als: „daß die Erfindung des Kottabus ein Sikelisches

Spiel ist"*). So heißt es beim Hesychius: *κότταβος, παιδιὰ παρὰ Ἀττικοῖς ἀπὸ Σικελίας παραδοθεῖσα.* und bei dem Scholiasten zu Aristophanes Frieden v. 1242., welcher die Stelle des Athenäus im Auszuge gibt: *κότταβος· Ἀθήναιος ἐν τῇ ιε φησὶν ὅτι Σικελική τις ἐστι παιδιά, πρώτων εὑρόντων Σικελῶν.* und nach Anführung des Kallimachischen Distichons: *Σικελὰς δὲ αὐτὰς οὐκ ἀπεικότως ὠνόμασεν, ἐπεί, ὡς προείπομεν, Σικελῶν τὸ εὕρημα, καὶ ἐσπούδασται σφόδρα παρ' αὐτοῖς ὁ κότταβος.* Herr N. Bach, welcher (in Critiae Fragm. p. 29.) die von uns vorgeschlagene Versetzung billigt, verwirft die nach *παιδιὰ* folgenden Worte: *ταύτην πρῶτον εὑρόντων Σικελῶν.* schwerlich mit Recht. Uebrigens ist in den Worten des Kritias der Kottabos nicht das ganze Spiel, sondern die zu dem Spiele erforderlichen Geräthschaften, vorzüglich der Leuchterstock und die daran hängende Wagschale, die auch in einem andern Bruchstücke desselben Dichters (b. Athen. XIII. p. 600. E.) er-

*) Wie wir verbessert Th. Bergk a. a. O. p. 173. *ὅτι πρῶτον μὲν ἡ τῶν κοττάβων παιδιὰ εὕρεσις Σικελική ἐστιν.*

wähnt wird. Hier heißt es vom Anakreon, daß seine Liebe und sein Ruhm nicht untergehn werde, so lange

Als noch Diener den Wein, im Pocal mit dem Wasser vermählet,
Hier und dorthin tragen, behend ausspendend den Gasttrunk;
Und als Chöre der Frauen begehn das geheiligte Nachtfest;
Oder von Bromius tropfendem Naß zu des Kottabus hohem
Scheitel sich die vom Erze geborene Wage herabsenkt.

2) Ueber den Dikäarchus, einen fruchtbaren Schriftsteller und Mitschüler Theophrasts in der Schule des Aristoteles, wie dieser sehr gelehrt (*ἱστοριϰώτατος* nach Cicero ad Attic. VI. Ep. 2. vir inprimis eruditus nach Plinius H. N. II. 65.), s. Aug. Buttmann de Dicaearcho. Numburgi. Er war Verfasser eines Werkes *περὶ βίων*, von welchem, aller Wahrscheinlichkeit nach, die hier erwähnte Schrift über Alkäus ein Theil war. S. Jonsius Scr. Hist. Phil. I. 16. p. 105. Vielleicht ist aus

derselben eine andre, vorzüglich bedeutende Stelle von dem Kottabus (Athen. XI. p. 479. D. E.) entlehnt, die ich weiter unten an einem schicklichen Orte mittheilen werde. Die Wörter λάταξ und λατάγη erläutert Groddeck a. a. O. S. 252 ff.

3) Mit zusammengezogner Hand. συνεστραμμένῃ τῇ χειρί. indem die vordern Finger mit dem Daumen zusammen den Wein fassen, der dann mit gekrümmter Hand nach dem Ziele geschleudert wird. Groddeck S. 256. erklärt diese Worte: „mit umgewandter Hand: die rechte Hand mußte umgewandt d. h. die obere Seite derselben nach unten, und die flache Hand nach oben zu gekehrt werden.“ Diese Bedeutung scheint mir in dem Worte συστρέφεσθαι nicht zu liegen. Die hier gegebene Erklärung von dem Spiele enthält nur das, was den verschiedenen Arten desselben, deren Groddeck neune unterscheidet, gemein ist; nemlich das Schleudern der Wein-Neige nach einem gewissen Ziele, um durch die anklatschende Flüssigkeit einen bedeutungsvollen Schall hervorzubringen. Dieses Ziel pflegte ein ehernes Gefäß zu seyn, das auf dem Tische oder auf einem Gestelle, das einem Leuchter-

stocke (Lychnion) glich, aufgestellt, oder, wie eine Wagschale (πλάστιγξ), aufgehenkt war, so daß diese, von dem geschleuderten Weine getroffen, auf ein darunter stehendes, ehernes Becken sank, und ein in diesem angebrachtes Bild, Manes genannt, mit einem Schalle treffen mußte. Am deutlichsten wird die Sache auseinander gesetzt in den Scholien zu Aristophanes Frieden V. 1243. die, so wie auch die Scholien zu Lukians Lexiphanes c. 3. T. II. p. 325. ed. R., größtentheils aus dem Athenäus gezogen sind; doch auch mit Benutzung andrer Quellen. Vergl. Pollux VI. 109. 110.

4) Klitarchus, dessen Glossenwerk Athenäus häufig anführt, ein Zeitgenosse, vielleicht eine Person mit dem Begleiter Alexanders, der als Geschichtschreiber mehr verrufen als berühmt ist. S. Sainte-Croix Examen p. 41. f.

5) Die Worte des Textes: κότταβος δ' ἐκαλεῖτο καὶ τὸ τιθέμενον ἆθλον τοῖς νικῶσιν ἐν τῷ πότῳ· erklärt Grodbek S. 143. von dem Preise, den der Sieger beim Wettstreite des Trinkens erhielt, und vermißt dann in den folgenden Versen des Tragikers die Beweiskraft, die in ihnen liegen soll.

Es ist aber nicht nöthig, daß die Worte ἐν τῷ πότῳ jene Bedeutung haben, indem sie, wie auch Schweighäuser erklärt, dasjenige bezeichnen können, was beim Trinkfeste vorging; ἆθλα κοττάβων aber könnte dann als dichterische Umschreibung für κοττάβους ἆθλον ὄντα τῆς νίκης genommen werden. Indeß würden diese Worte auch dann keineswegs die erforderliche Klarheit haben, um als Beweis für das zu dienen, was Athenäus beweisen will. Ich habe deshalb die von Casaubonus vorgeschlagne Verbesserung ἐγὼ' τετάγμην ἆθλα κότταβον διδούς. befolgt; die auch Matthiä (Vol. IX. p. 242.) in den Text des Euripideïschen Fragmentes aufgenommen hat. Daß übrigens diese Verse aus der Beschreibung eines Mahles genommen sind, bei dem der alte Oeneus von den übermüthigen Söhnen des Agrius, die ihn entthront hatten, verhöhnt und gemißhandelt wurde, ist kaum zu bezweifeln. Unter dem Haupte des Greisen versteht Schweighäuser den sogenannten Manes; dieser aber wäre hierdurch sehr unbestimmt bezeichnet. Es ist vielmehr der Kopf des Oeneus selbst, auf den die frevelnden Jünglinge den Wein aus den Bechern schleuderten, wie die Freyer der

Penelope, die hier dem Tragiker zum Vorbilde dienten, nach dem Haupte des Odysseus den Kuhfuß schleudern (Od. XX. 299 f.), ohne Zweifel dort wie hier, um das Maaß des Frevels voll zu machen, und die sie erwartende Strafe als gerecht und wohlverdient zu begründen. Man vergleiche auch jene andre Scene der Odyssee XVII. 462. und XVIII. 394. wo Antinous und Eurymachus einen Schemel nach Odysseus schleudern. Entscheidend aber ist für unsre Erklärung das Fragment aus den Ostologen des Aeschylus, von welchem sogleich die Rede seyn wird.

6) Die Nemesis des Kratinus wird weiter unten noch einmal angeführt. Ueber diese Komödie S. Runkel in Cratini Fragm. Lips. 1827. p. 31. ss. Nach den Worten *ἐν Νεμέσει δείκνυσιν* folgt bei dem Scholiasten zu Aristophanes Frieden. 1242. *ὅτι δὲ καὶ χαλκοῦν ἦν Εὔπολις ἐν Βάπταις λέγει: χαλκῷ περὶ κοττάβῳ.* daß dieses Gefäß von Erz war sagt Eupolis in den Bapten: um den ehernen Kottabus. Da alles übrige in diesem Scholion aus unserer Stelle des Athenäus genommen ist, so möchten auch wohl jene Worte aus einem vollständigeren Exemplare dieses Gram-

matikers entlehnt seyn. Dieser Vermuthung stimmt Schweighäuser Vol. VIII. p. 15. bei. Von den Bapten s. Meinecke Quaest. Scen. I. p. 43 ss. Fritzsche Quaestion. Aristoph. p. 197 ss. Vergl. Th. Bergk. ebend. S. 317 f.

7) Was unter den kleinen Geräthschaften (τῶν σκευαρίων) zu verstehen sey, ist zweifelhaft. Casaubonus hält es für die Preise, sonst Kottabia genannt, die in Kleinigkeiten bestanden; Schweighäuser für den Becher, aus dem die Neige geschleudert wurde. Daß etwas von den ausgesetzten Preisen verschiedenes zu verstehen sey, scheint aus dem beigefügten καὶ und ἐξίσταντο zu erhellen, welches letztere Wort wohl eher von einer Sache, die man besitzt, und einem Andern überläßt, als von einem Preise, den man gewinnen soll, verstanden wird; wie denn auch von Preisen gebraucht σκευάριον nicht das angemessene Wort ist. Dann aber bleibt schwerlich etwas Anderes übrig, als dieses oder jenes Stück der Geräthschaften des Spiels, wobei man voraussetzen muß, daß die Spielenden diese dazu mitbrachten. Grodbeck S. 275. folgt der Casaubonischen Erklärung, ohne sie durch neue Gründe

zu unterstützen. — Der gemißhandelte Zeus des Komikers Plato wird weiter unten noch einmal angeführt, wo wir erfahren, daß Herkules eine Rolle in diesem Stücke spielte, und sich im Kottabusspiele unterweisen ließ; wo es an komischer Unbehülflichkeit nicht gemangelt haben wird.

8) Das in den ältern Ausgaben sehr verunstaltete Fragment des Dichters habe ich in den Addit. ad Athen. p. 350. herzustellen versucht. Der 2te V. ist unmetrisch und verstümmelt: *τὸ δεῖπνον ἐσκευάσω πάνυ βούλομαι*. Ich ergänzte: *ἔνδον τὸ δεῖπνον σκευάσω*. Der neuste Herausgeber: *τὸ δεῖπνον ἔνδον σκευάσω*. V. 3. *ἀλλ' ἄνεμος ἐστάλεις θυΐαν παῖ θέον*. Im Att. Museum S. 488. schlug ich, mit Schweighäusers Beistimmung, vor: *ἀλλ' ἄγε δὸς ὡς τάχος θυείαν, παῖ, θέων*. auf *παῖ, θέων* war auch Coraïs (bei Schweigh.) gefallen. In den Addit. a. a. O. schien es mir wegen der Lesart *παῖς τεόν*, die sich in den Handschriften findet, wahrscheinlicher zu lesen: *ἀλλ' ἄγε δὸς ὡς τάχιστα θυείαν παιστικήν*. Hermann verbessert den ganzen Vers auf diese Weise: *ἀλλ' ἃ νόμος ἔστ'*; A. *ἀλλ'*

εἰς θυείαν παιστέον*). Der Ton des Folgenden erinnert an die Stelle der Theokritischen Adoniazusen, in welcher die Hausfrau einer Dienerin Befehle gibt:

Eunon, hole das Wasser!
Rege dich doch! schnell Wasser herbei!
mit dem Wasser zuerst her!
Wie sie das trägt! nu gib her!

Im 6ten V. ist der Sinn wegen der Verstümmelung dunkel. Doch sieht man, daß der vorgeschlagene Preis der Küsse nicht angenommen werden soll. Der hier verworfene Preis wird auch weiter unten in den Versen des Eubulus erwähnt, so wie auch in einer Stelle des Salmoneus, eines satyrischen Drama's von Sophokles b. Athenäus XI. p. 487. D., in welchem der Anfang vielleicht verschrieben ist. Doch ist, trotz der Unsicherheit der Wortfügung, der Sinn keinem Zweifel unterworfen:

Verliebtes Zwicken und der Küsse lauten Schall
Setz' ich dem wackern Kottabusspieler aus, zum Preis
Des Siegs, wenn sichern Wurfs das ehrne Haupt
er trifft.

---

*) S. Naeke Rhein. Mus. I. 3. p. 499.

9) Was die Alten über diese Art des Kottabus sagen, ist dunkel und verworren, wahrscheinlich, weil sie verschiedne Formen des Spieles vermischten, oder auch, weil dieselben Geräthschaften mit mehrerlei Namen bezeichnet wurden, deren einige das Ganze des Spiels, und dann wieder seine Einzelnheiten bezeichnen mußten. Die Beschreibung des herabhängenden Kottabus in dem Scholion zu Aristoph. Frieden V. 1240. 1242. bei dem Scholiasten zum Lucian Leriphan. c. 3. und beim Pollux VI. 109—111. macht eine zwiefache Art desselben wahrscheinlich. Die eine, welche an unsrer Stelle gemeint ist, unterschied sich dadurch, daß ein Stab (ῥάβδος) mit einem Querholze, das einem Wagbalken (πλάστιγξ) glich, an der Decke des Zimmers aufgehangen war. An diesem Querbalken schwebten eherne Schalen, wie Wagschalen (πλάστιγγες), oder wie die Dille eines Leuchters (λυχνίον, ἐπίθεμα λυχνίου), oder wie flache Becher (κυμβεῖα), oder auch wie das Mundstück der Trompete (κώδων). In eine dieser Schalen mußte der geschleuderte Wein (λάταξ) fallen, so daß sie auf ein ehernes Wasserbecken (λεκάνην) herabsank, und hier auf ein aus dem Wasser hervor=

ragendes Bild (*Μάνης*) treffen und einen Schall hervorbringen mußte. — Bei einer zweiten Art war, wie es scheint, die übrige Vorrichtung nicht wesentlich verschieden, der Stab aber war nicht an der Decke aufgehenkt, sondern stand, wie ein Candelaber, der eine Leuchte trägt, auf einem Gestelle befestigt. — Die hier angeführten Verse des Eubulus, in denen der Wagbalken mit den daran hängenden Becken *κοτταβεῖον* genannt wird, weisen auf die erste Art hin, indem kaum zu zweifeln ist, daß darin der auf dem Flügelrosse zum Himmel aufschwebende und geängstigte Bellerophon spricht. Die Komödie, aus der sie genommen sind, war, aller Wahrscheinlichkeit nach, eine Parodie des Euripideischen Bellerophon. S. Meineke Quaest. Scen. III. p. 19.

10) Dieses Fragment des Antiphanes, von dem Athenäus einen Theil schon XI. p. 487. D. E. angeführt hat (Vergl. auch den Schol. Lukians Lex. c. 3. wo fälschlich Aristophanes steht), ist nach Toup's Verbesserung übersetzt (Em. in Suid. T. II. p. 472. ed. Oxon. Epist. crit. p. 47. Lips.). Ueber das zunächst folgende desselben Dichters s. Koppiers Obss. crit. p. 32. — Manes ist ein so gewöhnli=

cher Sclavenname, daß er für gleichbedeutend mit *δοῦλος* oder *οἰκέτης* gilt, woraus hier das Wortspiel entsteht. Auf diese Weise heißt es beim Pherekrates (Athen. VI. p. 263. B.): *Οὐ γὰρ ἦν τότ' οὔτε Μάνης οὔτε Σηκὶς**) *οὐδενὶ Δοῦλος.* Wie hier das eherne Bild, wegen des Dienstes, den es leistet, Manes heißt, so wurde auch eine Art von Becher mit demselben Namen genannt, Athen. XI. p. 487. C. In der oben Anm. 8. angeführten Stelle des Sophokles ist das eherne Haupt (*χάλκειον κάρα*) eben das, was hier der Manes heißt.

11) Die Stelle des Dikäarchos, die auch noch mehreres, dieses Spiel betreffende enthält, s. unten Anm. 26. — Die Griechen sahen bei allen Dingen auf Schönheit, und man mußte es einem freien Manne in jeder Bewegung ansehn, daß er sich in der Paläſtra ausgebildet hatte.

12) S. oben Anm. 7. Die Worte des Komikers scheinen so gefaßt gewesen zu seyn:

μὴ σκληρὰν ἔχε
τὴν χεῖρα μέλλων κοτταβίζειν.

*) S. Meineke Qu. Scen. II. p. 43. not.

wie Fritzsche de Aristoph. Daetalens. p. 97. not. verbessert.

13) Von der Ankyle (ἀγκύλη) und den verschiedenen Bedeutungen des Wortes findet sich Aehnliches beim Athenäus XI. in den Animadv. Casauboni. p. 782. in Schweigh. Ausg. Vol. IV. p. 217. Dindorf's Ausg. Vol. II. p. 1038. wo auch das Fragment des Bacchylides mit einigen kleinen Abweichungen angeführt wird. Daß in demselben die Worte τὴν ἀπ' ἀγκύλης die von Athenäus behauptete Bedeutung des Bechers nicht liegt, hat schon Villebrune und Grodbeck (S. 259.) richtig bemerkt. Gleiches bemerkt Neue in Bacchylidis Cei Fragmentis p. 37. den mit gekrümmter Hand verrichteten Wurf verstehend. Uebrigens ist darin ohne Zweifel von einem Mädchen die Rede, das unter Jünglinge gemischt, an dem Kottabusspiele Theil nahm.

14) Die Knochensammler oder Ostologen des Aeschylus führt Welcker in den Prometheen S. 452. auf die Geschichte des Odysseus zurück, welcher in diesem Drama den Uebermuth beschreibt, den die Freier an ihm ausgelassen, und bringt damit ein anderes Fragment (Athen. I. p. 17. C.), welches

ohne Grund den Ἀργείοις zugetheilt, bestimmt aber von Sophokles in dem Ἀχαιῶν συλλόγῳ oder συνδείπνοις (beim Athenäus a. a. O.) nachgeahmt ist, in Verbindung, indem er annimmt, daß es auch in diesem zweiten Bruchstücke der freche Eurymachus sey, der dem Odysseus das Nachtgeschirr (τὴν κάκοσμον οὐράνην) am Kopfe zerschmettert habe. Den Titel des Stücks bezieht derselbe Gelehrte auf den Chor, der aus Bettlern bestanden, welche den Tisch der Freier umlagerten, und hier die ihnen zugeworfenen Knochen auflasen, womit sich die von mir geäußerte Vermuthung, die Ostologen wären ein Drama Satyricum gewesen, allerdings nicht verträgt. S. Welcker's Nachtrag zur Aeschylischen Trilogie S. 161. ff. und vorzüglich S. 332. ff.

15) In dem Fragmente des Aeschylus las ich im Attischen Mus. S. 491.

Εὐρύμαχος οὖν τις ἄλλος οὐδὲν ἥσσονας
ὕβριζ' ὑβρισμούς, οὐκ ἐναισίους ἐμοί.

Richtiger scheint im 1sten V. Εὐρ. οὖν οὐκ ἄλλος. Im 2ten V. steht ἐναισίους statt αἰνεσίους durch Coraïs und Porson's spätere Beistimmung fest. Der 3te Vers möchte so herzustellen seyn: ἦν

μὲν γὰρ αὐτῷ κότταβος τοὐμὸν κάρα. wo *κότταβος* von dem Ziele (*σκοπὸς*) verstanden werden muß, nach welchem geworfen wurde, was aber hier nicht, wie bei dem wirklichen Spiele, die Schale ist, sondern das Haupt des Erzählenden. Jene Bedeutung wird, theils durch Athenäus selbst, vornemlich aber durch die oben angeführten Verse des Kritias hinlänglich bestätigt. Auch Hesychius sagt: *κόσσαβος. σκεῦος συμποτικὸν ἐφ' οὗ τὰς λατάγας ἔβαλλον ἐρίζοντες.* und das große Etymologikum: *κοτταβίζω. ὁ δὲ κότταβος ἦν τοιοῦτόν τι λεκάνιον ἐν τῷ μέσῳ κείμενον τοῦ συμποσίου.* — Am Schlusse des Fragmentes, dessen vollständige Wiederherstellung noch nicht hat gelingen wollen, wird das von mir in die Uebersetzung aufgenommene von weitem her durch eine Stelle in dem bacchischen Gedichte des Nonnus XXXIII. 93. wahrscheinlich, wo Eros mit dem Hymenäus den Kottabus spielend

εἰς σκοπὸν ἠκόντιζεν, ἑκηβόλον ἰκμάδα πέμπων.

16) Hermippus in den Jamben. Dieser Dichter der ältern Komödie war einer der Gegner des Perikles und der Aspasia. Plutarch. Vit. Pericl. c. 32. 33. Als Titel von Komödien werden von

ihm Jamben, Trimetri und Tetrametri angeführt (Schol. ad Aristoph. Plut. v. 701. Ἕρμιππος ἐν τῷ πρώτῳ ἰάμβῳ τῶν τριμέτρων), wo aber Hemsterhuis vermuthet, Jambi sey nicht der Titel einer Komödie, sondern eines aus mehrern Dichtungsarten und Gegenständen gemischten Werkes. Meineke (Quaest. Scen. I. p. 31.) enthält sich der Entscheidung.

17) Diese ziemlich dunkle und verworrene Stelle erhält auch durch die Scholiasten, die sie mit geringen Veränderungen ausgeschrieben haben, kein Licht. Die meiste Schwierigkeit verursacht die Erwähnung des Manes, der an dem Leuchter befestigt seyn, und auf den das schwebende Becken, von der Latax getroffen, herabfallen soll. Grodbecks Versuch S. 219 ff. die Maschinerie zu erklären, scheint mir allzu künstlich.

18) In dem sehr verunstalteten Fragmente des Kratinus befolgt unsre Uebersetzung die Lesart, die, wenn schon die einzelnen Worte und Sylben keineswegs fest stehn, der Sache und dem Sinne die angemessenste schien: τῷ δὲ κοττάβῳ προθέντας πατρικοῖσι νόμοις τὰ κείμενα ὀξύβαφ' εἰςβάλλειν τῷ

πόντῳ, τῷ δὲ βαλόντι πλεῖστα νέμω τύχης τὸ δ' ἆθλον. Ἀριστοφάνης κ. τ. λ. Der Dichter spricht von den Näpfen, die für das Spiel auf dem Wasserbecken, wie in einem Meerbusen, aufgestellt sind, als ob es Schiffe wären, und von dem Werfen der Kottabisten nach ihnen wie von einem feindlichen Angriffe, durch den jene in das Meer (*τῷ πόντῳ*) versenkt werden. Der, welcher die meisten trifft und versenkt, erhält einen Preis (*ἆθλον*), auf den der Redende hinzeigt, ohne ihn näher anzugeben. Die hier angenommene Vorstellung entspricht den Worten des Athenäus: *ἀνῃρεῖτο δὲ τὰ κοττάβια ὁ πλείω καταδύσας,* ein Ausdruck, der den Geschichtschreibern bei der Erzählung von Seeschlachten geläufig ist. Herr Prof. Fritzsche (de Daetalensibus Aristophanis p. 95.) verwirft die von mir, Dalechamp, Porson und Schweighäuser aufgestellte Vermuthung, daß die Worte *τὸ δ' ἆθλον* mit denen des Kratinus verbunden werden möchten, als unstatthaft, und gibt von der Stelle des Komikers selbst (verba non metro ulli adstricta sunt) folgende Verbesserung: *τῷ δὲ κοττάβῳ προθέντας [ἐν] πατρικοῖσι νόμοις δοκεῖ τοὺς νέους ὀξυβάφοις οἶνον ἐμβάλλειν ἐν τῷ πότῳ·*

τῷ δὲ βάλλοντι νέμω πλεῖστα τύχης. „Placet juvenes patriis ritibus, vasis, quae ad cottabi ludum comparata sint, propositis vinum acetabulis injicere in convivio: qui autem vere dejiciat (seu, submergat), ei summam attribuo fortunam."

19) Die Worte τοῦτ' ἔστι κοτταβεῖον hielt ich für eine von Athenäus oder einem Scholiasten eingeschobne Glosse, und mehrere stimmten bei (s. Dindorf Fragm. Aristoph. IX. p. 46.). magno errore, sagt Fritzsche a. a. O. wo er die Worte des Aristophanes so ordnet und verbessert: ἔγνωκ' ἐγὼ δὲ χαλκίον τοῦτ' ἐστὶ κοτταβεῖον, ἱστάναι καὶ μυῤῥίνας. — Myrtenzweige, die um das Wasserbecken herumgelegt waren, erwähnt der Schol. z. Frieden des Aristophanes V. 1242. κύκλῳ τῆς λεκάνης μυρσίνας περιεπήγνυσαν. Nach Pollux VI. 110. schwammen auf dem Wasser drei Näpfchen und drei Myrtenzweige, die letztern ohne Zweifel nicht blos als Verzierung, sondern (nach Grobbeck S. 223.) mit Beziehung auf die dem Spiele zum Grunde liegende Liebesprüfung. Dieser Zusammenhang sollte durch die der Aphrodite geweihte Myrte angedeutet werden.

20) Der Stab, ῥάβδος κοτταβική, den auch Pollux a. a. O. erwähnt, heißt in dem Scholion zum Lexiphanes c. 3. χάραξ, ein Pfahl, über den ein Querholz, ζυγόν, wie ein Joch gelegt war. S. oben Anm. 9. In dem Fragmente des Hermippus habe ich meine, auch von Dindorf gebilligten Verbesserungen V. 5. ἔτ' ἔρως st. ἑτέρως. und V. 7. ἄϊει st. αἰεὶ befolgt.

21) Der Linus des Achäus (wahrscheinlich des Eretrischen) war ein Satyrspiel, in welchem der Unterricht, den der ungelehrige Halbgott vom Linus erhielt, wohl nicht gemangelt haben wird. So hatte derselbe Dichter seine Erniedrigung unter die Gebote der Lydischen Königin in der Omphale dargestellt; und in dem Syleus des Euripides war er mit Satyrn in Verbindung gebracht, deren auf ihn gerichtete Lüsternheit ein von Valckenär (Diatr. p. 204. B.) ohne Zweifel richtig gedeutetes Fragment beim Eustathius (*Il.* α. p. 80, 52.) hinlänglich kund gibt. Mehreres Aehnliche s. bei Welcker im Nachtrage zur Aeschyl. Trilogie S. 318 ff. In dem Verse des Komikers ist vielleicht zu schreiben:

[illegible] τί μ᾽ οὐ
λέγοντες· ἢ κάλλιστον, Ἡράκλεις, λάταξ.

Der dunkle Ausdruck *ἀγνύντες*, brechend, im vorhergehenden Verse, ist vielleicht von dem Klange der anklatschenden, an dem Becken, auf das sie geschleudert wird, zerschellenden Latax zu verstehn, wie in dem nächsten Verse des Euripides *κοσσάβων ἀραγμός*. Das Fragment des Chörilus beim Athen. (XI. p. 464. B.) *χερσὶν ἔχω κύλικος τρύφος ἀμφὶς ἐαγός*, das man mit unsrer Stelle verglichen hat, scheint ihr kein Licht zu geben.

21) Die Uebersetzung der Worte des Sophokles folgt Toup's Verbesserung (Emendatt. in Suid. II. p. 471.) mit einer kleinen Veränderung:

ξένη δ' ἴδ' ἀφροδισία
λάταξ ἅπασι νῦν ἐπεισκύπτει δόμοις.

wo die Worte *ἀφροδισία λάταξ* zu einem Begriffe verbunden sind. Koraïs *ἐπεισκύπτει* statt *ἐπισκήπτει* scheint mir eine Schwächung des malerischen Ausdrucks zu seyn, dem zufolge der ausländische Gast mit einiger Schüchternheit durch die Thür hereinschaut, wie die Theokritische Hirtin (Idyll. III. 7.) aus der Grotte heraus, *παρκύπτοισα*.

23) Die hier erwähnte Art des Kottabus, wo die Neige auf die Erde geschleudert wurde mit Hinzufügung des geliebten Namens, ist von allen die einfachste, und vielleicht nur uneigentlich mit jenem Namen bezeichnet worden. Diesem Gebrauche folgte Theramenes beim Xenophon (Hellen. II.3. 56.) und Cicero (Tusc. Disp. I. 40.), als er aus dem Giftbecher den Rest auf die Erde schleudert (*ἀποκοτταβίσας*. reliquum sic e poculo ejecit ut id resonaret), und mit bittrer Ironie, seinen Mörder höhnend, hinzusetzt: „Dieß dem schönen Kritias!" Auch die horazischen Worte: mero tinguet pavimentum superbo (II. Od. 14, 26.) bezieht Grodbeck S. 178. auf denselben Gebrauch. Schwerlich mit Recht. Auf die Sitte, den Namen des geliebten Gegenstandes beim Kottabus zu nennen, deutet Pindar (Fragm. no. 90. p. 616.) und Kratinus b. Athenae. XI. p. 782. D. Ueber die Geschichte des Akontius, dessen Namen Bentlei in das Distichon des Kallimachus zurückgeführt hat, s. Buttmann im Mythologus 2. Th. S. 115 f.

24) Eine Komödie *Παννυχὶς* betitelt, aber vom Hipparchus, erwähnt Athenäus XV. p. 691. C. wes-

halb Porson (Misc. Tracts p. 248.) auch hier *Ἵππαρχος* statt *Κάλλιππος* schreiben will. Von ihm s. Meineke. Qu. Scen. II. p. 75.

25) Der Vers des Eubulus wird auch im XIV. Buche p. 646. B. in dem Verzeichnisse der verschiedenen Kuchenarten, aber mit dem Zusatze, *ὡς περὶ ἄρτου αὐτοῦ ὄντος οὑτωσὶ λέγει*, angeführt; und eben daselbst ein Vers des Aristophanes aus den *Δαιταλεῦσιν*·

ἐγὼ δ' ἰὼν

πέψω πλακοῦντ' εἰς ἑσπέραν χαρίσιον.

wie mit Dindorf statt *δὲ νῷν*, und mit Fritzsche (de Daetal. p. 60 f.) statt *πέμψω* zu schreiben ist.

26) Im Originale: *ἐν τῇ δεκάτῃ τοῦ παιδίου.* Am zehnten Tage nach des Knaben Geburt wurde ihm der Name beigelegt. Bisweilen geschah es auch am siebenten. Daß dieser Tag nicht ohne Opfer und festliche Belustigung vorüber gehen durfte, versteht sich von selbst. S. zum Hesychius: *Δεκάτην θύομεν.*

27) Ausführliches hierüber lehrt Athenäus XI. p. 479. D. auch mit Berufung auf den Dikäarchus, wie oben schon. „Hegesander, der Delphier, sagt

in seinen Denkwürdigkeiten — der sogenannte Kottabus fand bei den Gastmälern Eingang, wo ihn, wie Dikäarchus sagt, die Bewohner Siciliens zuerst eingeführt haben. So groß aber war der Eifer bei dieser Beschäftigung, daß man Preise, Kottabia genannt, dafür aussetzte. Dann wurden auch Becher verfertigt, die zu dieser Sache vorzüglich tauglich schienen, und nannte diese Kottabiden. Ueberdieß wurden runde Gebäude verfertigt, damit, wenn der Kottabus in die Mitte gestellt würde, Alle aus gleicher Entfernung und gleichen Plätzen um den Preis streiten könnten. Denn sie wetteiferten nicht allein das Ziel zu treffen, sondern es auch in jedem Stücke auf eine schöne Weise zu thun. Man muß nemlich auf den linken Ellenbogen gestützt, die Rechte leicht und zierlich im Kreise schwingen, und so den Latax schleudern (denn so nannte man das aus dem Becher fallende Naß); und Manche bildeten sich mehr darauf ein, den Kottabus zierlich zu werfen, als den Wurfspieß zu schleudern." Einiges aus dieser Stelle ist auch XI. p. 782. E. (Tom. II. p. 1038. ed. D.) ausgehoben.

28) Der Verfasser dieser Elegie lebte, wie aus

Plutarchs Leben des Nikias c. 5. erhellt, kurz vor dem Ausbruche des Peloponnesischen Krieges, und erhielt, nach Athenäus XV. p. 669. D., den Beinamen des Ehernen davon, daß er in einer Rede den Athenäern den Gebrauch eherner Scheidemünze empfohlen hatte. S. Böckh Staatshaush. 2. Th. S. 136. In seinen Gedichten scheint er nach dem Seltsamen im Ausdrucke getrachtet zu haben, wie er z. B. in einer seiner Elegien (Athen. X. p. 443. D.) ein Gastmahl eine Ruderfahrt des Dionysos (*εἰρεσίαν Διονύσου*), und die Zecher Schiffer des Mahles und Ruderer der Pocale (*συμποσίου ναῦται καὶ κυλίκων ἐρέται*) nennt, die Poesie aber, was Aristoteles tadelt (Rhetor. III. 2, 11.) durch *κραυγὴν Καλλιόπης* bezeichnet. Auch in dem hier angeführten Bruchstücke läßt sich dieses fehlerhafte Streben erkennen, aus dem eine beschwerliche Dunkelheit entspringt, die uns über den eigentlichen Sinn der Worte in Ungewißheit läßt. Im 2. V. scheint unter dem Gymnasium das Symposium selbst verstanden zu seyn, und ist vielleicht mit *Βρομίου* zu verbinden; dunkel ist auch *κώρυκον*, was von einem ledernen, mit Luft oder andern Gegenständen angefüllten Sacke gebraucht

wurde, dessen man sich in den Uebungen der Gymnasien bediente. Mit *Βρομίου* verbunden möchte der Dichter nach seiner gesuchten Weise den in die Höhe geschleuderten Wein hierdurch bezeichnet haben. Wir haben dieß durch das Beiwort verständlicher zu machen gesucht. V. 4. scheint statt *καὶ πρὶν ἐκεῖνον ἰδεῖν* die von mehrern gebilligte Verbesserung *καὶ πρ. ἐκ. ἱεῖν* dem Sinne allein angemessen. *ἐκεῖνον* ist dann auf *κώρυκον* zu beziehn*). — Zur Erklärung des Folgenden dient die Beschreibung, welche Nonnus in den Dionys. XXXIII. 64. ff. von dem Spiele giebt. Amor und Hymenäus sind die Spielenden, Ganymedes sitzt als Richter. In der Mitte

*) Gern werden unsre Leser hier Webers Uebersezzung dieses dunkeln Bruchstücks des Dionysius (die elegischen Dichter der Hellen. I. Bd. S. 254.) neben der unsrigen lesen:

Drittens den Kottabos stellen wir hier, die von Eros Verschmähten,
Weiter Dir noch in der Ringschule des Bromios auf
Als Preisziel: und so legt an die Bälle der Becher Ihr alle
Aufmerksam denn die Händ', und eh' Ihr schleudert die Fluth,
Meßt mit den Augen Euch ab den herunter sich wölbenden Aether,
Achtend wie weit sich der Raum dehne dem träufenden Naß.

ist ein silbernes Becken (λέβης) aufgestellt, und, statt des Manes, ein Bild der Hebe als Ziel. Hymenäus, den das Loos zuerst getroffen hat,

ergreifet den Becher und schleudert
hoch in die Luft das nektarische Naß, doch über den Lebes
Wirft er hinaus.

Hierauf nimmt Eros den Becher, und nach einem stillen Gebete an seine Mutter,

messend den Raum mit unirrendem Auge
wirft er zum Ziel hin schleudernd den fernhin fliegenden Weinrest.
Und es entflog des nektarischen Tranks hinwirbelnder Tropfen
Hin zu dem obersten Scheitel des Bilds in unbeugsamer Richtung,
Und aus der Luft tieftönend zerstob es mit Schall an dem Stirnhaupt.
Aufscholl jetzo das zarte Gebild, und dem Sohn Aphroditens
Klirrte vom silbernen Becken der Siegruf freudig entgegen.

6. Ueber den Mythus des Geryones. 1794.

Unter die dunkelsten Stellen der Theogonie verdient in Rücksicht auf den Inhalt diejenige gerechnet zu werden, welche von V. 270 bis 305 das Geschlecht des Phorkys und der Keto enthält. Heyne urtheilt davon, daß diese ganze Genealogie aller Erklärung widerstrebend, zum Theil phönizischen Ursprungs, zum Theil Erfindung der Seefahrer und derjenigen Dichter sey, welche die Thaten des Perseus, des Herakles und der Argonauten besungen haben. Sie muß, fährt er fort, ganz von der Mythologie der Griechen abgesondert werden, und es wird schwerlich an eine gesunde und wahrscheinliche Erklärung derselben zu denken seyn *). Diesem Ausspruch zufolge hat auch Martin G. Herrmann keine Erklärung dieses Fabelkreises versucht.

*) Heyne in Obss. ad Theogoniam in ed. Wolfii (Halis. 1783) p. 92. Idem de Theogonia ab Hesiodo condita, in Commentatt. Societ. Reg. II. p. 142. s.

Ob ich nun gleich derselben Meinung bin, und es nicht wagen möchte, den Sinn dieses ganzen Stammes dunkler und mit den kürzesten Worten angedeuteter Mythen zu deduciren, so glaube ich doch in einer derselben, welche etwas umständlicher erzählt ist, den ursprünglichen Sinn zu ahnden. Ich meine die Fabel vom Geryones. Hesiodus erzählt sie (v. 287 — 294) mit folgenden Worten:

Χρυσάωρ δ' ἔτεκε τρικάρηνον Γηρυονῆα
μιχθεὶς Καλλιρόῃ κούρῃ κλυτοῦ Ὠκεανοῖο.
τὸν μὲν ἄρ' ἐξενάριξε βίη Ἡρακληείη
βουσὶ πάρ' ειλιπόδεσσι περιῤῥύτῳ εἰν Ἐρυθείῃ,
ἤματι τῷ, ὅτε περ βοῦς ἤλασεν εὐρυμετωπους
Τίρυνθ' εἰς ἱερὴν, διαβὰς πόρον Ὠκεανοῖο,
Ὄρθον τε κτείνας καὶ βουκόλον Εὐρυτίωνα
σταθμῷ ἐν ἠερόεντι, πέρην κλυτοῦ Ωκεανοῖο.

„Chrysaor erzeugte den dreiköpfigen Geryoneus im Beischlafe mit der Kalirrhoe, des Okeanos Tochter. Ihn erlegte die Kraft des Herakles bei seinen Rindern in dem meerumströmten Erythia an dem Tage, an welchem er diese Rinder über den Okeanus hin nach dem heiligen Tirynns trieb, nachdem er den Orthos und den Hirten Eurytion erlegt hatte, in dem finstern Stalle jenseit des Okeanos."

Eh' ich einen Versuch zur Erklärung dieses Mythus mache, muß ich zweierlei voraussetzen. Erstlich: Hesiodus hat auf den ursprünglichen

Sinn der Fabeln, die er zusammenfügt, keine Rücksicht genommen [1]). Zweitens: Er führt mehrere Fabeln als verschieden an, die es nur dem Namen nach, in Sinn und Bedeutung aber dieselben sind.

Hierbei wird nun als ausgemacht angenommen, daß die Meinung, als sey Hesiodus der Erfinder der theogonischen Mythen, ohne Grund ist [2]), und daß sich das Verdienst des Hesiodus auf Sammlung und Anordnung der Fabeln beschränkt, die aus ältern Quellen auf ihn gekommen waren. Diese Anordnung hielt sich an die Namen und ließ den Sinn unberührt. Nun ist es aber, der Entstehung der Mythen nach, gar wohl möglich, daß ein und derselbe Begriff auf mannigfaltige Weise poetisch dargestellt wurde, und zahlreiche Beispiele beweisen, daß dieses wirklich geschehen sey. Es kann also nicht auffallend scheinen, wenn wir behaupten, Hesiodus habe was ursprünglich Eins war, als verschieden unter verschiednen Namen erzählt.

So glaube ich in dem Mythus vom Geryones eine große Uebereinstimmung mit dem vom Hades zu finden. Der Hades heißt es in der Theogonie v. 678. wohnt bei dem Hause der Nacht, an den Quellen des Okeanos (744. 747. 816.). Ein Hund mit funfzig Köpfen wacht vor seinem Pallaste, welcher keinen herausläßt, der einmal hineingegangen ist (769). Von

diesem Hades erzählt Homer (*Ιλ. ε.* 395.), daß ihn Herakles verwundet, und ihm den wachsamen Hund entführt habe.

Wir wollen versuchen darzuthun, daß diese Uebereinstimmung nicht blos zufällig ist. Zuerst was die Namen betrifft. Nachdem die Vorstellung von einem Wohnort der Schatten entstanden, und diesem ein Herrscher gegeben war, konnte diesem ein Name nicht fehlen, der dem Orte seiner Herrschaft angemessen war. Ein solcher war *Ἀΐδης*, der Unsichtbare, der denn auch durch die Gedichte Homers und Hesiodus' der gewöhnlichste geworden ist. Die Bedeutung dieses Namens ist nicht versteckt. Er ist gleichen Ursprungs mit der Vorstellung, daß die Wohnung des Hades bei der Wohnung der Nacht liege*). Andre Namen dieser Gottheit bezeichnen die Art der Ausübung seiner Gewalt. Einer derselben ist *Ἀγεσίλαος*, den ihm Kallimachus, nicht ohne Vorgang älterer Dichter beilegt 3); ein andrer *Πολυδέγμων* und *Πολυδέκτης*, der in dem homerischen Hymnus auf Demeter (v. 9.) und beim Orpheus (H. in Plut. 11.) gebraucht wird. Alle drei bezeichnen einen Gott, der die Bewohner der Erde in sein (dunkles) Reich versammelt.

Hierauf aber scheint auch der Name Geryon oder Geryoneus 4) zu deuten, der, wenn man an

*) Heynii Opusc. Academ. I. p. 398.

die Zusammensetzung von γῆ und ῥύω (ἐρύω. ῥύομαι) denkt, gar wohl ein Wesen bezeichnen konnte, welcher das Lebende zur Erde hinabzieht.

Wie der Name so ist auch der Wohnort beider Wesen ähnlich. Das Haus des Hades liegt neben dem Hause der Nacht an den Quellen des Oceans in der westlichen Gegend der Welt. So auch die Wohnung des Geryones. Seine Heerden, womit die Sprache der alten Dichter jede Art von Besitzthum bezeichnet, sind in einem finstern Gehöfte (σταθμῷ. σταθμὸς Ἀΐδα statt οἶκος sagt Pindar. Ol. XI. 110.) eingeschlossen, und dieser Wohnort liegt auf der Insel Erythia. Der Name dieser Insel erinnert an ἐρυθαίνειν, und kann ihr wegen ihrer westlichen Lage in den Gegenden des Abendrothes [5]), auf den Gränzen des Tages und der Nacht, beigelegt worden seyn. Sie liegt jenseit des Stromes, welcher die Erde umfließt, in dem Lande der Dichtung.

Der Hund Orthos [6]), welcher den Stall des Geryones, wie Kerberos die Wohnung des Hades bewacht, und der Hirt Eurytion können ihre Namen von Eigenschaften erhalten haben, die bei den frühern Dichtern vielleicht genauer bestimmt waren. Jener Orthos heißt der Bruder des Kerberos, als ein Wesen ähnlicher Art. Dieß hindert aber nicht, beide für ein und dasselbe Wesen anzunehmen. So heißt ja auch

Hyperion ein Vater der Sonne, da er doch ursprünglich wohl nichts anders als die Sonne selbst war.

Wir kommen auf den Geryones zurück. Hesiodus gibt ihm drei Köpfe; ein andrer Dichter*) drei Leiber 7), ohne Zweifel um die größte Stärke, auch wohl um ein mehrfaches Leben zu bezeichnen. Auch Flügel legt ihm Stesichorus bei, wie auch der Hades bisweilen beflügelt gedacht wird. Dieser Mächtige, welcher Alles bezwingt, wird vom Herakles besiegt, dessen überschwengliche Kraft durch einen solchen Sieg sich am vollkommensten bewährt; und wie vollständig dieser Sieg ist, erhellt in der einen Fabel aus der Entführung des Kerberus, in der andern aus der Entführung der Heerden 8).

Als den Vater des Geryones gibt Hesiodus den Chrysaor an, also ein Wesen, das, der Wortbedeutung nach, ein goldenes Schwerd führt. Diese Bezeichnung ist zwar unbestimmt, indem mehreren Gottheiten, selbst weiblichen, diese Art von Waffe beigelegt wird 9); doch ist eine derselben, der sie vorzüglich zuzukommen scheint. Ich meine den Kronos. Dieser führt, als ein Geschenk der Gäa, eine Sichel, Harpe, die nichts anders ist, als ein gekrümmtes Schwerd 10). Der

*) Stesichorus in Schol. ad Hesiod. Theog. p. 256. B.

Vater des Geryones konnte also gleichbedeutend mit dem Vater des Hades seyn. Warum ihm aber eine Tochter des Oceanos zur Mutter gegeben wird, wage ich nicht zu bestimmen.

Dieses sind die Gründe, aus denen mir wahrscheinlich ist, daß Geryones und Hades ursprünglich nur verschiedene Namen für ein und dasselbe Wesen waren. Die Fabel von jenem war die ältere; sie hat aber ihre Bedeutung verloren und ist zurückgetreten, als die Dichtung vom Hades allgemeiner wurde. Die Kürze, mit der sie Hesiodus behandelt, macht ihre Deutung schwierig und ungewiß. Es wäre daher wohl möglich, daß ein einziger Zug mehr unsre Erklärung umstieße, so wie aber auch von der andern Seite einer mehr zu ihrer Befestigung dienen könnte.

Die im Vorhergehenden aufgestellte Vermuthung kann noch durch Folgendes unterstützt werden.

Die Nachtgegend der Erde, das eigentliche und ursprüngliche Reich des Hades, ist erst bei erweiterter Kenntniß der Westwelt an die Küsten des westlichen Oceans gesetzt worden. Die Bewohner Asiens, des Stammlandes der poetischen Geographie, sahen die Sonne in das Jonische Meer untergehn. Hier also, an der westlichen Küste von Hellas, wohnte ihnen die Nacht; hier, an den Ufern von Epirus, in den Schatten der

Nacht, lag das Reich des Hades mit Allem, was zu diesem Reiche gehört, so wie wir es später jenseit des Jonischen Meeres, an den äußersten Gränzen des Abendlandes Hesperien finden. Daher behauptete Hekatäus der Milesier*), welcher spätere Dichtungen mit ältern morgenländischen Sagen zusammenhielt, der Mythus von den Rindern des Geryones und ihrer Entführung gehöre nicht nach Iberien, sondern nach Ambrakia, wo Geryones König gewesen. Aus Hekatäus ging diese Sage auf Andre über; daher Antoninus Liberalis (cap. 4.) aus Nikanders Verwandlungen und Athanadas Ambrakischen Geschichten erzählt, Herakles habe auf seiner Fahrt gegen Geryones nicht blos Ambrakien, sondern ganz Epirus besiegt. In derselben Gegend aber und in der nemlichen Zeit herrschte, wie die Euhemerisirenden Geschichtschreiber sich ausdrücken, Aidoneus d. i. Hades[11]), als König der Molosser und des Landes von Thesprotien, der seiner Gemahlin den Namen Persephone, seiner Tochter den Namen Kore, und seinem Hunde den Namen Kerberos beigelegt hatte**). Und, wie in dem homerischen Hades, so lag auch in dieser Herrschaft, ein acherusischer See, nebst den Flüssen Acheron und Kocytus; welche Uebereinstimmung

*) Beim Arrian. Exp. Alex. II. 16.

**) Plutarch. Vit. Thes. c. 31. 35.

den Periegeten Pausanius (I. 17, 5.) auf die Vermuthung brachte, Homer habe die Topographie des Thesprotischen Landes auf den Hades übergetragen.

So nah standen in dem alten Mythus der gewaltige dreileibige Geryones und der unbezwingliche, riesenhafte Hades*).

Auch noch Anderes bezeugt diese Nähe.

Wie Geryones, so hat auch Hades eine Heerde und beide weiden neben einander. Als Herakles, auf der Trinkschale des Helios[12]), in Erythia angelangt ist, und sich auf dem Berge Abas**) gelagert hat, spürt ihn der wachsame Orthos auf, den er erschlägt, so wie den Hirten Eurytion, der dem Hunde zu Hülfe geeilt ist. Menötios, welcher eben daselbst die Rinder des Hades weidet, meldet dem Geryones, was geschehen ist, worauf dieser dem Räuber nacheilt, und auch von diesem getödtet wird (Apollodor. II. 5. 10.)[13]). — Als aber derselbe Mythus endlich von den Küsten des Jonischen Meerbusens und des Oceans in eine Gegend unter der Erde verlegt worden, wanderten auch die Heerden zu ihnen hinab, auch hier nicht gegen Herakles Angriff geschützt. Denn als dieser, um

---

*) Ἀΐδης ἀδάμαστος. *Il.* 9. 158. πελώριος. *Il.* 5, 395.

**) Ἄβας. vielleicht so viel als ἄβατος. inaccessus.

den Kerberos zu entführen, zum Hades hinabsteigt, und den Schatten Blut reichen will, tödet er eines der Rinder des Gottes. Menötios, der sie auch hier weidet, fordert ihn zum Ringkampf heraus, und würde getödet worden seyn, wenn nicht Persephone für ihn gebeten hätte (Apollodor. II. 5. 12).

So sehen wir überall die Fabeln des Geryones und Hades in innern und äußern Merkmalen zusammenfließen.

Anmerkungen.

1) Hesiodus hat auf den ursprünglichen Sinn der Mythen keine Rücksicht genommen, entweder weil er ihm unbekannt war, oder weil sein Zweck diese Rücksicht nicht forderte. Gottfr. Hermann nimmt jenes an, wenn er in den Briefen über Homer und Hesiodus (1818) S. 2. f. sagt: „Homer und Hesiodus wußten von Symbolik und Mystik durchaus gar nichts, sondern Alles, was sie erzählen, erzählen sie als Thatsachen ganz einfach in vollem Glauben, ohne nach Grund und Ursache, oder einer andern Deutung zu fragen. — Daß vor Homer eine philosophische symbolische Poesie in Griechenland existirt habe, läßt sich aus gar manchen Stellen des Homer selbst abnehmen, wo er zwar selbst durchaus nichts von dem verborgenen Sinne weiß, aber der, der diese Sachen zuerst so vortrug, nothwendig mehr

dabei denken mußte. Ja die ganze Theogonie des Hesiodus ist hiervon Beweis. Mehrmals mag es freilich geschehn seyn, daß die unbefangenen Dichter, die an keine symbolische Deutung dachten, dieses und jenes an der alten Ueberlieferung änderten u. s. w. Und weiter hin (S. 17): „Zwischen jener uralten Poesie [aus welcher Hesiodus seine Theogonie geschöpft hat] und dem Zeitalter des Homer ist eine Kluft von wenigstens einem, wo nicht mehrern Jahrhunderten. Dies erhellt unwidersprechlich daraus, daß Homer und Hesiodus von dem Sinne jener alten Lehre durchaus weder etwas wissen, noch etwas ahnden. Daß dieses so ist, beweist am deutlichsten die Theogonie des Hesiodus. Nicht nur, daß nicht die geringste Spur auch nur einer Andeutung, daß er den Sinn seiner Lehre kenne, zu finden ist, zeigen sich überall die deutlichsten Beweise, daß er sie nicht verstand, wie wohl er sie treu genug vortrug." Dagegen ist Creuzer der Meinung, daß die epischen Dichter (und Hesiodus) den Sinn der alten Mythen, der ihnen nicht so unbekannt gewesen, ihren besondern Zwecken gemäß unbeachtet gelassen hätten. S. dieselben Briefe S. 6. 53.

2) Hermann, welcher a. a. O. S. 11. die bekannte Stelle Herodots II. 53. behandelt, und in ihr das Urtheil des Historikers, daß Homer und Hesiodus die ältesten Dichter der Griechen waren, und Alles andre, was ältern zugeschrieben werde, neuer sey, für wohl begründet erklärt, hält doch den zweiten Theil seiner Behauptung, „daß jene Dichter den Hellenen die Theogonie gemacht hätten (οὗτοί εἰσι οἱ ποιήσαντες θεογονίην Ἕλλησι)" für entschieden unrichtig, wie schon daraus erhelle, daß beide Dichter von diesen Dingen wie von einer allgemein geglaubten und bekannten Sache sprechen. Dieses kann nicht bezweifelt werden. Der Glaube an das Daseyn der Götter, und die mannichfaltigen Fabeln, die mit diesem Glauben zusammenhingen, war vorhanden, ehe durch den Trojanischen Krieg die verschiedenen Stämme der Hellenen vereinigt, und dadurch ein Austausch und Vergleichen der mannichfaltigen, bei jedem Stamme über die Götter herrschenden Ansichten, Fabeln und Gebräuche möglich wurde. Der Zusammenhang dieser Götterwelt aber, ihre Abstammung, die Hierarchie ihrer Weltherrschaft und die Vertheilung der Aemter war

deutlich noch nicht erkannt, bis Homer und Hesiodus den reichen Stoff der Vorwelt klar überschauten und jener ihn durch geschickte Anwendung in mannichfaltiger Handlung gleichsam beseelte, dieser durch Darlegung der Entstehung und Abstammung der einzelnen Elemente jenes Stoffes ihn der Vergessenheit entriß. Herodot konnte also wohl mit Recht sagen, die genannten Dichter hätten den Hellenen eine Theogonie gemacht, die früher nicht vorhanden war, aus gegebnem Stoffe natürlich, so wie der bildende Künstler aus Thon oder Stein einen Menschen oder einen Gott macht. An ein Schaffen und Erfinden einer Götterwelt hätte man nie denken sollen.

Wenn ich die Masse des mythologischen Stoffes erwäge, den ein Werk, wie die Theogonie des Askräischen Sängers voraussetzt, so erscheint mir das Gebiet der alten Mythologie wie ein unermeßliches, durch die Kraft der Natur in üppiger Fülle, ohne Anbau, blühendes Land, das aber durch Erderschütterungen, Stürme und Wasserfluthen mannichfaltig verändert worden ist. Die Trümmern, die es bedecken, erzählen den frühern Zustand des Landes,

weniger aber nach seiner wirklichen Beschaffenheit, als daß er ein Andrer gewesen ist. Denn Alles ist räthselhaft und von einander gerissen. Bisweilen scheint es, als ob ein verstümmeltes Denkmal durch ein nah liegendes Bruchstück ergänzt werde; aber dieser Schein täuscht oft; und dadurch, daß das ursprünglich Getrennte als Zusammengehörig verbunden wird, wächst die Verwirrung nur noch mehr, wie in der Geschichte der bildenden Kunst durch das Vereinigen nicht zusammengehörender Bruchstücke geschehen ist.

Je lebhafter ich mir diesen chaotischen Zustand des mythischen Stoffes vor Augen stelle, so wie ihn schon Hesiodus vorgefunden haben muß, desto mehr muß ich die Weisheit dieses Dichters bewundern, welcher, ohne Rücksicht auf den innern Sinn und die ursprüngliche Bedeutung der Mythen, mochte er davon so viel oder so wenig wissen als man will, und ohne auch nur einen Versuch zu machen, das, was die Volksreligion in vielfache Gestalten getheilt hatte, auf die Idee des Göttlichen, als ursprünglicher Einheit zurückzuführen, sich mit einer äußerlichen Verknüpfnng durch den Begriff der Erzeugung begnügte. Sehr früh haben Andre den entgegenge=

setzten Weg eingeschlagen, aber alle Bemühungen durch Anwendung der Allegorie und etymologischer Deutungen, durch Vergleichung und Combination den Boden zu sichern, haben das Verfahren des alten Hesiodus nur empfehlen können. Noch immer hat sich das Chaos nicht zum Kosmos gestalten wollen, wie geschäftig dabei auch immer auf der einen Seite die Liebe, auf der andern die Zwietracht gewesen ist.

3) Callimach. H. in Pallad. 130. wo Spanheim p. 724. f. nachzusehn ist. So früher Aeschylus b. Athen. III. p. 99. B. *Οἶδα δ᾽ ὅτι καὶ Σιμωνίδης που ὁ ποιητὴς ἀρίσταρχον εἶπε τὸν Δία, καὶ Αἰσχύλος τὸν Ἅιδην ἀγησίλαον. νεκροδέγμων Ἅδης* ist ebenfalls bei Aeschylus Prometh. 158. Ueber *πολυδέκτης* s. Mitscherl. ad H. in Cerer. v. 9.

4) *Γηρύων, Γηρυόνης, Γηρυονεύς.* S. Muetzell de Emend. Theog. p. 449. Das Etymologicum M. p. 231. leitet den Namen von *γηρύω* ab, *ὅ ἐστι φθέγγομαι — πρέπον ὄνομα βουκόλῳ. κρακτικοὶ γάρ.* Die Schwäche dieser Ableitung, welcher auch die Wörterbücher folgen, leuchtet von selbst ein.

5) Daß die Insel Erythia so heiße, „weil sie von der untergehenden Sonne geröthet scheine, wie

nachmals das erythräische Meer und die Insel Chryse von der aufgehenden," bemerkte später auch Voß in der alten Weltkunde p. XXI. Die Meinungen der Alten über dieses Eiland, das man auf Charten der wirklichen Erde vergeblich sucht, hat Ukert in der Alt. Geogr. II. 1. p. 240. zusammengestellt.

6) Die Lesart schwankt zwischen Ὀρθὸς und Ὄρθρος. Göttling, welcher die erstere Form schützt, bemerkt dabei: „Aptissime Ὀρθὸς (altus) et Εὐρυτίων (latus) custodes sunt constituti i. e. montium altitudo et longinqui terrarum tractus. Mir scheint diesem Namen die Bedeutung von erectus, attentus zum Grunde zu liegen, und den aufmerksamen, bei jeder nahenden Gefahr die Ohren spitzenden (ὀρθὸν οὖς ἱστάντι) Wachhund zu bezeichnen*). Seine Gestalt wird verschieden gedacht. Beim Apollodor II. 5, 10. κύων δικέφαλος. beim Tzetza ad Lycophr. 653. δύω κυνῶν κεφαλὰς ἔχων, ἑπτὰ δὲ δρακόντων. Beim Pollux V. 46. wird der Wachthund des Geryones Γαργίττιος oder Γαργήττιος genannt, was

*) Andre lesen Ὄρθρος, was auch Dindorf v. 293 und 309 beibehält. So hat auch Apollod. II. 5. 10. Man denkt hier leicht an den in der Frühe muntern.

man, wenn die Schreibung richtig ist, für eine Bezeichnung der Abkunft halten muß. — Der Name des Hirten *Εὐρυτίων* kann schwerlich etwas anderes, als die breite Gestalt (amplitudinem) des Hirten bedeuten. Denselben Namen führt auch einer der Centauern.

7) Statt *τρικάρηνον* lesen mehrere in dem Verse des Hesiodus *τρικέφαλον*, worüber Muetzell. III. 10. p. 449. nachzusehen ist. Beim Aeschylus (Agamemn. 843.) heißt er *τρισώματος Γηρυών*, wie ihn auch Stesichoros in der *Γηρυονὶς* gedacht hat. Schol. Hesiodi p. 256. B. *Στησίχορος ἓξ χεῖρας ἔχειν φησὶ καὶ ἓξ πόδας, καὶ ὑπόπτερον εἶναι.* Tzetza ad Lycophr. 652. *ἦν δὲ καὶ τρικέφαλος καὶ τρίσωμος.* S. Klein in Stesichori Fragm. p. 60. Hierauf spielt Lucian im Hormotimus c. 74. an: *λέγοντος γάρ τινος τῶν μεγαλοτόλμων τούτων ποιητῶν ὡς γένοιτό ποτε τρικέφαλος καὶ ἑξάχειρ ἄνθρωπος.* Das Beiwort *τρισώματος* umschreibt Apollodor. II. 5, 10. *Γηρυόνης τριῶν ἔχων ἀνδρῶν συμφυὲς σῶμα, συνηγμένον εἰς ἓν κατὰ τὴν γαστέρα, ἐσχισμένον τε εἰς τρεῖς ἀπὸ λαγόνων τε καὶ μηρῶν.* Beim Aristophanes Acharn. 1082. heißt es: *βούλει μά-*

χέσθαι Γηρυόνη τετραπτίλῳ. mit dunkler Anspielung auf einen der dabei Stehenden, aus welcher Voß (Mythol. Briefe II. p. 15.) vermuthet, Geryones sey mit vier Flügeln vorgestellt worden; schwerlich mit Recht.

8) Der Kampf des Herakles mit dem Hades bei Pylos, nicht fern von einem der Eingänge in die Unterwelt, wird in der Iliade ε. 395. erwähnt. Vergl. Pausan VI. 25, 3. Boeckh ad Pindar. Ol. IX. 31. p. 189. Panyasis hatte dem Hades auch die Hera beigesellt. Arnobius adv. Gent. IV. p. 144. Non ex vobis Panyasis unus est, qui ab Hercule Ditem patrem et reginam memorat sauciatam esse Junonem.

9) *χρυσάορος* heißt Demeter in dem homerischen Hymnus v. 4. wo Mitscherlich p. 103—107. die bestrittene Lesart gründlich vertheidigt. *Ἀρτέμιδος χρυσαόρου ἀκτήν* hat ein Orakel beim Herodot. VIII. 77. Auch Apollo wird mit diesem Beiworte geschmückt. S. Mitscherl. a. a. O. p. 246. ff.

10) Apollodor. I. 1. 4. *ἀγανακτοῦσα δὲ Γῆ — δίδωσιν ἀδαμαντίνην ἅρπην Κρόνῳ.* I. 6, 3. *Ζεὺς — Τυφῶνα — πλησίον γενόμενον ἀδαμαντίνῃ κα-*

τέπτησσεν ἅρπῃ. indem wahrscheinlich die vorher von Kronos geführte Waffe auf den Zeus übergegangen war. Daß ἅρπη, ἄορ und τρέπανον verschiedene Namen desselben Werkzeuges waren, haben mehrere bemerkt. Dadurch daß der Vater des Geryones nach Andeutung seines Namens eine solche Waffe führt, golden in dem goldreichen Lande, nähert er sich dem Kronos, dem Vater des Hades; und seine Gemahlin Kalirrhoe, die schönströmende, veranlaßt uns an die Gemahlin des Kronos Rhea zu denken, deren Namen auch Plato im Cratylus p. 402. A. von ῥέω ableitet.

11) Ἀϊδωνεὺς ist das erweiterte Ἀΐδης. Jenen Namen führt der Räuber der Persephone schon in der Theogonie v. 913. und in dem homerischen Hymnus auf die Demeter v. 2. Auch später wird dieser Name durchaus als synonymisch mit Hades gebraucht. Die ältere Sage nimmt auch der Verfasser der Mirabil. Auscult. c. 145. auf, mit Anführung eines Epigramms, dessen Inhalt von Welcker (Sylloge Epigrammatum p. 284. no. 203.) erläutert worden ist. Vergl. Hermann Opusc. Vol. V. p. 182. f. Was Plutarch vom Aidoneus erzählt, daß er sei-

ner Gemahlin und Tochter, ja selbst seinem Hunde Namen gegeben habe, welche ursprünglich göttlichen Wesen angehörten, sollte wohl als ein Zug von Uebermuthe gelten, wie in ähnlichen Fabeln. Die vollkommene Identität jenes sogenannten Königes aber mit dem unterirdischen Zevs erhellt auch daraus, daß die Erwähnung beider mit der Geschichte des Theseus, die in allen Stücken als der Wiederschein Herakleischer Fabeln betrachtet werden kann, und der des Pirithous verflochten ist. Wie Herakles in den Hades hinabsteigt, um durch die schwerste That die Reihe seiner Arbeiten zu vollenden*), so auch Theseus, dessen Unternehmen die attische Humanität mit seiner Freundschaft zu einem andern Heldenjüngling in Verbindung gesetzt hat. In diesem Allen fällt die Umwandlung des Mythus, nach der Weise des Euhemerus, in Geschichte so deutlich in die Augen, daß es keines weitern Beweises bedarf.

12) Poculo Herculem vectum ad Ἐρύθειαν, Hispaniae insulam, navigasse, et Panyasis egregius scriptor

*) Buttmann, Mythol. I. p. 261.

Graecorum dicit, et Pherecydes auctor est. — Ego autem arbitror non poculo Herculem maria transvectum, sed navigio cui scypho nomen fuit. Macrob. Saturn V. 21. p. 565. Mit vielen Stellen alter Dichter wird dieser Mythus beim Athenäus XI. p. 469. 470. belegt. Daß dieser in eine Zeit gehört, wo die westliche Küste von Europa noch ganz unbekannt war, und für unzugänglich (ἄβατος) galt, so daß das Abentheuer des Göttersohnes nur mit Hülfe des Gottes, welcher nach Vollendung seines täglichen Laufes hier bei der Gattin und den geliebten Kindern rastete, vollbracht werden konnte, möchte kaum zu bezweifeln seyn.

13) Die Rinder des Geryones waren purpurroth, φοινίκεοι, (Apollodor. II. 5. 10.) wahrscheinlich aus demselben Grunde, der den Namen ihres Aufenthaltes Erythia veranlaßt hat. Auch den Heerden des Hades (πορφύρεος θάνατος. Il. ε. 83.) war dieses Beiwort angemessen. Außer jenen zwei Heerden aber finden wir in Erythia noch eine dritte, die Heerde des Helios, die von hier durch den Giganten Alkyoneus entführt wurde. Apollodor. I. 6, 4. Ihren Wächter nannte Panyasis Phylacius (φυ-

λάκιον). Schol. ad Odyss. M. 301. p. 413. Buttm. Nicht unwichtig für unsre Deutung aber ist auch, daß, wie in Erythia, so auch in Epirus, Heerden der Sonne weideten (Herodot. IX. 93.); ein Mythus, den Einige auf die Fruchtbarkeit des Landes und seinen Ueberfluß an schönen Heerden bezogen; während Andre in den wohlbeleibten Stieren jener Gegend Abkömmlinge der Heerde des Geryones zu finden meinten. Aelian. Hist. An. XII. 11. Uebrigens scheint es mir gar nicht ungereimt, den Ursprung des Mythus von Sonnenheerden, der sich eben nur in der Nachtgegend findet (auch das poetische Thrinakia der Odyssee gehört dahin), auf die Erscheinung des zarten Gewölkes zurückzuführen, das von den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet, das Bild einer um ihren Hirten versammelten Heerde gibt; ein Bild das uns lebendiger anspricht und beseelter ist, als das glänzendere des Dichters der Jahreszeiten (Summer v. 1620.):

Low walks the sun — The shifting clouds
Assembled gay, a richly gorgeous train,
In all their pomp attend his setting throne.

---

7. Rede eines Ungenannten
über den Ostracismus.

Wenn der beredteste Vortrag, ihr Bürger Athens, jedesmal auch der wahrhafteste, oder wenn es nicht möglich wäre, wohltönende und nachdrucks=volle Worte zu Verhüllung eiteln Truges zu mißbrauchen, so dürfte wohl keiner unter uns seyn, der nicht nach Anhörung der Rede des Leodamas verlangen würde, die Nomotheten herbeizurufen, um, selbst mit Hintansetzung der vorgeschriebnen Ordnung, das alte Gesetz des Scherbengerichtes unverzüglich abzustellen. Nun sind aber wohl wenige unter Euch, die nicht wissen sollten, was es mit der Kunst der Rede für eine Bewandniß hat. Die heilsamen Gesetze nnd Einrichtungen, welche diese Stadt zu ihrer Höhe erhoben, und über die mächtigsten Feinde siegreich gemacht haben, stammen von Männern her, welche besser zu handeln als zu reden wußten, und vertrauend auf innre Kraft, um schöne Worte wenig bekümmert waren. Denn sie achteten den Schein gering, und setzten den Genuß des eignen Ruhms

der Wohlfahrt des Staates nach, für die sie willig jede Gefahr übernahmen, ohne Hoffnung eines andern Lohnes, als den sie zugleich mit den Uebrigen in der Erhaltung und dem Gedeihen des Vaterlands genossen. Diese unsre Vorfahren, die, weil sie sich nicht mit eitler Anmaaßung vordrängten, auch frei vom Neide waren, haben, ohne Zweifel aus weisen Gründen, den Ostracismus eingeführt, den uns die Wohlredenheit des Leodamas als einen der Stadt und dem Volke unwürdigen und schmachvollen Flecken auszutilgen räth. Nun würde ich führwahr der Erste seyn, Euch, ihr Bürger Athens, Glück zu wünschen, wenn ihr jetzt weisere und gerechtere Rathgeber besäßet, als diejenigen waren, welche die Freiheit gegründet, und bei Marathon und Salamis gerettet haben; oder wenn eure Redner in den Schulen der Sophisten, neben der Kunst durch abgewogene und gleichgemessene Sätze den Ohren zu schmeicheln, auch eine größere Fülle von Tugend und Einsicht erworben hätten, als Jene in den öffentlichen Berathungen und auf dem Schlachtfelde kund gaben. Ich kann aber nicht glauben, o Leodamas, wie hoch Du auch immer von Deinen Freunden oder von Dir selbst geschätzt werden mögest, daß Du Dich des einen oder des andern rühmen werdest, oder daß, wenn Du dieses wagtest, Viele Deinen Versicherungen glauben würden.

Weil nun aber dasjenige, was mit Gründen bekämpft wird, wie sie auch immer beschaffen seyn mögen, nicht durch bloße Berufung auf Andre vertheidigt werden soll, weil sonst kein Irrthum früherer Zeit gehoben, oder das, was vordem zwar heilsam war, durch den Fortgang der Zeit aber unnütz, oder selbst schädlich geworden, abgestellt werden könnte, so wollen wir vor allen Dingen die Gründe erwägen, welche Leodamas dem alten Gebrauche des Ostracismus entgegengesetzt hat, um ihnen Beifall zu geben, wenn sie sich als haltbar bewähren; im Gegentheil aber, wenn sich zeigen sollte, daß sie den Waffen der Schauspieler gleichen, welche zwar glänzen und blenden, aber dem Gegner keinen Schaden zufügen, das alte Gesetz, so wie es unsre Väter gegeben und ohne Nachtheil befolgt haben, aus allen Kräften aufrecht zu halten.

Das erste nun war, was Ihr auch, ihr Bürger Athens, nicht ohne Beistimmung zu hören schient, es werde der Stadt durch jenes Gesetz ein großer Nachtheil zugefügt, indem durch dasselbe der Wetteifer erstickt und das Streben nach großen Dingen im Keime vernichtet würde. Denn wer, rief er aus, wird den Gedanken fassen, nach großen Dingen zu trachten, wenn seiner am Ziele Strafe harrt? — Hier sage uns nun fürs Erste, o Leodamas, was Du unter großen Dingen verstehst: Wenn es solche sind, wie die,

welche die Menge bewundert, als der Besitz großer Reichthümer, überschwenglicher Macht und ungewöhnlichen Ansehns, mit einem Worte solche Güter, welche die Selbstsucht, die Eitelkeit und Wollust nähren, und, indem sie ihren Besitzer auf kurze Zeit erfreuen, den meisten Andern, die Parasiten, die Schmeichler und ähnliche Knechte abgerechnet, verhaßt und lästig sind; wenn du solche Dinge gemeint haben solltest, so brauche ich nichts hinzuzufügen, da einem Jeden von selbst einleuchtet, daß ein Gesetz, welches dem Streben nach solchen Gütern Schranken setzt, wenn es noch nicht vorhanden ist, sogleich in Vorschlag gebracht werden, wenn es aber schon besteht, von Euch, ihr Bürger Athens, gegen jeden Angriff vertheidigt werden müßte. Doch glaube ich, daß du vielmehr von solchen Dingen gesprochen habest, die nicht blos dem Einen, der sich um sie bewirbt, sondern dem ganzen Staate Heil und Nutzen bringen sollen. Denn nur diejenigen Dinge, wie wir alle wissen, verdienen groß zu heißen, deren Gedanke schon das Gemüth erhebt und die Seele beflügelt, und die nicht durch ihren Genuß den Sinnen schmeicheln, sondern durch eine in ihnen wohnende Hoheit mit Bewunderung und uneigennützigen Verlangen erfüllen, wie in dem Einzelnen die Tugend, im Staate die Freiheit. Hat nun Leodamas von solchen Dingen gesprochen, und meint er in der That,

daß das Streben nach ihrem Besitze durch das alte, von ihm befeindete Gesetz gehemmt und zurückgehalten werde, so rufe ich, o ihr Männer Athens, alle Götter und die Schatten unsrer Väter zu Zeugen an, daß er Unwahrheit spricht. Und wer von Euch weiß nicht selbst, entweder aus allgemeiner Ueberlieferung oder auch aus dem Munde bejahrter Bürger, daß das Streben nach Beförderung des gemeinsamen Wohls damals am größten war, als die ernsten Gesetze der Vorfahren mit unerbittlicher Strenge gehandhabt wurden? Denn damals gebot nicht, wie es in unsern Tagen eingerissen ist, das Ansehn der Person über die Gerechtigkeit; und da Jeder, so viel an ihm lag, die Gesetze, auch wenn sie gegen ihn waren, zu schützen bemüht war, stand auch die Freiheit, die auf den Gesetzen ruht, unerschüttert. Oder ist etwa nachdem Aristides, der gerechteste Mann, dem Gesetze zu Folge verbannt worden war, die Gerechtigkeit aus den Mauern Athens gewichen? und hat die Verbannung Kimons, des Sohnes von Miltiades, andere Männer abgeschreckt, zu Wasser und zu Lande für das Vaterland zu streiten, seine Gerechtsame zu vertheidigen, und seine Macht zu vergrößern? Niemand wird dieses behaupten, und wer es behauptete, würde keinen Glauben finden. Wie nun aber, allen Zeugnissen zufolge, die von Leodamas gefürchtete Wirkung des Gesetzes nie und zu keiner Zeit

Statt gefunden hat, so kann die Richtigkeit jener Befürchtung auch durch Gründe dargethan werden. Denn als die so eben genannten und andere Männer, deren überschwengliches, obschon durch Tugend errungenes Ansehn dem Vaterlande gefährlich schien, auf einige Zeit aus demselben weichen mußten, traten an ihrer Stelle andre mit Muth und Tugend begabte Männer auf, und verbreiteten ihren Glanz, welcher vorher durch das hellere Licht eines Einzelnen geschwächt und fast ausgelöscht war. An die Stelle des Einzelnen traten Mehrere, und weit entfernt, daß ihr Eifer durch das, was den Vorgänger betroffen, geschwächt und entkräftet worden wäre, ward er vielmehr, weil ihm mehr Raum gestattet war, stärker entflammt, und, was in jeder Rücksicht noch wichtiger ist, durch die Betrachtung gereinigt, daß die ernsten Gesetze der Stadt auch schon die Möglichkeit eines Mißbrauches der erworbenen Tugenden bestrafen. Darum hat es in dieser der Pallas geweihten und von ihr geliebten Stadt nie an Männern gefehlt, die von der Liebe des Vaterlandes entflammt, diesem alle ihre Kräfte widmeten, das gemeine Wesen im Innern stützten, den Uebermuth auswärtiger Feinde bewältigten, und indem sie nach Allem, was groß und edel ist, trachteten, ohne Furcht vor einem möglichen Mißgeschick, den Weg der Tugend und des Ruhmes verfolgten. Denn Männern, die sich der

Obhut Athenens würdig beweisen, kömmt es vor Allem zu, die Tugend um ihrer selbst willen zu üben, und sich ihrer Folgen, wenn sie glücklich sind, zu erfreun, im entgegengesetzten Falle aber das unvermeidliche Uebel mit Muth zu ertragen.

So wie nun das, was du über die nachtheiligen Wirkungen unsrer alten Gesetze gesagt hast, als nichtig erscheint, so ist auch das zweite, obgleich noch scheinbarer, dennoch von nicht besserm Gehalt. Das zweite nemlich, was du sagtest, war, daß es der Gerechtigkeit zuwider laufe, einen um den Staat wohlverdienten Mann, statt ihn durch Belohnung zu ehren, mit Strafen zu belasten; bei welchem Anlasse du dich in eine ausführliche Lobrede der Gerechtigkeit ergossest; daß sie die erste aller Tugenden und die Stütze der Staaten, ja, daß es besser sey, mit der Gerechtigkeit zu Grunde zu gehn, als ohne sie in Wohlstand zu blühen; und was dergleichen treffliche Sprüche mehr sind, die in den Hallen der Sophisten gelehrt, und in den Schulen zur Uebung in der Beredsamkeit ausgeschmückt werden. Möchtest du nun wohl glauben, o Leodamas, daß die Urheber unsrer Gesetze, die zugleich die Begründer unsrer Freiheit waren, die Gerechtigkeit nicht gekannt haben? Und wenn du nicht wagst dieses zu behaupten, wirst du nicht auch eingestehn müssen, daß unsre unberedten Väter, indem sie gerecht und edel handelten, einen Vorzug vor de-

nen hatten, welche die Grundsätze der Gerechtigkeit zu preißen wissen, aber, sich gleichsam mit Worten loskaufend, im Handeln es damit nicht so genau nehmen? Sollten nun wohl Jene nicht auch eingesehn haben, so gut wie du und deines Gleichen, Leodamas, daß man denjenigen nicht bestrafen müsse, welcher Belohnung verdiente? und wenn ihnen diese Einsicht in andern Dingen nicht gebrach, sollte sie ihnen wohl bei jenem Einen Gesetze gemangelt haben? Aber ich weiß, bei den Göttern nicht, weder von welcher Belohnung, noch von welchen Strafen du sprichst. Wenn du unter Knechten redetest, so würde ich glauben, dich zu verstehn, unter freien Männern aber scheinst du mir Unsinn zu reden. Genügt nicht dem Bürger die Wohlfahrt der Stadt, die er durch seine Tugend fördert? und wird ein edler Mann, wenn er auch ehrgeizig ist, eine andre Belohnung fordern, als die Anerkennung der Tugenden, deren Ziel das gemeinsame Beste ist? Diesen Lohn gewährt daher der Staat wohlverdienten Bürgern durch öffentliche Beschlüsse oder durch sichtbare Zeichen von solcher Art, welche nicht zum Nutzen verwendet, noch zum Genusse gemißbraucht, sondern den Göttern als den Urhebern der Tugend und des Glücks gewidmet werden. Jenen uneigennützigen und edeln Sinn, von welchem die Kronen und Tripoden in den Tempeln der Götter zeugen, ungeschwächt zu er=

halten und zu befestigen, fordert Gesetz und Sitte, daß Jeder dem gemeinen Wesen ohne Sold diene, nicht wie bei dem Könige der Perser, wo nur Einer im Besitze der Freiheit ist, alle Andern aber für Gold und mannichfaltigen Lohn dienen. Daher geschieht es denn auch, daß diese Söldlinge, wenn sie sich durch gute und lobenswerthe, oder durch schlechte und nichtswürdige Dienste die Gunst ihres Herrn erworben haben, mit solchen Belohnungen von ihm abgefunden werden, in denen sich zugleich die Macht und Würde des Gebers, und die Niedrigkeit des Empfängers kund gibt, so daß dadurch zwar sein äußrer Wohlstand vermehrt, seine Gesinnung aber noch tiefer herabgedrückt wird. Weil nun solches Wesen freien Bürgern ein Greuel ist, lohnt bei uns der Staat dem Wohlverdienten nicht durch Reichthümer, als ob die Tugend ein erkäufliches Gut sey, sondern durch Dankbarkeit gegen die Götter, die ihm solche Bürger verliehen haben, durch äußere Zeichen seines Wohlwollens, die nicht zum Gebrauche verwendet werden können, durch Inschriften insbesondere, welche der gegenwärtigen und künftigen Zeit den Ruhm verdienter Männer verkündigen. Von allen diesen Belohnungen, nach denen allein einem freien Manne zu trachten geziemt, wird denen keine entzogen, welche das Vaterland aus seinen Gränzen zu entfernen für gut findet, nicht zur Strafe, wie du uns glauben machen

willst, sondern um sich von der Furcht zu befreien, und die Sicherheit des Staates gegen Gefahr zu retten. Nun begehre ich keineswegs zu leugnen, daß diese Furcht bisweilen ungegründet, und die Gefahr nur eingebildet sey; in welchem Falle du meinest, es sey besser, um nicht ungerecht zu handeln, den weitern Erfolg abzuwarten, und der Furcht unterzuliegen. Hier gestatte mir nun, o Leodamas, dich an etwas zu erinnern, was du ja auch in den Schulen deiner Lehrer vernommen haben mußt, daß zwar die Götter die Welt allein nach dem Gesetze zu lenken vermögen, weil sie das Innerste aller Dinge durchschauen, die Verwalter der Staaten aber auch die Klugheit zu Hülfe nehmen müssen, um nicht, wegen eines Scheines von Gerechtigkeit, die größte aller Ungerechtigkeiten zu begehn, und den Untergang der Freiheit und des ganzen Staates zu verschulden. Stelle dir vor, Leodamas, was dir auch, so wie wir dich von Jugend auf kennen, nicht schwer fallen wird, daß du mit großen Gaben der Natur, mit ungewöhnlicher Weisheit und Klugheit in Beurtheilung des Gegenwärtigen, mit eben so vielem Scharfsinn in Ergründung des Zukünftigen, und mit andern Eigenschaften, wie sie an dem Sohne des Neokles gerühmt werden, ausgerüstet wärest, und daß du durch Entschlossenheit und Muth auf der einen, durch die Begünstigung des Glückes von der andern Seite so große und

rühmliche Thaten verrichtet hättest, daß Niemand dein Ansehn und den dadurch erlangten Einfluß ohne Besorgniß betrachten könnte, ob du dir gleich über die Reinheit deiner Gesinnungen keinen Vorwurf zu machen hättest. Wenn nun in einem solchen Falle dem dich verehrenden und bewundernden Volke der Vorschlag gemacht würde, dich auf zehn Jahre oder wie lange sonst, lieber zu missen, als deine Anwesenheit mit Furcht zu ertragen, so stelle dir ferner vor, daß das Vaterland in Person zu dir träte, und dich etwa mit diesen Worten anredete: „O Leodamas, du hast dich bisher wohl um mich verdient gemacht, sowohl durch weise Reden, als durch muthige Thaten, wie es einem guten Bürger geziemt. Dieses hat mir Nutzen, dir Ruhm gebracht. Dein Wort gilt bei der Menge wie das Wort eines der Himmlischen, und wenn über eine Angelegenheit des gemeinsamen Wohles berathschlagt wird, so wird deine Meinung vor Allen gehört, und meistentheils befolgt. Dieses Ansehn, das du dir, wie ich nicht leugnen will, auf die rechtmäßigste Weise erworben hast, erfüllt mich, indem es von Tag zu Tag wächst, mit Besorgniß und Unruhe, so daß ich ungewiß bin, ob deine Gesinnungen noch dieselben sind, die sie vormals waren, oder ob sie morgen seyn werden wie sie heute sind. Du bist ein Mensch, o Leodamas, und auch die edelsten widerstehn dem Einflusse des Glücks nicht

auf lange Zeit. Wär' ich nun eben sowohl mit der Kenntniß der Zukunft und göttlichem Wissen begabt, als ich heilig und ehrwürdig bin, so würde ich in dein Inneres dringen und mich selbst zu jeder Zeit über deine Gesinnnngen belehren können; aber meine Blicke sind beschränkt, und meine Erfahrung in vergangner Zeit hat mich bei einigen meiner geliebtesten Kinder belehrt, daß ungestörtes Glück den Uebermuth, Uebermuth den Ehrgeiz und Ehrgeiz endlich die Tyrannei erzeugt. Diese Furcht beunruhigt mich, und nicht weniger um deinet= als um meinetwillen. Nun aber geziemt es sich keineswegs für mich, daß ich um Eines Bürgers willen der Ruhe entbehre, und ich fordre dich auf, mich durch ein freiwilliges Opfer von der Furcht zu befreien, und mir die Ruhe wieder zu geben, die ich in deiner Gegenwart nicht mehr genießen kann. Erwäge bei dir selbst, daß du mir Alles verdankst, was du bist und vermagst; daß du die Freiheit und selbst die Tugenden, die du besitzest von mir erhalten hast; daß dein Ruhm und alles Ansehn, dessen du dich erfreust, eine Frucht des unzähligen Guten ist, das ich dir von deiner Kindheit an erwiesen, und der Hülfe, die ich dir in allen Dingen geleistet habe. Trotze also nicht auf deine Verdienste gegen mich, noch nenne mich ungerecht, wenn ich etwas von dem zurückfordre, was ich dir so freigebig geliehen habe. Entferne dich eine

Zeitlang aus meiner Nähe, damit ich mich von meiner Furcht sammle, und du, von dem Schauplatze deiner Größe entfernt, der Gefahr bethörenden Uebermuthes ausweichest. Dieß ist Alles was ich von dir fordre, und diese Forderung ist mehr ein Bekenntniß meiner Schwäche, als eine Anklage gegen dich, und in jedem Falle ein ehrenvolles Zeugniß deiner Würdigkeit."

Wenn das Vaterland auf diese oder eine ähnliche Weise zu dir spräche, Leodamas, und dich gleichsam an der Hand zu den Gränzen führte, um dich hier mit milden Blicken zu entlassen, würdest du wohl kühn genug seyn, dich auf die ewigen und unverbrüchlichen Gesetze der Gerechtigkeit zu berufen, und so, wie du heute gethan hast, Klage zu führen, daß dir, statt der verdienten Belohnungen, Unrecht zugefügt und Strafen auferlegt würden? Oder wenn du selbst, wie ich doch nicht von dir annehmen will, auf deiner Meinung beharrtest, glaubst du, daß Aristides oder Kimon den Bitten des Vaterlandes solche Vorwürfe und Klagen entgegensetzen würde?

Aber, setztest du hinzu, und dieß war das Dritte, was deine Rede enthielt, laßt uns Gesetze machen, die der Besorgniß gemißbrauchten Ansehens vorbeugen, die den Staat gegen die Ränke der Demagogen sichern, die Gefahren übermächtigen Einflusses entfernen, und so jene willkührlichen Hülfsmittel der Noth entbehrlich machen,

die, wie du dich ausdrücktest, verunstaltenden Stützen gleichen, die den Einsturz eines baufälligen Hauses nicht sowohl aufhalten, als verkündigen. Dieser Vorschlag fällt, so wie Alles, was du für deine Sache vorgebracht hast, sehr gut in das Gehör, und du möchtest uns leicht bewegen, dich bei der Liebe des Vaterlandes, mit der du dich schmückst, zu beschwören, unverzüglich Gesetze vorzuschlagen, die, ohne Beeinträchtigung der Freiheit, und ohne den Keim der edelsten Tugenden zu ersticken, die von dir geforderten Wirkungen haben möchten. Wie aber diese Bedingung zu erfüllen sey, wird ein Gott vielleicht lehren können; daß du es vermöchtest oder irgend ein andrer, wenn er auch das zehnfache Maaß von Solon's Weisheit besäße, bezweifeln wir. Schöne Wünsche auszusprechen und die Erfüllung erhabner Grundsätze zu fordern, ist leicht; die Weisheit des Gesetzgebers aber besteht darinne, das Ausführbare zu ersinnen und in's Werk zu setzen.

Nachdem ich nun auf das, was Leodamas gegen das alte Gesetz angeführt hat, so geantwortet habe, wie es die Wahrheit fordert, nicht mit prunkendem Schmucke der Rede, sondern, wie gesagt, der Wahrheit gemäß, so scheint es mir, ihr Bürger Athens, der Ehrfurcht angemessen, die wir gegen die Einrichtungen unsrer Väter hegen müssen, ehe ich schließe, dasjenige zu erwähnen, was Jene, wie ich glaube, bei der

Abfassung jenes Gesetzes im Sinne gehabt haben. Hierbei erwäget nun vor allen Dingen, wie weit die Gesinnung der alten Gesetzgeber von der Gesinnung dessen abweicht, welcher meint, daß sie die Gerechtigkeit in ihrem innersten Wesen verletzt, und das Streben nach Tüchtigkeit und Tugend gehemmt hätten. Denn dieser möchte euch Gesetze geben, die, um einem einzelnen Uebel, welches nur Einen auf einmal trifft, und höchst selten Statt findet, vorzubauen, ein großes und dauerndes Uebel über Alle verbreiten würde. Denn welches größere Uebel kann wohl gedacht werden, als durch eine immerwährende und verdrießliche Erinnerung an die Gefahren der Freiheit ein trübes Mißtrauen zu nähren, und hierdurch die Freiheit selbst, für die eure Väter, um sie uns unverletzt und in ihrer ganzen Fülle zu überliefern, das Leben gelassen haben, lästig und verhaßt zu machen? Von einem so verkehrten Beginnen waren jene Alten weit entfernt. Denn da sie wohl wußten, daß ein unter dem Drucke der Sorgen hingebrachtes Leben diesen Namen kaum verdiene, und dabei die von der Natur den Menschen aufgelegten Leiden erwogen, denen zu entgehen unmöglich ist, sannen sie ohn' Unterlaß darauf, den Staat so einzurichten, daß ihr die meiste Zeit hindurch ein heiteres Leben führen könntet, nicht durch Vermehrung sinnlicher Genüsse, sondern durch freien Gebrauch jeder edeln

Kraft. Deshalb gründeten sie den Staat auf die Freiheit, welche für die unvermeidlichen Uebel reichen Ersatz gewährt, und gesellten ihr das Vertrauen zu, ohne das es keinen vollen Genuß der Freiheit gibt. Diesen Zweck zu erreichen, erfanden sie ein Mittel, das Mißtrauen, wenn es irgendwo aus der Tiefe hervorbrechen sollte, abzuleiten, und das Vertrauen der Bürger auf die unerschütterliche Festigkeit der Verfassung dadurch zu stärken, daß sie die Macht in ihre Hände gelegt sahn, jede allzu kühn aufschießende Kraft, wenn sie die Freiheit zu bedrohen schien, unschädlich zu machen. Und so zweckmäßig und weise war das Mittel erfunden, daß, obgleich diese Stadt mehr große Männer erzeugt hat, als irgend ein anderes Land, es dennoch nur selten zur Anwendung gebracht werden durfte, woraus zur Genüge erhellt, daß, wie auf der einen Seite der Anwendung edler Kräfte keine Schranken gesetzt wurden, so auf der andern die Gemüther der Bürger ein festes Vertrauen gegen einander erfüllt hatte. Daher konnten die Einen rühmliche Thaten ausführen, die Andern aber die Früchte dieser Thaten mit unbesorgten Herzen genießen, und, was im Leben das Göttlichste ist, das Gute wurde mit dem Schönen vermählt. Welch' einen Vorzug wir hierdurch vor andern Hellenen erlangt haben, und insbesondre vor den Lakedämoniern, welche ihre Gesetze so hoch erhe=

ben, kann Jeder einsehn, der die Sache unpartheiisch erwägen will. Denn jene haben das, was sie Freiheit nennen, durch das Opfer der Unabhängigkeit erkauft, und indem sie die Verfassung überall mit der Wache des Mißtrauens umstellen, berauben sie sich der Früchte, um derentwillen Staaten gegründet und Gesetze gegeben werden. Daher geschieht es denn auch, daß ein Athenäer nirgend anders als nach seinen angerbten vaterländischen Sitten lebt, weil sie die freisten und edelsten sind; der Spartaner hingegen in der Fremde fremde Sitten anzunehmen pflegt, um sich für den Zwang, der zu Hause auf ihn lastet, zu entschädigen.

Indem nun unsre Väter auf diese Weise das Mißtrauen aus dem Staate verbannten, haben sie auch hierdurch die Freiheit gesichert. Oder was hat der Tyrannei sowohl bei uns in älterer Zeit, als in andern Städten den Weg gebahnt, als die Furcht vor derselben? indem entweder dem übermäßigen Ansehn Eines Bürgers ein Andrer, von dem man weniger Besorgniß hegte, entgegengestellt wurde, der dann die ihm anvertraute Gewalt zur Unterdrückung der Freiheit anwendete; oder indem sich innere Kriege entzündeten, die sowohl durch die damit vrrbundenen unvermeidlichen Uebel, als durch die, welche man befürchtete, einzelnen Männern Gelegenheit darboten, statt, wie sie versprachen, den Sturm zu

beschwichtigen, ihrem Lande das Joch der Knechtschaft auferlegten. So geschah es hier in dieser Stadt, daß in älterer Zeit Alkmäoniden und Megakliden wechselseitig herrschten, und Pisistratus nebst seinen Söhnen ebenfalls durch das erregte Mißtrauen zur Tyrannei gelangte. Dasselbe ist auch Andern begegnet. Denn wie Syrakusä und viele andre Städte Siciliens und Italiens, welche ursprünglich der Freiheit genossen, nach vielen Stürmen in die Knechtschaft gefallen sind, ist Niemanden unbekannt.

Es ist endlich aber auch dieß großen Ruhmes werth, ihr Bürger Athens, daß diejenigen, welche verordneten, Einen, der dem Vaterlande Besorgniß erweckte, durch den Beschluß des Volkes auf einige Zeit zu entfernen, wenn er auch ungewöhnliche Verdienste hat, eben darin einen großen und erhabnen Sinn bewiesen, daß sie die Erhaltung des Staates nicht an Einen Bürger gebunden glaubten. Mit einem schönen und edeln Vertrauen zu ihren Mitbürgern erfüllt, hielten sie jeden derselben der Tugenden fähig, durch welche die Freiheit geschützt und der Staat erhalten wird, nnd wie sie selbst von diesem Vertrauen beseelt waren, so theilten sie es auch den Uebrigen mit. Wo aber die Tugend in einem Volke herrscht, und jener lautre und aufrichtige Sinn, welcher sichrer als die verschlagenste Klugheit die Staaten lenkt, in den Versammlungen

wie in der Verwaltung die Oberhand hat, da wird die allgemeine Wohlfarth nicht auf Einem Bürger ruhn, der ja doch auch dem gemeinsamen Loose der Menschheit nicht entzogen werden kann. Nie möge es, ihr Männer Athens, geschehn, daß wir alle rechtschaffnen und edeln Bürger dieser Stadt zu zählen vermöchten, oder daß die Götter alle Tugenden auf Ein Haupt häuften, das wir, so lange es unter uns wandelte, mit Schauder betrachten müßten, wenn es uns aber entrissen würde, an seiner Stelle einen Abgrund von Hülfslosigkeit und Elend zurückließe. Daher flehe ich alle Götter dieses Landes an, dich vor Allen, Pallas Athene, die du hier von der Akropolis herab, auf unsere Handlungen siehst, und unsre Berathungen, wenn sie mit frommem Sinne begonnen werden, durch deinen göttlichen Einfluß lenkest; und dich, milde Demeter, die du diesem Lande zum Lohn für die gastliche Aufnahme das Geschenk der Früchte und heilsamer Gesetze verliehen hast, und alle die schützenden Götter dieses heiligen Landes, daß der männliche Sinn unsrer Väter nie den Truggestalten des Wahns weiche, noch ihre Weisheit wortreichen Sophisten zum Opfer falle, und daß, wie jene ihr Leben an die Erhaltung der Freiheit setzten, so auch uns gleiche Gesinnung beseele, und keiner sich weigere, den Genuß der Güter dieses Landes, wenn es nöthig gefunden wird, für die Ruhe und Wohlfahrt Aller und des Landes während einer bestimmten Zeit, aufzuopfern.

8. Griechensinn.

Zur Zeit der Gründung des Persischen Reiches, als Kyrus die freien Völker Asiens an den Küsten des Archipelagus seinem Zepter unterwarf, drang sein Feldherr Harpagus auch in Lycien ein, und bedrohte Xanthus mit seinem siegreichen Heere. Die Einwohner der Stadt, eine kleine Schaar, zogen gegen ihn aus, und bewießen im Kampfe großen Muth; als sie aber der Menge weichen mußten, schafften sie ihre Weiber und Kinder, mit sammt ihren Gütern, in die Burg, und legten Feuer an, so daß die Burg und was darinne war, ein Raub der Flammen wurde. Nachdem sie dieses vollbracht hatten, verschworen sie sich unter einander mit furchtbaren Eidschwüren, fielen von neuem aus gegen den Feind und kamen insgesammt um. Das Land, wo sie gefallen waren, nahmen Fremdlinge ein [1]).

Das Beispiel, das Jene gegeben, war nicht verloren für das spätere Geschlecht. Als in den bürgerlichen Kriegen der Römer die Stadt Xan-

thus von Brutus Heere gedrängt und belagert wurde, zündeten die Einwohner die Kriegsmaschinen der Römer an, und als diese dem Feuer wehrten, das auch die nahen Gebäude der Stadt ergriffen hatte, und diese zu retten bemüht waren, stürzten alle, ohne Unterschied des Alters und Standes, Weiber und Kinder, Freie und Sclaven auf die Mauer, tödeten die Löschenden und schürten die Flammen an, die sich über die ganze Stadt verbreiteten. Umsonst eilte Brutus herbei, dem Unheil zu wehren; seine Versprechungen und Bitten wurden nicht gehört. Von Verzweiflung getrieben stürzten sich viele von den Mauern herab; Weiber und Kinder warfen sich in die Flammen, und man sah Knaben, die ihre Väter beschworen, ihre entblößte Brust zu durchbohren. Nur eine kleine Zahl überlebte den Untergang der Stadt, meist unfreiwillig, und von dem Feinde zur Annahme der Rettung und des Lebens gezwungen [2]).

In gleichem Sinne, aber mit glücklicherm Erfolge handelten die Phokier. Als diese, nach wiederholten Niederlagen in ihren Kriegen mit den benachbarten Thessaliern, von neuem zu den Waffen griffen, und der Erfolg ungewiß war, trugen sie ihre Habe, Gold und Silber, Geräth und Kleider, ja selbst die Bilder ihrer Götter zusammen, und führten einen Holzstoß auf, den sie dreißig Männern zu bewachen gaben, mit

dem Befehl, daß, wenn das Heer geschlagen würde, sie Weiber und Kinder tödeten und die Leichname sammt den Gütern in die Flamme würfen. Nach dieser Anordnung zogen sie aus gegen den überlegnen Feind. Als sie nun handgemein wurden, trat ihnen Alles vor die Augen, was den Ihrigen bevorstand, deren Rettung einzig an ihnen hing; und mit diesem Gedanken erfüllt, vollbrachten sie die kühnsten Thaten. Die Götter, heißt es, standen ihnen hülfreich bei, und der glorreichste Sieg lohnte ihrem Muth [3]).

Als im Sommer 1824 eine türkische Flotte vor der Insel Psara im Archipelagus erschien, und die schwache Bevölkerung, der es an Lebensmitteln gebrach, jeden Versuch der Vertheidigung gegen den übermächtigen Feind als vergeblich erkannte, beschlossen sie in die unterirdische Pulverkammer des Forts Feuer zu werfen. Das Wagstück mißlang zwölfmal nach einander; einer der Unternehmenden nach dem andern wurde von den Kugeln der Feinde niedergestreckt: endlich stellen die Griechen das Feuer ein, als ob sie auf Uebergabe dächten. In dieser Meinung stürzen sich die Türken nach der Festung hin, und schon im Begriff einzudringen, erblicken sie auf ihrer Höhe eine Fahne, auf welcher die Worte „Freiheit oder Tod" zu lesen sind. In demselben Augenblick geht das Pulver der Tiefe in Flammen auf; die Festung stürzt zusammen; die Psa-

rioten und ihre anstürmenden Feinde verschwinden; selbst Schiffe der Flotte werden durch den furchtbaren Ausbruch zerstört. Zweitausend Psarioten und gegen sechstausend Türken wurden das Opfer dieser heldenmüthigen That [4]).

In den Kriegen, welche die Sulioten mit Ali Pascha von Janina führten, der dieses kleine Volk dem Untergange geweiht hatte, trug sich Folgendes zu. Als einstmals jene Sulioten gewahr wurden, daß die Satelliten des Pascha sich anschickten, mit Gewalt durch die Päße vorzudringen, die zu ihren Felsenhöhen führen, stellten sie ihre Greise und Weiber, und wer sonst die Waffen zu tragen nicht vermochte, an den Rand einer tiefen Schlucht, in der Absicht, sie hinabzustürzen, wenn es dem Feinde gelänge, sich ihrer Wohnsitze zu bemächtigen. Der Himmel schützte sie vor der Nothwendigkeit einer solchen That. Sie erwarteten festen Fußes den kühnen Feind, warfen ihn zurück und nahmen ihm einige Gefangene ab [5]).

So hilft Gott denen, die sich selbst helfen.

Anmerkungen.

1) Herodot. I. 176.

2) Plutarch Leben des Brutus. Cap. 31. Vergl. Appian vom bürgerl. Krieg. 4. c. 80. Tom. II. p. 632. f.

3) Pausanias X. 1, 6 — 10.

4) Mémoires sur les événemens de la Grèce. par Jourdain. 1828.

5) Coray Mémoire sur l'état actuel de la civilisation dans la Grèce. à Paris. 1803. 8.



Zerstreute Blåtter.

Zweites Buch.



1. Die Erbsünde.

I.

Die Gegner der alten Katechismuslehre kämpfen hauptsächlich gegen den Artikel von der Erbsünde und der Versöhnung, wo zwischen die Lehre von der nur durch göttliche Gnade zu besiegenden Unfähigkeit zum Guten steht. Sie nennen diese Lehren finster, lähmend und niederschlagend; durch ihre Verbannung soll das Leben heitrer werden. Diese Absicht mag lobenswerth seyn, wenn auch das Bemühen unnöthig, und der Erfolg ungewiß ist. Meine Ansicht von dem Sündenfalle, und der aus ihm abgeleiteten Erbsünde hab' ich an einer andern Stelle dieser Sammlung mitgetheilt [1]); wenn aber auch der Glaube an eine durch den Ungehorsam der ersten Menschen gewirkte, auf alle folgende Geschlechter forterbende Verdammniß, nach meiner Ueberzeugung, mit vollem Rechte zurückgewiesen wird, so kann doch Niemand umhin, eine Erbsünde in einem andern Sinne, als ein an der menschlichen Natur, von ihrem ersten Entstehen an, haftendes, von Ge-

schlecht zu Geschlecht forterbendes Uebel anzuerkennen, als ein Uebel, das uns zu dem Bekenntnisse nöthigt, daß „ein anderes Gesetz in unsern Gliedern, ein anderes in unserm Geiste wohne", und daß der Sieg jenes sinnlichen Gesetzes von dem heiligsten Wesen, dessen Gemeinschaft wir wünschen, verdammt werde. Dieses Urtheil der Verdammniß spricht jeder gesundfühlende Mensch über sich selbst aus, weil er wohl weiß, daß eine göttliche Kraft in ihm wohne, über das Gesetz des Fleisches obzusiegen, wenn er will, und daß es Gott mißfallen müsse, wenn er, statt diese Kraft aufzubieten, dem schlechtern Gesetze den Vorzug gebe. In diesem Bewußtseyn aber muß er den Trost einer schlaffen Moral von sich stoßen, daß die Sünde mit dem Menschen geboren sey, und daß Gott das nicht verdammen könne, was so unmittelbar aus der von ihm selbst hervorgebrachten Natur entspringe. Wenn ihm auch die Art verhüllt ist, wie das höhere Gesetz, das in seinem Gemüthe wohnt, auf das Gesetz in seinen Gliedern wirkt; so kann er doch das Daseyn desselben nicht verkennen; und der Glaube, welcher bei der Unbegreiflichkeit jener Wirkung, seine Zuflucht zu Gott nimmt, und von ihm, dem er das *Daseyn* der freien Kraft in seiner Natur dankt, auch ihre *Belebung* durch den Einfluß seiner Gnade erfleht, ist weder des Menschen, noch

seines Schöpfers unwürdig *). Es kümmert mich nicht, wenn man diesen Glauben Mystik nennt, weil ich der Ueberzeugung lebe, daß es keine Religion ohne Mystik gebe; und eben so wenig, wenn man sagt, daß dieser Glaube zum Fanatismus, der Fanatismus zu Unthaten führen könne; weil ich weiß, das jeder Glaube, wenn er das Maaß der Vernunft verschmäht, sich in die Syrten des Wahnsinns verirren kann.

Das freie sittliche Gesetz ist nicht immer frei; es ist bisweilen, meist durch die Schuld der Menschen, gebunden; das schlechtere Gesetz seiner Glieder siegt ob; und diesem Siege folgt Beschämung und Reue nach. Dieser zu entgehn, vermag kein Mensch, der sich nicht von Gott losgesagt hat. Daß aber dann ein Verlangen in ihm erwacht, daß ein Mittler träte zwischen ihn und Gott, ein vom Weibe geborner, der seiner Natur nach der menschlichen Schwachheit befreundet, aber frei von ihrem Joche, ihm ein Fürsprecher bei dem ewigen Richter sey; und daß eben dieses Verlangen den Glauben erzeuge, daß ein solcher Mittler dem sündhaften Menschengeschlechte in Christo erschienen sey, was kann natürlicher, was kann mensch-

*) Psammon sagte zu Alexander, alle Menschen würden von Gott regiert; denn das, was in Jedem herrsche, sey das Göttliche. Und dieser Ausspruch gefiel dem Könige sehr. Plutarch. Vita Alex. c. 27.

licher seyn? An diesem menschlichen und frommen Glauben hat sich die zarte Pflanze des Christenthums aufgerankt; er ist Jahrhunderte hindurch seine sicherste Stütze gewesen; ohne ihn wär' es vielleicht bis auf den Namen untergegangen. Auch den Urhebern der Kirchenverbesserung war er heilig; die alte kirchliche Lehre der Versöhnung Gottes durch Christum stand ihnen fest, ob sie gleich, so gut als wir wußten, daß die Bildung und Macht der Hierarchie, der Gewissenszwang und die Inquisition mit dieser Lehre im engsten Zusammenhange stand.

Aber nicht erst durch das Christenthum ist das Verlangen nach einer Aussöhnung mit Gott in dem Menschen erwacht; die Wurzeln desselben haben zu allen Zeiten in seiner Brust gelegen, und eine große Zahl von Gebräuchen des Heidenthums, von Reinigungen, Bußen und Weihungen hatte keinen andern Zweck, als den sündhaften Menschen der Huld und Gemeinschaft der Götter würdig zu machen. Die Lehrer der Kirche nahmen diesen Glauben auf, reinigten und heiligten ihn. Christliche Mysterien traten an die Stelle der Heydnischen; jene wie diese bestimmt, das Leben des Menschen Gott näher zu bringen, und die Aussicht jenseit des Lebens zu erheitern [2]). Die Zahl dieser Mittel, das vom Bewußtseyn der Schuld geängstigte Gemüth, dem die allgemeine Lehre von göttlicher Barmherzigkeit und die Ver=

weisung auf sie nicht genügen konnte, zu beruhigen, wurde in der christlichen Kirche vermehrt, der Glaube an ihre Kraft verstärkt und vorzüglich durch die Eucharistie, die Beichte und die Messe ein immer bereites Mittel zur Versöhnung mit Gott dargeboten. Einige dieser Gnadenmittel nahm auch das lutherische Bekenntniß in sich auf, nur das entfernend, was unbiblischer Aberglaube schien, und legte vorzüglich dem Sacramente (Mysterium) des Abendmahls eine versöhnende Kraft bei. An dieser Lehre hielten unsre Väter. Sie fühlten sich beruhigt, wenn „der verordnete Diener der christlichen Kirche", wie er sich im Beichtstuhle nannte, „denen, die wahre Buße thun" im Namen Gottes Vergebung der Sünden zusicherte; und die Tage, an denen ein Hausvater mit den Seinigen zur Beichte und zum Abendmahl ging, vorher und nachher durch ernste Betrachtungen und häuslichen Gottesdienst gefeiert, waren Tage der Weihung, die nicht ohne gesegnete Wirkung blieben. Daher ward auch aus dem Munde der Sterbenden kein Bekenntniß öftrer gehört, als das des Glaubens an die Versöhnung mit Gott durch seinen Sohn. Dieser Glaube gab ihnen Trost bei der Erinnerung an das, was sie im Leben gefehlt und gesündigt haben mochten, und was jetzt, wo ihnen auf dem Scheidewege Alles lebendiger vor die Augen trat, nicht mehr gut gemacht werden konnte; er erheiterte

ihren Blick in das Dunkel der Zukunft, und erfüllte sie mit der Hoffnung auf einen milden Spruch aus dem Munde des strengen, aber versöhnten Richters.

Ich der ich in diesem, jetzt so lebhaft bestrittnen Glauben an die Sündhaftigkeit der menschlichen Natur und die Versöhnung Gottes durch Christum erzogen worden bin, habe weder bei meinen Eltern, noch bei andern frommen und christlich gesinnten Leuten, die in diesem Glauben lebten und starben, die Wirkung spüren können, um derentwillen diese Lehren jetzt so übel angesehn sind. Alle vielmehr waren heitern Gemüths, emsig in ihrem Geschäft, zufrieden mit dem, was ihnen Gott beschieden hatte, aufrecht in Glück und Unglück, und meist hellen Geistes in Allem, was das Leben fordert. Es mag auch damals wohl Leute gegeben haben, die sich zu Trübsinn und Schwermuth neigten, und den natürlichen Hang ihres Temperamentes mit dem Kirchenglauben in Verbindung setzten; es hat an solchen Trübsinnigen zu keiner Zeit gefehlt, auch in dem heidnischen Alterthume nicht 3), wo doch von jenen Lehren die Rede nicht war; groß war aber ihre Zahl gewißlich nicht. Sollte sich diese in unsern Tagen vermehrt haben, was ich weder bejahen noch verneinen kann, so möchte dieß die vorübergehende Wirkung einer Reaction seyn, die theils durch die Ereignisse der Zeit, theils durch die vermehr-

ten Streitigkeiten auf dem Gebiete der Theologie, und die Unsicherheit der fluthenden Meinungen bewirkt worden ist [4]). Daß aber diese Reactionen die Ruhe der Gesellschaft nicht stören, dafür wird eine wachsame Regierung sorgen. Das Mehr oder Weniger des Glaubens, für den es nun einmal kein Normal-Maaß gibt [5]), zu verdammen, hat Niemand ein Recht; am wenigsten aber dürfte denen, welche selbst eine von der ursprünglichen Lehre der Kirche, der sie dienen, abweichende Lehre verkündigen, Verachtung derer geziemen, die als Anhänger des alten Kirchen- und Katechismus-Glaubens, wenigstens in Rücksicht auf die Autorität der Ueberlieferung, in gutem Rechte sind. Wenn diese Alt-Gläubigen, abgeneigt den Stimmen der Neuerungen, die sie von allen Seiten umtönen, sich in dem Glauben, den sie für den bewährteren halten, zu befestigen suchen; wenn sie sich mit den Ihrigen oder mit gleichgesinnten Freunden zusammenfinden, um Gott nach ihrer Weise und ihrem Sinne zu dienen; wenn sie Schriften lesen und verbreiten, in denen sie selbst Erbauung finden, und durch die sie Andere zu erbauen hoffen; mit welchem Rechte sollen diese Zusammenkünfte unterdrückt, der Umlauf dieser Schriften gehemmt werden, da ja die entgegengesetzte Partei in ihren gesellschaftlichen Verbindungen und ihren Schriften die unbeschränkteste Freiheit fordert und wirklich ge-

nießt? Man darf freilich überall, wo Parteien einander gegenüberstehn, zum voraus erwarten, daß mit ungleichem Maaße gemessen, die innere Gesinnung verdächtigt, vor allen Dingen aber zur Herabwürdigung der Gegner dieser oder jener Parteiname erfunden wird; aber das, was an sich nicht recht ist, sollte am wenigsten in Sachen einer Religion Statt finden, die dem Frieden und der Liebe geweiht ist. Auch das ist keineswegs zu billigen, daß, wenn fanatischer Wahnsinn im Namen der Religion Verbrechen begeht, dieses dem Einflusse der verhaßten Mystik und der verurtheilten Lehre zugeschrieben wird; während man es den Altgläubigen verargt, bei Verbrechen derer, welche aller Religion entfremdet sind, zu sagen: Das sind die Früchte des Unglaubens!

Die Meinung theologischer Dogmatiker der alten Schule von einer Verdunkelung des göttlichen Gesetzes nach dem Sündenfalle hat in den heiligen Schriften so wenig einen Grund als in der Geschichte des menschlichen Geschlechtes. Ja sie leidet an einem innern Widerspruche. Wenn in dem ersten Menschen durch den Sündenfall das göttliche Gesetz verdunkelt worden ist, weil er nicht mehr würdig war, es zu kennen, so ist der Sündenfall selbst das unbegreiflichste Räthsel, indem Niemand wird erklären können, wie in dem Menschen, in welchem das göttliche Gesetz in vol=

ler Reinheit strahlte, der Gedanke an Ungehorsam auch nur habe entstehen können, und fast eben so wenig, warum ihm doch ein Ueberrest des göttlichen Lichtes geblieben, warum er nicht ganz in die Nacht der Thierheit hinabgestoßen worden sey. Und jener vermeintliche Ueberrest, der wie ein ausgelöschter Brand unter der Asche glimmt, warum ist er in so verschiedenem Maaße ausgetheilt? Warum tragen nicht blos einzelne Individuen, sondern ganze Stämme einen so großen Theil der vererbten Schuld, daß sie kaum durch etwas mehr als durch einen kleinen Zwischenraum von dem Thiere getrennt, und noch unglücklicher sind als das Thier? Warum ist die Wirkung der Erbsünde in ihnen so stark und furchtbar? warum in Andern so schwach? Welches größere Recht hatte in dieser Rücksicht der Bewohner von Hellas auf den Besitz so heller Erkenntniß dessen, was im Menschen göttlich ist, als der Feuerländer? oder wenn — um ohne Rückhalt zu sprechen, Gott ungerecht genug war, den Ungehorsam Eines Menschen an seiner Nachkommenschaft zu strafen, warum mußte dieses erste Unrecht durch die ungleiche Vertheilung der rechten Erkenntniß wiederholt und vergrößert werden?

Je mehr wir über diese Meinung denken, desto verwirrender erscheint sie uns. Lassen wir sie zur Seite liegen, so tritt die Erfahrung, die

Geschichte der Menschheit und die Ueberlieferung der Bibel in Uebereinstimmung. Gott schuf den Menschen aus Erde; das ist sein thierischer Theil; er bließ diesem Gebilde seinen Athem ein; das Gebild belebt sich, und wird eine lebendige Seele; das ist sein göttlicher Theil. Diese beiden Theile sind auf eine wunderbare, uns schlechterdings unbegreifliche Weise mit einander verwebt [6]); keiner kann, keiner mag bestehn ohne den andern; aber dieser Verein ist eine Quelle der Zwietracht. Der Geist fordert die Herrschaft über den Leib; und der Leib, der seine Rechte nicht aufgeben kann, ohne sich selbst zu vernichten, greift durch sie nur allzu oft usurpatorisch in das Gebiet des Geistes über. Fragt man, warum das so sey, so können wir nicht anders antworten, als: Gott hat es gewollt; wir können von der Ursache dieser Vereinigung, die zugleich der Grund unsrer tiefsten Erniedrigung und unsrer Erhabenheit ist, nicht mehr Rechenschaft geben, als warum die Auster an den Felsen, die Pflanze an die Erde gefesselt ist. Es ist die Natur des Menschen, die Bürde des Leibes zu tragen, wie es die Natur des Adlers ist, auf einsamen Felsen zu wohnen und zur Sonne aufzusteigen; die Natur der Biene, in Gesellschaft zu bauen; des Wurmes, in der Erde zu wühlen. Soll jener wunderbare Verein, jene mißhellige Eintracht (concordia discors), die Wirkung des ersten Ungehorsames seyn, so weißt

nach, daß der erste Mensch, der aus Erde gebildete Mensch, vor der Sünde ein andrer, daß er blos Geist, und der Herrschaft des Leibes nicht unterworfen war. Aber der Bewohner des Paradieses, dem Gott gebot zu essen von allerlei Bäumen des Gartens, und dem er ein Weib zuführte, mit dem er Ein Fleisch sey, hatte ganz gewiß vor der Sünde thierische Bedürfnisse, wie wir, und gehorchte dem Gesetze, das in seinen Gliedern lag. Auch war es eben nur die angemaaßte Herrschaft dieses Gesetzes, was die erste Sünde möglich machte: „Das Weib schaute an, daß von dem Baume gut zu essen wäre, und lieblich anzusehn, daß es ein lustiger Baum wäre;" so daß also die Verdunkelung des Gesetzes, welche eine Folge des Sündenfalles gewesen seyn soll, auf eine unbegreifliche Weise, hier vor demselben als Wirkung erscheint. Der Mensch war also, vom ersten Anfange an, wie er jetzt ist; und in der Geschichte des Sündenfalles, wie die Genesis sie erzählt, erscheint keine Spur von einer größern Macht des in dem Gemüthe des Menschen strahlenden, ungeschwächten Gesetzes, so wie auch von einer Verdunkelung desselben in der Erzählung keine Spur erscheint. Diese aber einer Meinung zu Liebe umzubilden, würde nicht weniger als Frevel seyn. Fragt man nun, was Gott bewogen habe, den Menschen auf diese Weise zu bil-

den? so antworte ich noch einmal: Wir wissen es nicht, und haben auch kein Recht darnach zu fragen, oder darüber Klage zu führen. Die Weisheit Gottes, die jedem Geschöpfe das, was seine Erhaltung forderte, verlieh, und Erde Luft und Meer mit einer unendlichen Mannichfaltigkeit von Geschöpfen erfüllt hat, hat mit dem Menschen die auf Erden einheimische Stufenleiter von Wesen geschlossen, indem er ihm von der göttlichen Kraft der Freiheit einen größern Antheil gab, als irgend einem andern Geschöpfe, und ihn hoch genug erhob, um seinen Schöpfer anzubeten, und das Gesetz, das er in sein Gemüth gelegt hat, als ein göttliches zu erkennen. Ueber den Menschen hinaus kann eine unendlich höhere Reihe von Wesen liegen, in denen das Geistige mit dem Irdischen auf die mannigfaltigste Weise bis zur höchsten Reinheit gemischt seyn kann; eine Leiter, auf welcher aufzusteigen vielleicht unsre Bestimmung und unsere Seligkeit ist [7]). Auf dieser aber schon jetzt eine höhere Stelle zu fordern, und, statt auf der uns angewiesenen Stelle, mit Aufbietung jeder uns verliehenen Kraft, nur darnach zu streben, daß dem Göttlichen in uns die ihm gebührende Herrschaft zu Theil werde, die Einrichtung der Welt und die göttliche Weisheit wegen der uns anhängenden Unvollkommenheit anzuklagen, ist ein Frevel des Hochmuths, wenn es nicht Unsinn ist.

Anmerkungen.

1) S. Verm. Schr. 3 Th. S. 354. f. wo ich die Meinung aufgestellt habe, daß das Verbot Gottes, von dem Baume der Erkenntniß zu kosten, den Worten der Bibel zufolge, auf der Besorgniß ruhe, daß der Mensch durch den Genuß der verbotnen Frucht Gott gleich werde. Diese Grundlage des Mythus hat auch Milton sehr gut erkannt, wenn er (Parad. Lost. IV. 515) den Fürsten der gefallnen Geister sagen läßt:

Knwledge forbidden?
Suspicious, reasonlest! Why should their Lord
Envy them that? can it be sin to know?
Can it be death? and do they only stand
By ignorance? Is that their happy state,
The proof of their obedience and their faith?

Bei dieser Zurückführung des Mythus auf das

φθονερὸν τὸ θεῖον wird übrigens nicht geleugnet, daß er schön und tiefsinnig erfunden ist. Die Voraussetzung einer Reinheit und Unschuld der Seele, die den Unterschied des Guten und Bösen nicht kennt, gehörte als Ergänzung zu der Idee eines Paradieses; und mit ihr erscheint das Verbot Gottes als eine väterliche Warnung vor einer Kenntniß, auf die der Verlust des tiefen Friedens, den sie jetzt genossen, nothwendig folgen mußte. Was man aber weiter hinzugesetzt hat, von einer Umwandlung der ganzen Natur nicht blos des Menschen, sondern alles auf Erden Erschaffnen, so ist dieses eine durchaus willkührliche, durch keine biblische Autorität begründete Erfindung, die noch überdieß jedem gesunden Begriffe von der Natur der Dinge widerspricht, und dem Begriffe von göttlicher Weisheit noch weit weniger zusagt, als das φθονερὸν τὸ θεῖον. Diesem ist der Glaube des Alterthums, daß Gott den Verstand der Menschen verwirre, die er zu Grunde richten wolle (s. Ruhnk. ad Vellej. II. 58. p. 266) vollkommen analog. Auch dieser Glaube ist biblisch. Nachdem Gott beschlossen hat, die Kinder Israel aus Aegypten zu führen, gibt er Mosen Befehl, die

Wunder, die er ihn gelehrt, vor Pharao zu thun, und setzt hinzu: Ich aber werde sein Herz verhärten (ἐγὼ δὲ σκληρυνῶ αὐτοῦ τὴν καρδίαν) II. Mos. 4, 21. und wiederum (II. 7, 3) befiehlt er ihm, den Abzug seines Volkes von dem Könige zu fordern, mit demselben Zusatze: „Ich aber werde sein Herz verhärten, und Aegypten meine Hand fühlen lassen (ἐπιβαλῶ τὴν χεῖρά μου ἐπ' Αἰγύπτου). Mit diesem Glauben hängt auch die Vorstellung des profanen Alterthums zusammen, daß die Götter, wenn ein Mensch zu Grunde gehen soll, Vorwände dazu entstehen lassen (Herodot. II. 139) und die Menschen in Versuchung führen (πειρῶνται). Auch diese Vorstellung ist den biblischen Schriftstellern nicht fremd, ob ich wohl weiß, daß die Ausleger sich bemühen, ihr einen der göttlichen Würde angemessenen Sinn unterzulegen. Ich will aber nur an die Geschichte von Ahab, dem Könige von Israel, erinnern, den Gott durch einen lügenhaften Geist und falsche Prophezeihungen täuschen läßt, damit er in die Schlacht zöge, in der er umkömmt (Paralip. II. 18, 18—22); gerade wie Zeus in der Ilias dem Agamemnon einen verderblichen Traum schickt, der

ihn, gegen bessern Rath, zur Erneuerung des Kampfes verführt.

2) Cicero de Legg. II. 14. Mihi cum multa eximia divinaque videantur Athenae tuae peperisse, atque in vita hominum attulisse, tum nihil melius illis mysteriis, quibus ex agrestri immanique vita exculti ad humanitatem et mitigati sumus: Initiaque ut appellantur, ita re vera principia vitae cognovimus; neque solum cum laetitia vivendi rationem accepimus, sed etiam cum spe meliore moriendi. Ebenso sagt Isokrates im Panegyr. c. 6. *τὴν τελετὴν ἧς οἱ μετασχόντες περί τε τῆς τοῦ βίου τελευτῆς καὶ τοῦ σύμπαντος αἰῶνος ἡδίους τὰς ἐλπίδας ἔχουσιν.* (S. unsre Verm. Schriften 3 Th. S. 113—116.) Von den samothracischen Mysterien sagt Diodor V. 48. *γίνεσθαί φασι καὶ εὐσεβεστέρους ἑαυτῶν τοὺς τῶν μυστηρίων κοινωνήσαντες.* ohne Zweifel, weil man dabei eine nähere Verbindung mit den Göttern annahm. Denn deum praesentia homines sui meliores fieri solent. Apulej. Met. VIII. p. 172.

3) S. Plutarch's Schrift *περὶ δεισιδαιμονίας.* Auch im alten Testamente, in der vorchristlichen Zeit

gab es Leute, die aus Trübsinn oder Heuchelei, „ihrem Leibe weh und übel thaten, und den Kopf hingen, wie ein Schilf, oder auf einem Sacke und in der Asche lagen.“ Jesaias C. 58, 3—6. Vergl. Matth. Cap. 6, 16.

4) Eine solche Wirkung spricht sich z. B. in folgenden Worten Johann von Müllers (Werke. 33. S. 72) aus: „In der That wird die sogenannte protestantische Kirche immer mehr ein Babel; alle Jahre wird ein biblisches Buch ausgestrichen. — Gegen diese elende Secte, die kalte, unempfängliche, wollte ich lieber noch mit Mystikern seyn, so wenig sonst etwas mir zusagt, das gegen die schlichte Manier der Alten ist.“

5) Man hört jetzt oft von Ultra-Pietismus sprechen. Wer gibt uns an, wo der ächte Pietismus der Philipp Spener und Hermann Frank aufhört, um in eine Ultra überzugehn? Und wer kann jenen Männern hohe Achtung versagen?

6) Gregor. Nazianz. Or. XXVI. p. 448. C. *τὸν ἄνθρωπον ζῷον λογικὸν συνεστήσατο καὶ συνέδησε μυστικῶς τε καὶ ἀῤῥήτως τὸν χοῦν τῷ νοῒ καὶ τὸν νοῦν τῷ σώματι.* Wenn der aus Erde geschaffene

Mensch (ὁ χοϊκὸς ἄνθρωπος) nach **Gottes Ebenbilde** geschaffen war, so können wir nicht zweifeln, daß der Erfinder des Mythus Gott ganz nach der Weise der Heiden gedacht habe. Und so erscheint er auch in dieser ganzen Geschichte, menschlich fühlend väterlich warnend, und nachdem er, um sein Ansehn zu retten, gestraft hat, wie ein milder Vater zur Hülfe bereit. Wir erinnern uns hier an die Worte eines heidnischen Dichters über die Bildung des Menschen, die mit der biblischen Erzählung zusammenstimmen: des Oppianus nemlich im Anfange des 5ten Buches der Halieutica:

ὡς οὐδὲν μερόπεσσιν ἀμήχανον, οὐκ ἐνὶ γαίῃ
μητρὶ καμεῖν, οὐ κόλπον ἀν' εὐρώεντα θαλάσσης.
ἀλλά τις ἀτρεκέως ἰκέλην μακάρεσσι γενέθλην
ἀνθρώπους ἀνέφυσε, χερείονα δ' ὤπασεν ἀλκήν.
εἴτ' οὖν Ἰαπετοῖο γόνος, πολυμῆτα Προμηθεύς,
ἀντωπὸν μακάρεσσι κάμεν γένος, ὕδατι γαῖαν
ξυνώσας, κραδίην δὲ θεῶν ἔχρισεν ἀλοιφῇ·
εἴτ' ἄρα καὶ λύθροιο θεορρύτου ἐκγενόμεσθα
Τιτήνων· οὐ γάρ τι πέλει καθυπέρτερον ἀνδρῶν,
νόσφι θεῶν· μούνοισι δ' ὑπείξομεν ἀθανάτοισιν.

7) Mit Rücksicht auf die Apotheose der Kaiser sagt Plutarch im Leben des Romulus c. 28. „Die Göttlichkeit der Tugend abzuleugnen ist ruchlos und unedel; thörigt aber ist es, die Erde mit dem Himmel zu vermischen. Vielmehr muß man, um sicher zu gehn, mit Pindarus sagen, daß aller Leib dem übermächtigen Tode folge, ein lebendes Bild (ζωὸν εἴδωλον) aber durch alle Zeiten bleibe. Denn dieses allein ist von den Göttern. Von dorther kömmt es; dorthin kehrt es zurück, aber nicht mit dem Leibe, sondern wenn es sich von dem Leibe abgeschieden hat, und gänzlich gereinigt, körperlos und lauter (καθαρὸν καὶ ἄσαρκον καὶ ἁγνόν) ist u. s. w.

2. Indifferentismus.

Während auf dem theologischen Gebiete zwei Parteien einander gegenseitig bekriegen, und eine dritte, weniger beachtete, zwischen beide vermittelnd tritt, herrscht bei der Menge in Rücksicht auf das Religions-Bekenntniß eine nicht erfreuliche Gleichgültigkeit. Zu dieser ist am frühesten der Grund durch das Beispiel der höhern Stände und die Veränderung der Confession aus rein materiellen Gründen gelegt worden. Ich spreche hier nicht von solchen Fällen, in denen eine Veränderung der religiösen Ueberzeugung und des Bekenntnisses durch Liebe erzeugt worden ist; dieses ist allzu natürlich, als daß es strengem Tadel unterliegen könnte; ja es dürfte wohl eher zu billigen seyn, daß, wenn bei einem Theile die Ueberzeugung nicht fest steht, dieser sich dem Glauben des Andern hingebe, und so gleich von vorn herein Einhelligkeit der Gesinnungen in der Ehe begründe, als daß in einer der wichtigsten Angelegenheiten Zwiespalt daure, und auf die

Kinder übergehe. Aber das, was seit zwei Jahrhunderten zahlreiche Veränderungen der Confession in den höchsten Ständen bewirkt hat, ist aus jener Quelle nicht geflossen. Sie waren ein von der Diplomatik festgesetzter Präliminar=Artikel, dem nicht mehr Wichtigkeit gegeben wurde, als dem Artikel von der Aussteuer, dem Witthum und dem Nadelgelde. Die Beweggründe des Eigennutzes lagen also klar am Tage, und wie die protestantischen Fürsten durch die That zeigten, daß sie es für klug und recht hielten, die religiöse Ueberzeugung dem irdischen Vortheile aufzuopfern, so mußte jedes Beispiel dieser Art beitragen, die Anhänglichkeit an den Glauben der Väter zu schwächen; während auf der andern Seite das entgegengesetzte Verfahren der katholischen die Meinung von der bessern Begründung des alten katholischen Glaubens nicht wenig befestigte. Wenn eine katholische Regierung eine eheliche Verbindung mit einem protestantischen Hause suchte, so wurde als Etwas, das sich von selbst verstände, angenommen, daß der protestantische Theil seinem Glauben entsagte, während der katholische keine Concession in dieser Rücksicht gestattete; so daß ein jeder solcher Fall eine Wiederholung des Anathema der katholischen Kirche gegen die Andersgesinnten war, dem sich diese ohne Protestation unterwarfen, gleich als ob durch den Glanz der Krone und den äußern Vortheil

die Schmach solcher Nachgiebigkeit bedeckt würde *). Erst die neuere Zeit hat einige Abweichungen von diesem Grundsatze gesehn; doch hat auch dann bei der Erziehung der Kinder das katholische Princip die Oberhand behalten, was denn auch, wie schmerzlich es immer dem Protestantismus fallen mag, der unseligen, in einigen Ländern sogar gesetzmäßig gewordnen Aushülfe, die Kinder in verschiedenen Confessionen erziehen zu lassen, vorzuziehen ist. Wir nennen diese Aushülfe eine unselige, aus guten Gründen, weil sie von zwei Uebeln nothwendig Eines herbeiführt, entweder von Kindheit an den Gemüthern die heilloseste Gleichgültigkeit in Rücksicht auf religiöse Ueberzeugung einzuimpfen, oder, wenn die Lehrer eifrig in ihrem Glauben sind, in dem Schooße der Familie selbst eine Spaltung herbeizuführen, die wohl zu den größten Uebeln gerechnet werden

*) Die Geistlichkeit, welche hätte warnen sollen, war meist allzu abhängig von dem Willen der Fürsten, als daß sie lauten Widerspruch hätte wagen können. Und wo es etwa geschah, ward es bestraft. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts wurden kurz nach einander zwei Prinzessinnen eines deutschen Hofes, die eine an einen Großfürsten, die andre an einen Erzherzog verheirathet, und entsagten dem Glauben, auf den sie getauft und in dem sie erzogen waren. Da predigte einer der Geistlichen: wenn der Satan eine Prinzessin dieses Hauses zur Ehe verlangte, würde sie ihm nicht versagt werden. Worauf er abgesetzt wurde.

darf. Der gewöhnliche Erfolg aber wird in diesen Fällen die Gleichgültigkeit seyn, und am öftersten wohl, aus Gründen, die hier zu entwikkeln nicht nöthig ist, auf der in der protestantischen Lehre erzognen Seite.

Zu diesen beiden Ursachen des zunehmenden Indifferentismus unter den Protestantischgesinnten darf auch die immer mehr und mehr sichtbar werdende Ungewißheit der Lehre gezählt werden, die sich nicht blos in den Schriften mehrerer, sondern, nach Maaßgabe der Zeiten und der Verhältnisse, in den Werken Eines und desselben Lehrers kund gibt. Wir verweilen bei dieser Ursache nicht; es ist genug, sie hier angedeutet zu haben.

---

3. Concordia discors.

1835.

Der Kaiser Julianus schreibt in einem seiner Briefe (XLII. p. 422): „Für ein Zeichen der rechten Bildung (Erudition) halte ich nicht eine prachtvolle Anordnung der Worte und Sprache, sondern die gesunde Beschaffenheit einer verständigen Sinnesart, und wahrhafte Einsicht und Meinung von dem, was gut und böse, was schön und häßlich ist. Wer aber Anderes denkt und Anderes lehrt, der scheint mir eben so fern von Bildung als von Rechtschaffenheit zu seyn. Beträfe nun der Zwiespalt der Gesinnung und der Rede nur Kleinigkeiten, so ist er zwar schlecht in so fern, aber doch nur in dem Maaße seines Gegenstandes; wenn Einer aber in den wichtigsten Dingen anders denkt, und von dem, was er denkt, das Gegentheil lehrt, so ist dieß das Verfahren des Falschhändlers, der schlechtesten Menschenclasse, die am meisten solche Waaren empfiehlt, die sie für die schlechtesten hält."

Als ich zufällig diese Worte las, dachte ich an den Unterricht unsrer Jugend, vornemlich in den Volksschulen.

Ein wesentlicher Theil dieses Unterrichtes, der wichtigste von Allem, ist der Unterricht in der Religion. Dieser zerfällt in zwei Theile: zunächst die allgemeine Religion, Erkenntniß Gottes, und des Menschen Verhältniß zu Gott; dann die besondern Lehren der Confession, welcher die Jugend, die den Unterricht empfängt, angehört.

Dieser letztere Theil war es, an den ich bei Julian's Worten denken mußte. Das Gewirr der Meinungen auf dem Gebiete der Lehre, der Streit der Parteien, die Ungewißheit über Wahres nnd Falsches, Anzunehmendes und Verwerfliches, trat mir lebendig vor die Seele.

In den meisten Schulen protestantischer Länder liegt dem Religions-Unterrichte Luthers kleiner Katechismus zum Grunde. Die Lehre von der Dreieinigkeit, der Gottheit Christi, der Erbsünde, der Versöhnung des Menschen mit Gott durch den Tod Jesu — alle diese Lehren sind in ihm enthalten, ja sie füllen ihn aus; mit ihnen ist der Lehrer in den Volksschulen Jahr aus Jahr ein beschäftigt; und bei der Vorbereitung zur Confirmation sind sie wiederum der vornehmste Gegenstand des Unterrichtes. Nun sind aber alle diese Lehren in der neusten Zeit von namhaften Theologen lutherischer Confession in populären

Schriften angegriffen, als unbiblisch und unchristlich verworfen, und in die düstern Winkel pietistischer Conventikel verwiesen worden. Dieses in weit verbreiteten Tagblättern wiederholte Anathema kann den Schullehrern nicht verborgen bleiben, und obgleich unter diesen gewiß nur wenige sind, welche die exegetischen Gründe für und wider die aufgestellten Behauptungen zu prüfen vermöchten, so werden diese doch nichts desto weniger von Vielen, die sich schämen würden, hinter der Aufklärung der Zeit zurückzubleiben, auf das Ansehn ihrer berühmten Verkündiger hin angenommen. Dieses hat an sich bei andern Ständen keine Gefahr. Der Glaube ist frei; Jedem ist unverwehrt, die Meinung anzunehmen, die ihm zusagt; für ehrlich und rechtlich aber kann es nicht gehalten werden, einen andern Glauben im Kopf und Herzen, einen andern auf den Lippen zu tragen. Immerhin mag das Dogma für die künftige Seligkeit gleichgültig seyn; für den sittlichen Menschen aber ist Wahrhaftigkeit das erste Gesetz; und für einen Lehrer der Jugend gibt es keine größere Sünde, als das Gegentheil von dem, was er denkt oder auch nur etwas Anderes zu lehren. Daß es sich hierbei nicht von etwas Geringem handelt, will ich nicht in Anschlag bringen; das Wichtigere, das, was mich unaufhörlich beunruhigt, ist in meinen Augen der heillose Zwiespalt in den Gemüthern der Lehrer;

es ist die Gefahr der Vernichtung dessen, was bei der Erziehung der Jugend höher steht, als alles Wissen, der Sinn für Wahrheit, und der Haß des Betrugs. Oder steht es etwa dem Lehrer frei, bei der Erklärung der vorgeschriebnen Katechismus-Lehre, an die er nicht glaubt, das auszusprechen, was er selbst davon hält? Wie möchte das Statt finden? Er muß also seine Meinung zurückhalten. Und wenn sie nun doch wider seinen Willen hervorbricht, was kann die Wirkung seyn? Wird nicht die enttäuschte Schuljugend sagen: Lernen müssen wir schon was im Katechismus steht: aber es zu glauben muthet uns Niemand zu. Auch der Schulmeister glaubt es ja nicht. Hält er uns für so dumm, daß wir das nicht merken sollten?

Dieses Uebel ist groß. Alles Unterrichten in Schulen, Alles, was aus dem Unterrichte in Schulen gewonnen werden kann, verschwindet zu nichts, wenn dabei der Sinn für Wahrheit verlohren geht, wenn er auch nur geschwächt und verlezt wird. Dieses wird aber ganz unfehlbar geschehn, wenn die lernende Jugend den Glauben an den Lehrer und an die Wahrheit dessen, was sie lernt, verliehrt. Und das man ja nicht glaube, sie werde sich auf Verwerfung dieser oder jener Lehre beschränken, oder gar desto treuer an dem halten, was nach Abzug des Verworfenen übrig bleibt! Unreif zu einer Auswahl dieser Art, wird

sie die ganze Glaubenslehre mit derselben Gleichgültigkeit wie die einzelnen Dogmen betrachten, und es wird noch ein Glück seyn, wenn, unter günstigen Umständen, auch nur ein Saame der Achtung gegen Religion in den Gemüthern zurückbleibt. —

Mancher wird sagen: Man führe also Katechismen ein, die nur das Wesentliche und die allgemeinen Lehren der Religion enthalten.

Katechismen dieser Art für eine Schule zu verfertigen, in welcher Kinder von Christen und Juden, Mahometanern und Lamadienern unterrichtet würden, hat keine große Schwierigkeit, und ist wohl von Mehrern versucht worden. Aber darum handelt es sich nicht. Das, warum es sich handelt, ist, in die Schulen Lutherischer Gemeinden ein Lehrbuch einzuführen, welches dasjenige, nach dem ihre ältern Glieder unterrichtet, auf dessen Inhalt auch das jüngere Geschlecht bisher verpflichtet worden ist, nicht blos ersetzen, sondern, ohne Anstoß zu geben, und ohne den Unglauben herauszufordern, verdrängen möchte. Diese Aufgabe ist von einer ganz andern und weit schwierigern Natur. Wie soll es in diesem neuen Katechismus mit den Lehren gehalten werden, in denen vor und nach der Reformation die Kirchen aller Bekenntnisse zusammenstimmten, die aber jetzt von einer Partei, die sich vorzugsweise die vernünftige nennt, als unbiblisch

und unchristlich verworfen werden? Sollen sie unerwähnt bleiben? Wenn aber die meisten Glieder der Gemeinde, oder wenn Viele, oder wenn auch nur Einige an diesen Lehren hängen, die ihnen als heilig und unverletzlich eingeprägt worden sind? wenn sie in ihnen den Weg zum Heile sehn? wenn sie ihren Trost darinne finden? Können sie zugeben, daß man eben diese Lehren ihren Kindern vorenthalte? Oder wenn man sie erwähnt, sollen sie mit einer Widerlegung begleitet werden? Von welcher Art soll diese seyn? Wissenschaftlich? Diese faßt das Volk nicht. Einfach und positiv verneinend? wenn nun aber das Volk eben so einfach und positiv bejaht, und sich auf alte Autoritäten stützt? wenn es gegen die Einführung der neuen Lehre protestirt? —

Zwiespalt wird also nicht zu vermeiden seyn. Die eifrigern Anhänger des alten Katechismus-Glaubens, zu dem sie sich als Kinder bekannt haben, mit dem sie vor den Altar und in die Gemeinschaft der Christenheit getreten sind, werden ihre Kinder aus der Schule der neuen Lehre entfernen, und wenn der Geistliche dieser ergeben ist, sich des Kirchenbesuchs und der Theilnahme an den Gebräuchen der Kirche enthalten. Ein Theil der Gemeinde wird vielleicht gleichgültig bleiben, nicht aus Einsicht, sondern aus Stumpfsinn oder aus Bequemlichkeit. Und von diesen tritt wohl Einer auf, der sich hellerer Einsicht

rühmt, und ruft unter die Streitenden: Ihr Thoren allesammt! Was hadert ihr um alt und neu; um wahren und falschen Glauben? Es ist doch Alles eitler Trug. Gescheute Leute wissen was sie davon zu halten haben.

Eine irenische Freigeisterei dieser Art, welche allen religiösen Glauben als veraltet und der aufgeklärten Zeit unwürdig von sich stieße, möchte, wenn sie herrschend würde, leicht verderblicher seyn, als der Zwiespalt über die Art des Bekenntnisses, wenn gleich der letztere, wenn er sich in Thaten kund gibt, für gefährlicher gilt. Es ist aber gar nicht zu zweifeln, daß diese Gesinnung sich in dem Maaße verbreiten wird, in welchem der herschende Geist der Zeit, die Hochschätzung der materiellen Interessen, neben dem Hange zum Genuß, mächtiger wird, und der höhern Richtung entgegentritt, welche noch andre Güter kennt, und Beherrschung der sinnlichen Triebe gebietet. Wie sehr aber auch immer die Zahl der Weltlichgesinnten wachsen möge, immer werden Einige übrig bleiben, die das Bedürfniß einer positiven Lehre fühlen, und sich nach einem Unterrichte sehnen, der dieser Lehre entspricht. Soll diese Sehnsucht unbefriedigt bleiben? soll denen, welche sie fühlen, zugemuthet werden, den Glauben ihrer Väter, auf den diese starben und in dem sie selbst zu sterben hoffen, aufzugeben, und das, was sie für ewig hielten, dem Gebote der beweg=

ten Zeit aufzuopfern? Sollen sie aller Erbauung beraubt seyn, weil sie sich in der neuen Lehre nun einmal nicht erbauen können? — Oder sollen auf der andern Seite diejenigen, welche die alte Lehre verwerfen, dennoch fort und fort der Glaubensform folgen, gegen die sie protestiren? Sollen sie, was noch schmerzlicher ist, zugeben, daß ihre Kinder in einem Bekenntnisse erzogen werden, das sie selbst verwerfen? daß jene dieses Bekenntniß öffentlich und mit Feierlichkeit ablegen, und dadurch ihren anders gesinnten Eltern, und, wie diese glauben, der Wahrheit selbst Hohn sprechen?

Alles dieses sind große, das ganze religiöse Leben bedrohende Uebel, die, wie wir gezeigt haben, auf den Character der Jugend und des gesammten Volkes die nachtheiligste Wirkung haben müssen. Dennoch scheint es unmöglich, bei dem gegenwärtigen Stande der Sache, diesen Uebeln abzuhelfen, ohne die protestantische Freiheit aufzuheben, d. h. ein Uebel durch ein andres zu heilen.

Die Wurzel der Krankheit, von der wir sprechen, liegt in der kirchlichen Verfassung unsers Vaterlandes. Sie auszureißen gibt es nur Ein Mittel: Aufhebung der kirchlichen Schranken, innerhalb deren allein gestattet ist, auf bürgerliche und kirchliche Rechte Anspruch zu machen. Nachdem so viele andre Schranken gefallen sind, welche in Deutschlands Grenzen die Völker von einander

hielten, warum sollten nicht auch diejenigen fallen können, welche Menschen der verschiedensten Meinungen unter Einem unangemessenen Namen zusammendrängen? In dieser erzwungenen Gemeinschaft widersprechender Elemente steht unter dem Namen Luthers — um nur von diesem Theile zu sprechen — der rechtgläubige Lutheraner neben dem katholicisirenden und dem Calvinismus Geneigten, und um diese drängt sich in höchst abweichenden Schattirungen eine Anzahl von Unitariern und Deisten, die sich insgesammt, um des ererbten Namens willen, einerlei Unterricht in der Kirche und der Schule gefallen lassen müssen. Durch das Zusammenziehen der lutherischen und calvinischen Gemeinden in eine evangelische Kirchengemeinschaft, so löblich an sich, ist die Sache im Ganzen nur wenig verändert worden; wie denn ohne allen Zweifel rechtgläubige lutherische oder calvinische Gemeinden, wenn sie sich gegen die Vereinigung sträuben, oder sich weigern einen Prediger, der nicht ihres Bekenntnisses ist, anzunehmen, nach den anerkannten Grundsätzen der Gewissensfreiheit, in ihrem guten Rechte sind *).

---

*) „In Wissenschaften, an denen ungleich weniger gelegen ist, verläßt Jeder nach Willkühr einen Lehrer, der ihm nicht Genüge thut; und in der wichtigsten Angelegenheit des Menschen sollte es ihm nicht erlaubt seyn, sich und die Seinigen dem Unterrichte eines Mannes zu entziehn, der,

Lasset jene Schranken fallen, die zu gleicher Zeit zu weit und zu eng sind, gestattet den Gleichgesinnten sich aneinander zu schließen, wie in gesellschaftlichen Vereinen des profanen Lebens, hindert sie nicht, sich nach ihrer Ueberzeugung zu erbauen, wie es auch Quäkern und Methodisten, Mennoniten und Waldensern erlaubt ist; so wird der Geist der Lüge, welcher jetzt den Religions-Unterricht bedroht, von selbst weichen; Jeder wird frei seinen Glauben bekennen, und da er diesen, seiner Ueberzeugung und seinen Verhältnissen gemäß wählen, und, wenn sich diese ändern sollten, verlassen darf, so wird auch aller Widerwille schwinden, der jetzt vielleicht in Folge des Zwanges von Manchem gefühlt wird. Vor Allem aber, damit wir auf das zurückkehren, wovon wir ausgegangen sind, werden die Lehrer der Schulen und Kirchen von dem Widerspruche befreit werden, der jetzt auf dem Gewissen vieler lastet, welche gegen ihre Ueberzeugung lehren, und doch nicht, ohne große Nachtheile, von ihrer Stelle weichen können*). Hierbei aber wollen wir nicht verschwei-

---

nach seiner Meinung, gerade zum Verderben führt?" Rehbergs sämmtl. Schriften I Th. S. 203.

*) „Wenn die Gemeinde auf öffentliches Bekenntniß gewisser Lehren gegründet ist (und womit sollte bewiesen werden, daß dies nicht geschehen dürfe?), muß nicht der öffentliche Bestreiter die-

gen, daß die Herstellung einer solchen wahrhaften Gewissensfreiheit so großen Schwierigkeiten unterliegt, daß sie wohl bis an das Ende der Tage ein frommer Wunsch bleiben wird.

---

ses Glaubens die Gemeinde verlassen?" Rehberg a. a. O. S. 210.

4. Heidenthum und Christenthum.

1. Man wirft dem Heidenthume hartherzigen Stolz und Mangel an Demuth vor, während doch ihre ganze Religion auf nichts so entschieden gerichtet war, als auf die Lehre von der Nothwendigkeit des Gehorsams und der Unterwerfung unter die göttliche Macht. Was predigt denn die griechische Tragödie anders als Demuth? oder worauf anders weißt die alte Geschichte hin, als daß die göttliche Allmacht den anmaaßenden Stolz zu Boden wirft? Alle Lehren der Weisen und Dichter deuten auf Gott, auf die Abhängigkeit der Menschen von Gott, und auf die Nichtigkeit alles Menschlichen vor Gott. „Bete zu den Göttern, sagt Theognis, denn bei ihnen ist die Macht. Nichts wird den Menschen zu Theil ohne die Götter, weder Gutes noch Böses.“ — „Eitel ist, sagt derselbe Dichter, was der Mensch wähnt; denn er weiß nichts. Die Götter aber vollbringen Alles nach ihrem Sinne“. Und an einer andern Stelle: „Nie sprich ein stolzes Wort

aus, denn Niemand kann wissen, was der nächste Tag oder die Nacht gebiert".

2. Das ganze Alterthum, vorzüglich das hellenische, ist von dem Glauben an den engen Zusammenhang des Göttlichen mit dem Menschlichen durchdrungen. In der mythischen Zeit wandeln die Götter unter den Menschen, fördern ihre Zwecke oder arbeiten ihnen entgegen; und es gibt kein glückliches oder unglückliches Ereigniß, das nicht in unmittelbarer Beziehung auf Gott und das Göttliche gedacht würde*). Nachdem aber auch mit der Heroenzeit dieses trauliche Zusammenseyn und dieser innige Verkehr aufgehört, und die Götterwelt sich in den Olymp zurückgezogen hatte, blieb doch der Glaube an ihre thätige Einwirkung zurück, und Logographen und Geschichtschreiber webten das epische Gewebe in demselben Sinne und nach demselben Muster, nur mit weniger glänzenden Farben fort. Durch Herodots ganzes Geschichtswerk tönt die Stimme der Götter fast nicht minder vernehmlich als in dem homerischen Epos, bald durch Orakel und Träume, bald durch die Aussprüche Gottbegei-

*) Alle Völker sagen aus Einem Munde, ein Gott habe sich ihrer angenommen. Von einem höhern Wesen gehen alle Verfassungen aus. Das erste nothwendigste Bedürfniß, wie für den einzelnen Menschen, so für die Gesellschaft ist ein Gott. Jacobi's Werke. IV. 1. p. 242.

sterter Seher, bald durch sichtbare Vorzeichen bei Opfern und in der Natur, durch Ereignisse und Thaten endlich, in denen sich die Einwirkung der Gottheit zu offenbaren scheint*). Nicht weniger durchwebt von Religion ist die Geschichte Xenophons in dem schönsten seiner Werke, dessen ganzer Inhalt eben sowohl für die Tiefe seines kindlichen Glaubens als für seine Besonnenheit im Handeln Zeugniß gibt. Die hellenische Poesie aber ist in ihren herrlichsten Erscheinungen einer Offenbarung Gottes gleich zu achten, und die Dichter sind, was sie zu seyn sich rühmen, Dolmetscher und Organe der Gottheit. Wer denkt hierbei nicht an Pindar, den Schwan der Dirce, in dessen Hymnen uns noch jetzt das Edelste, was alter Glaube gedichtet hat, wie ein Göttersprüch aus geweihtem Munde wiedertönt?

3. Während sich die kritische Exegese der modernen Welt abmüht, auch solche Ereignisse, die Jahrhunderte hindurch für unmittelbare Wirkungen der waltenden Gottheit und für Wunder gegolten haben, in natürliche Erscheinungen umzuwandeln, führt der alte hellenische Glaube auch das, was auf gewöhnlichem Wege nicht schwer zu erklären ist, lieber auf den göttlichen Willen zurück. Großes Unglück hochgestellter Menschen, wenn sein Ursprung auch gleich in ihrer eignen

---

*) S. unsre Verm. Schriften 3 Th. S. 352 f.

Schuld nachgewiesen werden kann, ist ihnen von Gott geschickt, meist um frühere Unthat zu strafen, wodurch nicht selten ihr Geist verwirrt, und neue Sünde erzeugt wird. Hierbei hat der Nothbehelf des Zufalls wenigen Raum, und auch selbst kleine und unbedeutende Ereignisse sind, wenn aus ihnen Großes hervorgeht, eben um dieser Folge willen von Gott gewirkt; wie wenn das Kind der Labda die abgesendeten Mörder anlächelt, und durch sein Lächeln entwaffnet, damit der Stamm Eetions erhalten würde*); oder wenn sich Kandaules, um den Beschluß des Schicksals zu erfüllen, durch seinen Unverstand den Tod zuzieht**). Solcher Glaube geht von Homer und den alten Dichtern auf die Historiker über und culminirt im Herodot, und selbst Plutarch noch stellt den Glaubenssatz auf, daß bei wichtigen und gefährlichen Unternehmungen Gott das Gemüth der Menschen mit Begeistrung erfülle, und, ohne die Freiheit des Willens aufzuheben, ihm den Anlaß zum Handeln gebe, wodurch es mit Hoffnung und Vertrauen erfüllt werde***).

4. Ununterrichtete meinen, das Christenthum

---

*) Herodot. V. 92. *τὸν λαβόντα τῶν ἀνδρῶν θείῃ τύχῃ προσεγέλασε τὸ παιδίον.*

**) Herodot. I. 8.

***) Plutarch. Vit. Coriolani. c. 32. Vergl. Schaefer Animadv. Tom. IV. p. 393. zu p. 373, 7.

sey zu Weihnachten im Jahre Eins zu Bethlehem geboren und im Jahr drei und dreißig am Trinitatisfeste zu Jerusalem ins Leben getreten; aber auch von denen, welche die Apostelgeschichte gelesen haben, wissen nur Wenige, wie langsam sich sein zarter Keim durch den Schutt des Heidenthums, des Unglaubens und Aberglaubens zum Lichte emporgearbeitet hat. Als es sich aber nach Jahrhunderten neben und über den Thron der Kaiser setzte (nicht ohne Veränderung seiner Natur), und sein neues Licht nicht blos den Weg zum Himmel, sondern zu irdischem Glück und weltlicher Größe zeigte, erlosch darum die Flamme auf den alten Altären noch nicht, und es bedurfte des weltlichen Armes, um die Götter aus ihren Tempeln, und das Volk in die Kirche zu treiben.

Noch im vierten Jahrhundert war der Sieg des Christenthums nicht entschieden.

An dem Eingange der römischen Curie stand ein Altar der Victoria, auf welchem die Senatoren zu opfern und bei dem sie zu schwören pflegten. Constantius ließ ihn wegschaffen; Julianus stellte ihn wieder her; Gratianus entfernte ihn von neuem, ohne doch seinen Eifer auf andre Gegenstände des heidnischen Glaubens auszudehnen. Denn noch immer (im Jahr 382) war Rom mit Tempeln und Bildern angefüllt, und Ambrosius, des Heidenthums heftigster Feind,

beklagt den Greuel des Opferduftes und der Verehrung der falschen Götter, der überall in Rom die Sinne der Gläubigen verletze (Ambros. Epist. XVII. Tom. II. p. 825). Der Senat, zum größern Theil dem alten Glauben ergeben, forderte die Wiederherstellung des zerstörten Altars in wiederholten Gesandschaften, aber ohne Erfolg. Die Göttin des Sieges mußte weichen von der Stelle, die sie so viele Jahrhunderte behauptet hatte.

An der Spitze dieser Gesandschaften stand Symmachus, ein Mann durch äußere Würde, tadellose Sitten und Beredsamkeit ausgezeichnet, aber durchdrungen von der Ueberzeugung, daß ein guter Bürger dem Glauben der Väter folgen müsse. Einiges aus den Reden, die er bei dieser Veranlassung hielt, ist durch seine Briefe auf uns gekommen, und die Grundsätze, die er darinne ausspricht, sind so voll Römersinns, und zugleich mit so großer Mäßigung ausgedrückt, daß wir ihnen auch jetzt noch unsern Beifall nicht versagen können. „Wir verlangen, sagt er unter Andern (X. Ep. 54), den Zustand der Religion zurück, der dem Staate so lange nützlich gewesen ist. Wer ist den Barbaren so befreundet, daß er nicht den Altar des Sieges zurückwünschen sollte? Laßt uns wenigstens vorsichtig seyn, und üble Vorbedeutungen fliehn. Gebt wenigstens dem Namen die Ehre, die ihr dem Wesen

(numini) versagt. — Wäre auch die Verehrung der Gottheit des Sieges nicht gerecht, so ist es doch schicklich, die Zierden der Curie zu schonen. Gestattet uns doch, ich beschwöre Euch, das, was wir in der Kindheit empfangen haben, in unserm Alter auf die Nachwelt zu bringen. Die Macht des Gewohnten ist groß. Mit Recht hat daher die That des Kaisers Constantius keine Dauer gehabt. Vermeidet Alles, wovon ihr wißt, daß es hat entfernt werden müssen. Laßt uns hingegen sorgen für die ewige Dauer unsers Ruhmes und Namens, damit das künftige Geschlecht nichts zu verbessern finde."

Weiterhin sagt der beredte Vertheidiger des alten Cultus: „Jedermann hat seine eignen Sitten, seine eignen Gebräuche. Mannichfaltige Beschützer hat die Gottheit den Staaten zugetheilt; und der Nutzen ist es, der dem Menschen seine Götter bestätigt. Denn da der Grund der Dinge verhüllt ist, woraus kann die Erkenntniß der Götter mit größerer Sicherheit geschöpft werden, als aus den Denkmälern und aus der Erinnerung des durch sie empfangenen Glücks? Hat nun die Länge der Zeit einer Religion Ansehn verliehn, so muß den Jahrhunderten Treue bewahrt werden, und wir müssen dem Beispiele unsrer Väter folgen, welche selbst den ihrigen so glücklich gefolgt sind. Stellen wir uns vor, Rom selbst stände hier und spräche so zu Euch: Treff-

liche Fürsten! Väter des Vaterlandes! ehret das Alter, zu dem mich mein frommer Gebrauch geführt hat, und gestattet mir, den angestammten Gebräuchen treu zu bleiben. Ich befinde mich wohl dabei. Laßt mich also nach meiner Weise leben; denn ich bin frei. Dieser Cultus hat die Welt meinen Gesetzen unterworfen; diese Opfer haben den Hannibal von meinen Mauern, die Senonen vom Capitolio abgewehrt. Bin ich darum so alt geworden, um meiner Sitten Tadel zu hören? — Wir bitten also um Schonung und Ruhe für die einheimischen, für die väterlichen Götter. Es ist der Billigkeit gemäß, das, was Alle verehren, was es auch sey, für Eins zu halten. — Was liegt daran, mit welchem Maaße von Verstand jeder nach Wahrheit forscht? Auf Einem Wege kann man zu einem so großen Geheimnisse nicht gelangen*)."

*) Ueber diese Begebenheit macht Heyne (Opusc. Acad. VI. p. 122) folgende wohlgegründete Bemerkung: Nescio an aequius fuisset, aram relinquere patribus, qui antiqua sacra retinebant, et jubere liberum esse iis, qui nova sacra amplexi erant, sub ingressum curiae aram nec adire, nec curare. At providendum erat hoc, ut, qui curiam ingrediebantur, essent justi et sancti viri, ingeniis, animis, moribus bene informatis, rerumque agendarum scientia et studio satis instructi.

Was auf Symmachus Vorstellungen nicht geschehn war, geschah zehn Jahre später, indem der

Diese letzten Worte enthalten eine Wahrheit, die, wäre sie immer erwogen und festgehalten worden, der christlichen Kirche viele, unaustilgbare Flecken erspart haben würde.

5. Sehr früh ist in dem Menschen zugleich mit dem Glauben an Gott die Sehnsucht einer Gemeinschaft mit Gott erwacht. Diese Sehnsucht trieb ihn, das in seinem Innern wohnende Göttliche, mit einer sinnlichen Form umgeben, außer sich in die Welt zu stellen, und die hinfällige Natur zu dem zu erheben, was ewig und unvergänglich ist. Der Mensch, nach Gottes Bilde, wie er wähnte, geschaffen, schuf nun seiner Seits Götter nach dem seinigen, und trug die Anbetung, die er der in ihm wohnenden Idee zollen mußte, auf ihren sichtbaren Schatten über, den er auf seine Altäre erhoben hatte. Nur so glaubte er sich der Gemeinschaft Gottes erfreuen zu können. Das Bild, durch seine Bestimmung geheiligt, wurde es noch mehr durch den nah liegenden Glauben, daß die Gottheit selbst in ihrem Bilde wohne, und diesem ihre eignen Kräfte verleihe *).

Kaiser Eugenius auf wiederholtes Bitten den Altar wiederherstellen, und den heidnischen Tempeln die ihnen entzogenen Einkünfte zurückgeben ließ.

*) Nach Photius (Bibl. cod. CCXV. p. 173. ed. Bekk.) hatte selbst Jamblichus noch in der Schrift περὶ ἀγαλμάτων darzuthun gesucht, daß die Bil-

6. Es hat keine Religion gegeben, wie einfach auch ihre Anfänge waren, die nicht allmählig, aus Vorliebe und in guter Meinung, ausgeschmückt, und im Fortgange der Zeit verbildet worden wäre; so wie der Mensch den nackten Leib, mit dem er geboren worden, erst zum Schutz, dann zum Schmucke bekleidet. Wie sich aber auch in mannichfaltiger Umhüllung die Schönheit des ursprünglichen Leibes nie ganz verbirgt, so dringt auch die Kraft der Religion in ihre Umbildungen ein, und gibt sich in dem Heidenthume durch die Mysterien und in der Idolatrie kund. Als das Christenthum den alten Glauben verdrängte, war es weit verschieden von dem, was es ursprünglich hatte seyn wollen; aber in allen

---

der göttlich und voll der göttlichen Kraft seyen: *θεῖα τά εἴδωλα καὶ θείας μετουσίας ἀνάπλεα*, und nicht blos die sogenannten *διιπετῆ, ἀλλὰ καὶ ὅσα τέχνη χαλκευτική τε καὶ λαξευτικὴ καὶ ἡ τεκτόνων ἐπὶ δήλῳ μισθῷ καὶ ἐργασίᾳ διεμορφώσαντο.* Dieser Behauptung hatte Philoponus eine eigne Schrift entgegengesetzt. Beim Augustinus (de Civit. Dei. VIII. 23) sagt Hermes, spiritus invisibiles per artem quandam visibilibus rebus corporalis materiae copulare, ut sint quasi animata corpora illis spiritibus dicata et subdita simulacra: hoc esse dicit deos facere, eamque magnam et mirabilem deos faciendi accepisse homines protestatem. Daß auch dieser Glaube in das Christenthum übergegangen ist, und sich noch jetzt in der Verehrung wunderthätiger Bilder kund gibt, ist hinlänglich bekannt.

den Verhüllungen, durch die ein Jahrhundert nach dem andern es umstaltete, hat es doch durch die ihm beiwohnende unvertilgbare Kraft den langen Zeitraum erfüllt, der sich bis zu der Reformation der Kirche ausdehnt. Diese versuchte es ihm die Hüllen abzuziehn, ohne die es vielleicht gar nicht fortgelebt hätte, indem sie hoffte, es so in seiner ursprünglichen Schönheit herzustellen. Eitler Wahn! Schon die nächste Zeit behauptete, man habe ihm noch allzu viele Hüllen gelassen*), und jetzt ist man von neuem bemüht, das vor drei Jahrhunderten begonnene Geschäft zu vollenden. Ueber den Erfolg wird die Zeit richten. Aber Manchem dünkt es, daß der auf verunstaltenden Schmuck gerichtete Eifer auch den Leib der Lehre nicht schone, und daß man bei weiterer Fortsetzung dieser Reinigung fürchten müsse, statt des Christenthums ein abschreckendes Präparat zu erhalten.

7. So oft ich in einer Gemälde-Sammlung bei den Werken der Kunst verweilte, die sich auf Gegenstände der christlichen Mythologie bezogen; Gegenstände, die dem frommen Sinne der vergangenen Zeit für wahrhafte Manifestationen

*) Den Männern, die sich im 16. Jahrhundert um Reinigung der Kirche bemühten, legt ein protestantischer Theolog in der Darmst. Kirchenzeitung (1835. 157) einen furor reformandi bei, ein Ausdruck, der in dem Munde eines Katholiken nicht unerwartet wäre, von einem Protestanten gebraucht, wenigstens unschicklich ist.

der Gottheit galten, von der Kritik unsrer Tage aber als Dichtung oder abgeschmackter Aberglaube verworfen werden; und wenn ich wahrnahm, daß gerade diese Gegenstände mit einer wahrhaft religiösen Liebe, und aus treuem Glauben an ihre Wahrheit, gedacht und ausgeführt waren, so konnte ich nicht umhin, mich recht aufrichtig zu freuen, daß es einmal eine gläubige unkritische Zeit gegeben habe. Der vereinte Scharfsinn aller Theologen unsers kritischen Zeitalters hätte nicht vermocht, die Idee einer ewigen Jungfrau zu schaffen, in der sich die Reinheit der jungfräulichen Natur mit der Innigkeit tiefer Mutterliebe und der Verehrung ihres für Gott erkannten Kindes verschmilzt; oder die Idee der Himmelskönigin, die, mit der Krone aller Tugenden geschmückt, eben so sehr durch ihre Demuth, als durch die ihr von Gott verliehene Würde strahlt. Und so nicht weniges Andre, worinne die Kunst ihre höchsten Triumpfe feiert. — So hat sich auch nicht weniger die höchste und edelste Poesie auf dem Gebiete eines, durch keine Kritik verkümmerten Glaubens erzeugt. War dieses Gebiet zerstört, so gab es keine Comedia divina, kein befreites Jerusalem, kein verlohrnes Paradies, keine Messiade. Selbst zum Himmel durfte sie nicht hinaufsteigen; denn es gibt keinen Himmel; noch zur Hölle hinab, die eine Dichtung des Aberglaubens und ein Schreckbild eigennützigen Betruges ist. Engel und Teufel

sind zu Metaphern geworden, die durch die Zaubersprüche der Kritik aus der Kirche verbannt, nur in der Oper noch oder im Puppenspiele eine Freistatt finden.

8. Ich habe einen so festen Glauben an die Weisheit der Weltregierung, und an die väterliche Liebe Gottes zu dem armen Geschlechte der Menschen, seinem Werke, daß es mir schwer fällt, irgend eine Art der Religion und des Cultus ohne weiteres zu verdammen. Wäre es Gottes Wille gewesen, daß zu jeder Zeit nur Ein Glaube auf Erden herrschte, und er selbst überall nur auf Eine Weise verehrt würde, er würde der menschlichen Natur eine andre Richtung gegeben haben. Der Gedanke an Gott ist mit dem Menschen gebohren; er erwacht in ihm mit dem Erwachen der Vernunft; aber dem Funken ähnlich, den die Asche aufbewahrt, ist das Maaß seiner Entwickelung zu Licht und Wärme in den Gemüthern der Einzelnen und bei ganzen Völkern höchst ungleich. Wie die Stufen der Erkenntniß zahllos sind, so sind es auch die Arten der Verehrung Gottes, das heißt, der Kundgebung eines Glaubens an Gott. Zwischen beiden findet Wechselwirkung statt, und so kann es geschehn, daß im Fortgange der Zeit das, was fromm schien, unfromm und gottlos wird. Verehrung Gottes durch Opfer zu bezeugen, hängt mit den menschlichsten Gefühlen der Dankbarkeit zusammen; und

wenn das Lamm, das Abel sich entzog, um es Gott darzubringen, diesem wohlgefällig war, so mußte dieses Wohlgefallen an der dargebrachten Gabe sich in dem Grade erhöhen, in welchem sie dem Opfernden theurer war. So war der Weg zu Menschenopfern gebahnt. Abraham verschont seinen einzigen Sohn nicht, um Gott wohlgefällig zu seyn, und Japhta opfert, ein Gelübde zu erfüllen, seine Tochter an dem Altar des einigen Gottes, wie Erechtheus und Agamemnon im heidnischen Lande mit den ihrigen thaten. Nicht mehr werden christliche Altäre mit Blute befleckt; aber noch gelten unter Millionen von Christen symbolische Opfer als heilige Sühne; und der Glaube ist noch nicht erloschen, der, um Sünden zu büßen, oder um den zürnenden Gott zu versöhnen, Vermächtnisse für das unblutige Opfer der Messe stiftet. Dagegen erschien den Reformatoren der Kirche dieser Gebrauch wie eine Gotteslästerung; und bei der Verwerfung jeder Art von Opfer, bleibt dem Protestantismus nur jenes höchste und edelste der Sittlichkeit übrig, das des Sieges über Neigungen und der Verzichtung auf sinnlichen Genuß um höherer Zwecke willen. Diese Art des Opfers war auch dem edelsten Heiden werth; und ihre weisesten Lehrer preisen sie, als die den Göttern erfreulichste und würdigste. Aber nicht allen Menschen sagt dieselbe Art des Gottesdienstes zu; die Natur selbst scheint Verschieden=

heit zu fordern; wie die Sprachen, so soll auch der Cultus verschieden seyn; es ist grausam, einem das, was ihm das angemessenste ist, zu entreißen; und thörigt, ihm aufzudringen, was er nicht fassen kann. Die Heiden waren auch hierinne weiser als diejenigen, die in der Zeit des zur Herrschaft gelangten Christenthums lieber Menschenblut als das Blut von Stieren und Schafen vergossen, oder diejenigen, die eine schlechterdings unmögliche Einheit der Meinungen über Gegenstände erzwingen wollten, welche jenseit der Grenzen menschlicher Erkenntniß liegen.

9. Gewißheit der Erkenntniß in jeder Sache ist nur in Gott; aufrichtiges Streben nach Gewißheit in irgend einer Sache ist Streben nach der Vereinigung mit Gott. Das letzte Ziel dieses Strebens ist also in die Ewigkeit gestellt. Keiner wird es erreichen, der nicht die Wahrheit um ihrer selbst willen liebt; um ihrer selbst willen, nicht wegen des Ruhmes, den ihm seine Entdeckung soll bringen, oder wegen andrer noch niedrigerer Vortheile. In dieser Beziehung sagt Scipio (Cicero de Rep. VI. 7. p. 148) ganz vortrefflich: Alte spectare si voles, atque hanc [coelestem] sedem et aeternam domum contueri; neque te sermonibus vulgi dederis, nec in praemiis humanis spem posueris rerum tuarum: suis te oportet illecebris ipsa virtus trahat ad verum decus.

10. Der sterbende Christ, der eine Kreuzbulle kauft, damit sie ihm als Paß in das Paradies diene; oder sich, wie mehr als ein König gethan hat, mit der Kutte der Franciscaner bekleidet, um im Fegfeuer von dem h. Franciscus für einen von den Seinigen gehalten und aus den Flammen gerettet zu werden: ist nicht im mindesten weniger ein Heide als der Californier, der einem Verstorbnen Schuhe anzieht, um den weiten Weg in die andre Welt bequemer zurückzulegen.

11. Die Alten erkannten sehr wohl, wie beruhigend es sey, das Irdische mit dem Himmlischen, das Menschliche mit dem Göttlichen in der engsten Verbindung zu denken. „Was von den Göttern kömmt, sagt Plutarch *), und durch sie geschieht, kann nicht anders als schön seyn; die Ueberzeugung aber, daß dieses unmittelbar von den Göttern komme, gewährt eine große Lust, eine überschwengliche Zuversicht und Freude. Wer anders denkt, verkümmert sich das, was bei glücklichen Ereignissen das Süßeste ist, und im Unglück bleibt ihm kein andrer Trost übrig, als der Glaube an Auflösung und Unbewußtheit. Das ist nun eben, als wenn auf dem Meere und im Sturme Einer, um den Leuten Muth zu machen, sagte: Das Schiff hat freilich keinen Steuermann, auch die Dioskuren werden nicht kommen, um

*) Plut. T. II. p. 1103. C.

die Gewalt des Meeres und der Winde zu brechen, aber das ist kein Unglück; denn das Schiff wird unverzüglich von dem Meere verschlungen werden, oder an den Klippen scheitern." Und damit ist es aus, und ihr seyd aller Sorge entledigt.

12. Die Erfordernisse zu einem guten und frommen Christen, nach den Begriffen des siebenten Jahrhunderts, gibt der Bischof von Noyon, Eligius (Eloy), in Folgendem an: „Der ist ein guter Christ, der die Kirchen fleißig besucht; dem Herrn Opfer auf den Altar niederlegt; von den Früchten seines Fleißes nicht eher etwas genießt, als bis er Gott einen Theil derselben geopfert hat; der, wenn Festtage nahen, keusch und züchtig lebt, und sich selbst seiner Frau enthält, um würdig und mit reinem Gewissen zum Altare des Herrn treten zu können; der endlich das Credo und das Gebet des Herrn auffagen kann. Errettet eure Seelen vom Verderben, so lange die Mittel dazu in euern Händen sind. Bringet der Geistlichkeit Geschenke und Zehnten dar. Besuchet die Kirchen, und flehet die Heiligen um Beistand an. Wenn ihr dieses beobachtet, so könnt ihr mit Zuversicht vor dem Richterstuhle Gottes erscheinen und sagen: Gib uns Herr, denn wir haben dir gegeben!"

Könnte der gemeinste Priester heidnischer Götter seine Forderungen niedriger gestellt haben?

Wie viel edler die Weisen unter den Heiden dachten, haben wir anderwärts gezeigt*).

13. Als der Herzog von Guyenne, gerade in einem höchst günstigen Zeitpunkte für seinen Bruder, Ludwig den XIten, plötzlich gestorben war, legte die Stimme des Publicums diesen Tod dem Könige zur Last. Erwiesen war indessen der Mord keineswegs. Auch hatte die deshalb angestellte Untersuchung keinen Erfolg, da einer der Angeschuldigten unerwarteter Weise todt im Gefängnisse gefunden wurde, der andere, man weiß nicht wie, aus dem Kerker entkommen war. Ludwig selbst vertheidigte sich nicht. Während aber alle Beweise des Verbrechens fehlten, oder bei Seite geschafft waren, wurde der König auf eine höchst sonderbare Weise sein eigner Ankläger**).

Ludwig hatte, dem Gebrauche der Zeit gemäß, einen Hofnarren, der klug genug war, um sich einfältig zu stellen, und auf diese Weise dem Mißtrauen seines Herrn entging. Wie er denn nun überall wenig beachtet wurde, so war er

*) Verm. Schriften. 3 Theil. S. 107. ff. Eine reichere Sammlung gibt der gelehrte und würdige Sibelis in drei Schulschriften, die den Zweck haben zu zeigen, daß in der Religionslehre der Griechen und Römer sehr Vieles mit der christlichen Lehre übereinstimme, und daß die classischen Studien der wahren Religion nicht nur keinen Abbruch thun, sondern sie nähren und fördern.

**) Brantome Vol. VI. p. 36 (édit. de 1740).

auch eines Tages in der Nähe des Königs, als er die Mutter Gottes von Clery bat, ihm für den Tod seines Bruders, den er habe vergiften lassen, Verzeihung auszuwirken, wobei sie auf seine Erkenntlichkeit rechnen könne. — Der unbeachtete Zeuge hatte sich das sonderbare Gebet gemerkt, und diesesmal seiner gewohnten Schlauheit vergessend, wiederholte er es seinem Herrn bei der Tafel in Gegenwart Andrer. Sein Lohn war, wie man erwarten kann. „Den Narren, sagt Brantome, behielt er nicht länger; er ging seinen Weg wie die Andern." il passa comme les autres.

Was es auch immer mit dieser Geschichte für eine Bewandniß haben mag, so ist sie dem bekannten Character des allerchristlichsten Königs (er war der erste, der sich diesen Titel beilegte) und dem Character eines Zeitalters angemessen, dessen Casuistik Gott und die Heiligen, und dessen Politik die ganze Welt zu betrügen lehrte. Das Beispiel der Kirchenhäupter hatte die weltlichen Machthaber gelehrt, das Heiligste in den Schmutz des Eigennutzes hinabzuziehn, und da sich die Vorstellung von Gott und dem Verhältnisse Gottes zu den Menschen der Sittlichkeit des Zeitalters anzubequemen pflegt, so entzog jenes Zeitalter dem Begriffe Gottes, mit Ausnahme der höchsten Macht, Alles, was er Großes und Würdiges enthält. Wie in der römischen Kanzlei,

so war auch bei Gott Alles käuflich, und einem Sünder, der diesen Handel zu treiben verstand, konnte es kaum fehlen, durch ihn reich zu werden. Ein Raub wurde durch die Abgabe einiger Procente an die Kirche gesichert; ein vortheilhafter Eid wurde noch leichter gebrochen als geschworen, und der Meineid durch dieselben Mittel auf Erden einträglich, im Himmel unschädlich gemacht. Nicht der Glaube, nur der Aberglaube hemmte bisweilen. Einen Schwur, der auf eine Reliquie gethan war, zu brechen, war allzugefährlich, und Ludwig wollte sich nie entschließen, auf das Kreuz von Saint. Lo zu schwören, von dem man glaubte, daß es den Eidbruch noch in demselben Jahre durch einen schmählichen Tod bestrafe. An einem Festtage, wie der unschuldige Kindertag, Geschäfte zu verhandeln, hätte er für eine Todsünde gehalten; aber die Grausamkeit, mit der er die Söhne des Herzogs von Nemours behandelte, machte ihm kein Bedenken. Mißtrauisch gegen jeden Menschen, vertraute er unbedingt den Geboten des Aberglaubens, und sein Geiz verließ ihn, wenn es galt, etwas von der Jungfrau Maria oder von den Heiligen zu kaufen, obgleich er auch dann nicht vergaß, sich gute Procente auszubedingen.

Als er Abnahme seiner Kräfte fühlte, befahl er, Gebete für ihn an den h. Eutropius zu richten, in denen um Gesundheit des Leibes und der

Seele gebetet wird. Laßt das von der Seele weg, sagte er zu dem Priester; es ist genug an dem Einen; man muß ihn nicht mit zu Vielem belästigen. In seinen letzten Stunden wendete er sich vor Allem an die Mutter Gottes von Embrun, die er in seinen guten Tagen mit Geschenken überhäuft, und unter andern zur Gräfin von Boulogne gemacht hatte. Von ihr durfte er sich also den kräftigsten Beistand versprechen.

Um auf die Erzählung von Brantome zurückzukommen, so sind Gebete der Art, wie das von ihm aufbewahrte, weder unglaublich, noch selten, nur daß sie nicht überall laut ausgesprochen oder von unbeachteten Zeugen vernommen worden sind. Sie können überall vorkommen, wo man, bei unwürdigen Vorstellungen von dem höchsten Wesen, den heiligen Bezirk der Religion mit Begierde und Furcht, mit Hochmuth und Eitelkeit, und jeder menschlichen Erbärmlichkeit ausfüllt. Ob Christ oder Heide, kommt dabei nicht in Betracht. Auch in dem alten Rom gab es Leute, die, wie Ludwig der Elfte bei dem Volke für fromm galten, und wie Ludwig der Elfte beteten. Ein Solcher (sagt Horaz *))

Wenn er mit Schweinen und Rindern versöhnt
der Unsterblichen Altar,
Und laut, Janus Vater! und laut, Apollo! gerufen,

*) I. Epist. XVI. 57.

Flüstert er, fürchtend das lauschende Ohr: O holde Laverna*),
Gib mir zu täuschen, o gib mir gerecht und fromm zu erscheinen!
Hülle die Sünden in Nacht, den Betrug in dichtes Gewölk ein!

Diese Art von Frömmigkeit hatte Athenodorus**) in Gedanken, wenn er sagte: „Wisse, daß Du dann frei von Begierden bist, wenn Du Gott um nichts bitten willst, warum Du ihn nicht laut und öffentlich bitten kannst.“ und Seneca, wenn er in Beziehung auf jenen Ausspruch schreibt: „Wie groß ist doch der Wahnsinn der Menschen! Die schimpflichsten Wünsche flüstern sie den Göttern zu, und horcht einer hin, so schweigen sie. Was sie also vor Menschen verborgen halten, erzählen sie den Göttern! Die heilsamste Lehre möchte also diese seyn: Lebe so mit den Menschen, als ob Gott es sähe; sprich so mit Gott, als ob es die Menschen hörten.“

Wir schließen mit einem Gebete des christlichen Alterthums***):

Was gut ist, gib unserm Gebet, und sonder Gebet auch

---

*) Eine den Gewinn, den gerechten, wie den ungerechten fördernde Gottheit.

**) Beim Seneca Epist. X.

***) In Plato's Alcibiad. II. c. 9.

Gib es, o Zeus! und das Böse versag', auch wenn
wir es bitten.

Dem ein anderes des Pythagoreers Eusebius (beim Stobäus Tit. I. no. 85. p. 20) gleich ist, in welchem es heißt: „Möge ich nur das Schöne lieben und begehren, und nur des Schönen theilhaft werden; das diesem Verlangen Entgegenstehende aber möge mir nicht zu Theil werden, auch wenn ich mich so weit vergehen sollte, darum zu beten." In demselben Gebete sagt dieser weise und wohlgesinnte Mann: „Möge ich allen Menschen wünschen, glücklich zu seyn, aber keinen Glücklichen beneiden. — Niemals möge ich mich freuen, wenn es dem übel geht, der Feindschaft gegen mich hegt. — Wenn ich unversehens etwas Ungereimtes gesagt oder gethan habe, so möge ich nicht warten, bis Andre mich tadeln oder schelten; sondern ich will mich selbst tadeln, bis ich es wieder gut mache. — Glück möge ich mit Bescheidenheit ertragen, und mich nie dadurch zu unvernünftigem Uebermuthe verleiten lassen. — Vor unzeitigem Ehrgeiz gegen Freunde möge ich mich auch bei Forschungen hüten. Nie möge ich um des Sieges willen bei wissenschaftlichen Forschungen gegen meine Ueberzeugung hadern; nie zum Schaden der Wahrheit mich hinreißen lassen, meinen Gegner im Streit gegen meine Ueberzeugung besiegen zu wollen.

Möge ich immer das vertheidigen was der Wahrheit gemäß ist. — Möge ich mich selbst zu scheuen wissen. — Immer möge ich den Zornmuth in mir besänftigen. — Die Guten möge ich neidlos loben; eine schmähsüchtige Zunge möge ich gänzlich verabscheun."

Auch Maximus Tyrius sagt*), das, was man von den Göttern bitten dürfe, sey: Tugend der Seele, ein tadelloses Leben und ein Tod mit frohen Hoffnungen.

14. Als Frau von Maintenon Alles aufbot, um ihren Günstling, den Cardinal von Noailles, zum Erzbischoff von Paris zu machen, schrieb sie an ihn: Il faut quelquefois tromper le Roi pour le servir, et j'espère que Dieu nous fera la grâce de le tromper encore en pareille intention. (Bausset Hist. de Fénélon. I. p. 331). Welche tiefen Blicke läßt uns diese Aeußerung in die Verhältnisse des Despotismus, und zugleich in die religiösen Gesinnungen in jener Zeit thun! Der König, welcher in seinem Reiche keinen Willen als den seinigen anerkennt, erscheint wie ein alter eigensinniger Hausvater, den Frau, Kinder und Gesinde um die Wette betrügen, während er sich einbildet, Alles nach seinem Sinne zu lenken. Und die Religion sei-

*) Diss. XI. 8. p. 206.

ner bigotten Beischläferin! Worinne unterscheidet sie sich etwa von dem Heidenthume des Mannes, dessen Gebet zur Laverna um Begünstigung seiner Ränke Horaz verspottet?

5. Priesterthum.

1. Die Erziehung des Menschengeschlechtes ist zur Zeit seiner Kindheit durch das Priesterthum wesentlich gefördert worden. Durch seinen Beruf mehr oder weniger von der Bürde der Arbeit befreit, sammelte der Priester was nur immer in seinem Bereiche von Erfahrung und Wissenschaft aufkeimte, vereinigte das Zerstreute und bewahrte es auf; und, wie er aus dem ihm anvertrauten Schatze geistlicher Mittel dem Bedürftigen freigebig mittheilte, so spendete er auch von profaner Wissenschaft, die in seinem geweihten Haupte selbst eine religiöse Weihe erhielt, Jedem, welcher Fähigkeit und Neigung verrieth, was er nur selbst besaß. Aus dem Schüler wurde meist ein geistlicher Sohn; gewöhnlich auch wohl ein Mitbruder des Lehrers, der dann auf dieselbe Weise, wie der Lehrer, Wissenschaft sammelte und mittheilte. So war der Priester dem Menschen ein Vermittler mit Gott, und ein treuer Bewahrer dessen, was auch Göttlich ist, der

Weisheit und Wissenschaft. Wie aber der Saame allmählig an das Licht tritt, und sich in den Aehren, die er treibt, vervielfältigt, so tritt auch die Wissenschaft allmählig aus dem geweihten Bezirke an den Tag, um zunächst in die ihm näher stehenden, dann immer weiter auch in die entfernteren Kreise einzudringen. Nun wird jede Entdeckung, welche außerhalb des Heiligthums auf dem Gebiete der Wissenschaft gemacht wird, jeder geistige Erwerb, den der Laie als sein Eigenthum ansehen darf, für diesen eine Stufe zu der Höhe, auf welcher früher das Priesterthum allein und ohne Mitbewerber gethront hatte; und in demselben Maaße, in dem sich die Gränzen des profanen Eigenthums erweitern, wird das Gebiet des priesterlichen Ansehns geschmälert. Dennoch kann dieses noch lange Zeit durch die Kraft seiner geordneten Formen, es kann noch lange der Glaube an seine höhere Weihe fortbestehn; aber so wie sich durch die Wissenschaft bürgerliche Freiheit, wie sich durch diese sittliche Bildung vermehrt und festsetzt; und je lebendiger die Ueberzeugung wird, daß Tugend besser sey als Opfer, und innere Vollendung ein sichrer Weg zu Gott als äußrer Werkdienst; so verschwindet der Zauber, der das Priesterthum umgab, und der Nimbus, in dem es gethront hatte, geht von der Inful auf die Krone über.

Dieser Uebergang kann weder schnell noch ge-

räuschlos seyn. Von dem Augenblick an, wo sich das Priesterthum in seinem verjährten Besitze bedroht sieht, zieht es seine Kräfte enger zusammen, und bietet jedes Mittel auf, um den profanen Mächten, und dem, was ihm als Anmaaßung dieser Mächte erscheint, Widerstand zu thun. Um die Vormundschaft des erwachsenden Geschlechtes nicht aus den Händen zu lassen, wandelt sich der Vormund in einen Zwingherrn um; und indem dieser durch eine höchst natürliche Selbsttäuschung wähnt, in seiner Person die Gottheit, und in der Würde des Priesterthums die Würde Gottes zu vertheidigen, glaubt er sich berechtigt und berufen, gegen seine Nebenbuhler alle Mittel der Gewalt, oder der Ueberredung, oder der Täuschung anzuwenden. Dann treten jene heillosen Kämpfe des Krummstabes mit dem Zepter, der Kirche mit der Philosophie ein; Gewalt tritt gegen Gewalt, List gegen Macht, Bannsprüche gegen das Schwert. Alles wird unter einander gemischt; Wahrheit und Dichtung, Himmel und Hölle, das Zeitliche und das Ewige, Sünde und Unglaube selbst soll zur Befestigung des wankenden Reiches dienen. Die Pole der Gesellschaft kehren sich um. Die vormaligen Inhaber und Förderer der Wissenschaft treten als Feinde gegen sie auf; die Verbreitung ihres Lichtes wird gehemmt, und in das Heiligthum, aus welchem es vordem ausgegangen war, zieht die Nacht der

Unwissenheit ein. So geschieht es denn wohl, daß an die Stelle gegenseitigen Vertrauens Haß und Feindschaft tritt; und indem auf der einen Seite die alte Ehrfurcht zur Verachtung umschlägt, der andern kaum etwas anderes übrig bleibt, als der Unmuth mit allen seinen verderblichen Folgen. So geht die Theokratie theils durch die Schuld der Umstände, theils durch eigne immer mehr ihrem Untergange entgegen, und die Wohlthäterin der menschlichen Gesellschaft wird ihr eine drückende Bürde, wie jedesmal ein Erzieher, der die Lenkung des seiner Zucht entwachsenen Zöglings nicht aus den Händen lassen will, und statt seine eigne Hartnäckigkeit anzuklagen, über Entartung und Undank klagt. Heilung des Uebels ist hier nicht zu erwarten, und nach mannichfaltigem Wechsel scheinbarer Besserung und steigender Krankheit, erfolgt endlich die letzte Krisis der Auflösung. In einer solchen Krisis ist es jetzt begriffen.

2. Als, wie Sleidanus erzählt*), der Cardinal-Legat Campeggio einige verheirathete Priester zu Straßburg bestrafen wollte, stellte der Magistrat ihm vor, daß die im Cölibate lebenden Priester ein sittenloses Leben führten, und zum großen Aergernisse des Publicums liederliche Weiber in ihren Häusern hielten. Der Cardi-

*) De statu religionis L. IV. an. 1524. Tom. I. p. 239.

nal erwiederte hierauf: Die Lebensart dieser Priester verdiene Tadel, und es sey ihm nur allzu gut bekannt, daß die deutschen Bischöfe den Priestern ihrer Dioces für Geld Beischläferinnen zu halten gestatteten. Hieraus aber folge noch keineswegs, daß den Geistlichen die Ehe erlaubt seyn dürfe. „Für sie, setzte er hinzu, ist der Ehestand eine größere Sünde, als die Unterhaltung von Concubinen. Die, so das letztere thun, wissen, daß sie unrecht handeln, und beichten ihr Vergehn; die verehlichten aber stehen in dem Wahne recht zu thun. Auch kann überhaupt nicht die ganze Welt so keusch leben, wie Johannes in der Wüste."

3. Wie aus einem Staate, in welchem Erhaltung der Macht die einzige Rücksicht ist, der freie Gehorsam und das Vertrauen weicht, so verschwindet aus der Kirche, wenn ihre Diener nur auf Erhaltung des Kirchenthums denken, die Frömmigkeit, und wie dort nur das Symbol des Gehorsams, so bleibt hier nur das Symbol der innern Frömmigkeit, das Ceremonien- und Formenwesen zurück. Da es hierbei auf die Gesinnung nicht ankömmt, so geschieht es wohl, daß die Gottlosigkeit in Ehren steht, die Tugend aber zum Verbrechen gestempelt wird.

De Grange, ein treuer und redlicher Diener des Königs von Schottland, Jacobs des fünften, zog sich den Haß der nächsten Umgebungen dieses

Königs zu. Eifrige Glieder der katholischen Kirche klagten sie ihn der Ketzerei an, nicht blos, weil er immer eine englische Uebersetzung des Neuen Testamentes bei sich trage, sondern auch, weil er nicht zugeben wolle, daß seine Schwiegertochter die Lüste des Königs befriedige. Das letztere war der vornehmste Artikel der Anklage. Denn jene eifrigen Vertheidiger des wahren Glaubens trugen kein Bedenken, dem Könige Frauen und Mädchen zuzuführen. De Grange wurde verurtheilt.

Als sich in der Mitte des 16. Jahrhunderts die Reformation in Frankreich ausbreitete, in einer Zeit, wo der Geschmack noch derb und die Sitten roh waren, gingen Lieder schlüpfrigen Inhaltes von Mund zu Mund, und nicht blos Männer, sondern selbst Frauen von gutem Rufe sangen sie mit. Dagegen hatte Niemand etwas. Sangen sie aber einen Psalm oder sonst ein geistliches Lied, so durften sie erwarten auf Tod und Leben angeklagt zu werden. Mehr als eine Frau büßte dann ihre Andacht auf dem Scheiterhaufen; manche aber stimmte auch mitten in den Flammen die verbotnen Psalmen an. Wie nun zu allen Zeiten unnatürliche Verbote den Witz der Menschen geschärft haben, so fiel man auch damals darauf, die Auflaurer zu täuschen, indem man geistliche Lieder nach muthwilligen Melodien sang. Ja ein Zeitgenosse Clement Marot's,

Eustorge de Beaulieu, veranstaltete zum Gebrauche seiner reformirten Glaubensgenossen, eine Sammlung von hundert und sechzig geistlichen Liedern unter dem Titel Chrétienne réjouissance, welche insgesammt den Melodien unzüchtiger, damals üblicher Lieder angepaßt waren.

4. Bei der Verfolgung der Waldenser erkannten, wie Boxhorn erzählt*), die Inquisitoren die heimlichen Anhängerinnen der verhaßten Secte an dem Abscheu, mit dem sie unzüchtige Anmuthungen der Männer zurückwiesen. Sie sahen also in den Aeußerungen des keuschen Gemüthes das Brandmal der Ketzerei, wie starre Deisten in dem Glauben an die Katechismuslehre und in den stillen Andachtsübungen kirchengläubiger Christen den Aussatz der Mystik und Frömmelei sehn. Durch die Tugenden der Andersgesinnten werden weder diese, noch jene Zeloten versöhnt — denn es gibt Zeloten des Unglaubens wie des Glaubens — indem diese Tugenden den einen nur Heuchelei, den andern glänzende Laster sind. Die politische Glaubenslehre der Ephesier: Keiner bei uns soll besser seyn als der andre! hat ihre Bekenner auch unter uns auf dem Gebiete der Sittlichkeit und Religion; und wie sich dort der demokratische Hochmuth hinter der Liebe zur Freiheit versteckte; so verbirgt sich der theologische und phi-

*) Histor. univers. p. 717.

losophische Dünkel bei den einen hinter der Heiligkeit des Altars, bei den andern hinter dem Gebote der Vernunft. Die Ungerechtigkeit des Urtheils kömmt dabei nicht in Betracht. Der König von Portugall, Johann von Braganza, pflegte den Familien der von dem Inquisitionsgerichte Verurtheilten die eingezogenen Güter zurückzugeben, was, nach menschlicher Ansicht, löblich und recht war. Kaum aber hatte er die Augen geschlossen, als das heilige Officium erklärte, der verstorbene König habe sich durch jenes Verfahren die Strafe des Bannes zugezogen, und könne nicht in geweihter Erde begraben werden, ohne von der Kirche losgesprochen zu seyn. Denn die Uneigennützigkeit, die dem gesunden Verstande gerecht schien, wurde von der Kirche als ein Verbrechen verdammt. Mit Recht verdammt und verachtet ihr, Priester der Vernunft und Feinde übernatürlicher Offenbarung, solche pfäffische Pedanterei hierarchischer Diplomatik; seyd ihr aber wohl selbst mehr zu loben, oder handelt ihr gerechter, wenn ihr diejenigen herabwürdigt, die sich mit frommem Sinne nach einer innigern Gemeinschaft mit Gott sehnen, und um diese Sehnsucht zu befriedigen, sich mit Gleichgesinnten zu gemeinsamer Andacht verbinden, und nach ihrer Weise, welche nicht die eurige ist, vor Gott demüthigen? Handelt ihr billiger, wenn ihr sie durch Ekelnamen dem Spotte Preis gebt? wenn

ihr ihnen knechtische Gesinnungen und die Absicht der Verfinsterung unterschiebt? oder wenn sie etwa den Trost, den eure Gemeinschaft ihnen nicht gewähren kann, in einem andern Kirchenthume suchen, jeden ihrer Schritte mit inquisitorischem Scharfsinne belauert, und, eurer Vernunftgottheit zu Ehren, den vormaligen Freund seiner Freistatt oder der geweihten Erde entreißt, um ihn vor den Augen der Welt zu zergliedern, nicht um ihn, wie doch Jene mit ihrem Könige thaten, vom Banne loszusprechen, sondern durch Aufdeckung seiner wirklichen oder vermeinten Gebrechen der Verachtung der Welt Preis zu geben?

5. Das Geheimniß der Gewalt, welche die Hierarchie im Mittelalter ausübte, lag darinne, daß sie die einzige geordnete Macht war. Daß aber ihr gegenüber die Verfassung der Staaten so lange ungeordnet blieb, das wurde eben auch durch die Hierarchie bewirkt, die, im Besitz aller geistigen Mittel, dem Streben der weltlichen Regierungen nach Einheit und Ordnung widerstand. Wo dieses Streben dennoch gelang, wie in Venedig, konnte keine Kunst das Sinken der geistlichen Macht aufhalten. Daß aber die französischen Könige die Spaltungen, durch die sich die Kirchenherrschaft selbst schwächte, mit Klugheit benutzten, um den Staat besser zu ordnen, dadurch haben sie, ohne es zu ahnden, die Freiheit von ganz

Europa gefördert, und der Reformation vorgearbeitet.

6. Die Ansprüche der Theokratie würden nie bestritten worden seyn, wenn sie von dem Göttlichen, das sie darzustellen vorgibt, wahrhaft durchdrungen wäre; wenn sie nicht blos das einmal für wahr Angenommene als ein für alle Zeit Abgeschlossenes vertheidigte, sondern aufrichtig nach Wahrheit strebte; wenn sie die rechte Furcht und Liebe Gottes beförderte, und ihn nicht blos durch äußern Dienst, sondern durch ein göttliches Leben ehrte; wenn sie über die Reinheit der Sitten noch mehr als über Reinheit des Glaubens wachte, damit alle, die ihr angehörten, als sichtbare Stellvertreter des Gottes, dem sie geweiht sind, rein und heilig lebten. Wenn dann der Geist der Wahrheit und wahrhafter Frömmigkeit das characteristische Kennzeichen der Theokraten wäre, so würde ihr Staat als ein neues Jerusalem die Welt mit Bewunderung, und was mehr ist, mit Nacheiferung und Vertrauen erfüllen. Was sehen wir dagegen? Ein hartnäckiges Beharren bei unerweislichen Behauptungen und unbegründeten Ansprüchen; eigennützige Begünstigung eines erkünstelten und todten Glaubens; schlaffe Nachsicht gegen verderbte Sitten neben unmäßiger Strenge gegen jede Abweichung von dem Normal=Glauben; mit einem Worte, eine machiavellische Politik, die, ohne Rücksicht auf das Heil der Menschheit,

nur die Erhaltung der eignen Macht und ihres künstlichen Aufbaus fördert. Was einst der Rector eines Jesuiter-Collegiums an den Rand der Rede eines ihm Untergebnen schrieb: Haec quidem vera sunt, sed a Nostris non possunt defendi, das ist der Grundsatz der gesammten römischen Theokratie, zugleich aber auch der Grund ihrer Schwächung. Die geflissentliche Vertheidigung eines anerkannten Irrthums, die Erhebung des Irrthums zum Glaubenssatze, das Beharren dabei, weil der Irrthum nützlich ist, das ist die Sünde gegen den heiligen Geist, gegen den Geist der Wahrheit, es ist die Sünde, welche nie vergeben wird, und, wie der Wurm in der Frucht, das, was Aeußerlich gesund und stark scheint, von Innen heraus zerstört.

7. Wenige Päpste haben die Geistlichkeit in so strenger Zucht gehalten als Gregorius der Erste, den man den Großen nennt. Jede Verletzung der Gelübde wurde mit unerbittlicher Strenge von ihm gerügt, und niemand konnte hoffen in der Kirche aufzusteigen, der nicht die vollkommenste Enthaltsamkeit während einer Reihe von Jahren nachweisen konnte. Diese Strenge mochte durch die Erschlaffung der Sitten gerechtfertigt seyn. Aber auch die geistige Liebe zu dem Schönen der Kunst und der Sprache schien dem harten Priester fast nicht minder verdammlich, als die Neigung zu dem weiblichen Geschlechte, wenn auch schon

nicht gewiß ist, daß, wie man sagt, sein Glaubenseifer die Vernichtung einiger Schriftsteller des heidnischen Alterthums verschuldet habe. Gewiß aber ist es, daß er die Beschäftigung mit der classischen Litteratur an seiner Geistlichkeit mit den härtesten Worten tadelte. Als Desiderius, zum Bischof von Vienne gewählt, um seine Bestätigung gebeten hatte, schreibt er ihm: „Da ich von deinen Bestrebungen viel Gutes vernahm, wurde mein Herz mit Freude erfüllt, so daß ich das, was deine brüderliche Liebe von mir verlangte, nicht versagen konnte. Nachher aber hab' ich vernommen, daß du Einigen die Grammatik*) vorträgst. Diese Nachricht hat mich so tief bekümmert, und mit solchem Unwillen erfüllt, daß sich die vorige Freude bei mir in Traurigkeit umgewandelt hat. Wie sollte sich denn das Lob Jupiters mit Christi Lob in Einem Munde vertragen? Wie anstößig und ruchlos aber es sey, wenn Bischöfe singen, was sich nicht einmal für einen gottesfürchtigen Laien ziemt, magst du selbst erwägen. Ob nun gleich nachher unser geliebtester Sohn, der Presbyter Candidus, bei genauer Befragung die Sache geleugnet und dich zu entschuldigen gesucht hat, so ist doch die Sorge noch nicht aus meinem Herzen gewichen; denn

*) Classische Litteratur.

je verabscheuungswürdiger es ist*), wenn so etwas von einem Priester erzählt wird, mit desto größerer Strenge muß untersucht werden, ob sich die Sache so verhält oder nicht. Wenn sich also in Zukunft augenscheinlich zeigt, daß das, was uns hinterbracht worden, ungegründet ist, und wenn dargethan wird, daß du dich mit so nichtswürdigen Dingen und weltlichen Wissenschaften nicht beschäftigest, so sagen wir Gott Dank, daß er dein Herz nicht mit dem gotteslästerlichen Lobe der Bösen hat beflecken lassen, und wir werden dann sorgenfrei und ohne einige Bedenklichkeit über das, was du begehrst, verhandeln."

Mit welcher Härte aber dieser Mann auch schon vor seiner Erhebung auf den Stuhl Petri die kirchlichen Satzungen handhabte, zeigt folgendes Beispiel.

Gregorius war noch Abt zu St. Andreas, als in seinem Kloster ein Mönch, Namens Justus, lebte, welcher Arzneikunst trieb. Dieser fiel in eine Krankheit, für die sich keine Hülfe fand. Als er den Tod vor Augen sah, bekannte er seinem Bruder, daß er, dem Gesetze des Klosters zuwider, einige Goldstücke, die er zum Geschenk erhalten, aufbewahrt habe. Dieses Geld fand sich auch; das Bekenntniß des Kranken wird dem Abte angezeigt, und die freiwillige Angabe des

*) quo magis execrabile est.

Vergehns scheint es getilgt zu haben. Der Abt ist nicht dieser Meinung. Obgleich selbst durch den Sterbenden einmal von einer schweren und langwierigen Krankheit gerettet, beschließt er dennoch, ein Beispiel der Strenge an ihm zu geben, verbietet seinen Mönchen, dem Lager des Kranken zu nahen, oder ihm Trost zuzusprechen, und, wenn er etwa gegen seinen Bruder, der ein Laie war, Verlangen nach seinen geistlichen Mitbrüdern zeigte, hatte dieser Befehl, ihm zu sagen, er werde des verheimlichten Geldes wegen von Allen verabscheut. Ferner befahl der Abt, daß, wenn Justus den Geist aufgegeben habe, sein Leichnam nicht neben andern Brüdern begraben, sondern in eine Grube auf Mist gelegt, und die drei Goldstücke auf ihn mit den Worten geworfen werden sollten: „Dein Geld gehe mit dir in das Verderbniß!" Dann solle man ihn mit Erde bedecken.

Wir würden das größte Bedenken tragen, diese Geschichte nachzuerzählen, oder ihr den geringsten Glauben beizumessen, hätte sie ein anderer erzählt als Gregorius selbst.

Sie ist wörtlich aus seinem eignen Berichte genommen *).

Aber dieser gegen Untergebne so strenge Mann war nicht gegen Alle so unbeugsam; das harte

*) Gregorii M. Dialogi IV. 55. Opera Tom. II. p. 466.

Metall wurde geschmeidig und mild vor den Strahlen irdischer Macht, und wo Gewährung hierarchischer Wünsche zu hoffen war. Die berüchtigte Brunehild, deren Leben ein Gewebe von Verbrechen ist, in das sie aber Verehrung des Klerus einzuweben verstand, wird mit ausgesuchten Lobsprüchen von ihm geehrt, ihre Wünsche werden erfüllt, ihre Frömmigkeit gerühmt, Frankreich wird glücklich gepriesen, eine so reichlich mit allen Tugenden geschmückte Königin zu besitzen *); so daß es wenigstens nicht an dem Papste lag, wenn diese Fürstin, welche beschuldigt ist, zehn Könige durch Schwerd und Gift getödet zu haben, nicht, statt von Pferden zerrissen zu werden, auf dem Triumpfwagen der Heiligkeit zum Paradiese fuhr. Fast noch schlimmerer Art sind die Huldigungen, mit denen er den Rebellen Phokas, den mißgestalteten, blutdürstigen Mörder seines rechtmäßigen Herrn, ehrte. Jedermann weiß, unter welchen Umständen dieses Ungeheuer die fünf Söhne seines Kaisers vor den Augen ihres Vaters schlachten, dann diesen selbst auf ihren Leichen ermorden ließ, um über diesen Opfern seiner Herrschbegier hinweg mit einem gleichgesinnten Weibe auf den Thron zu steigen. **) In allen Theilen des Reichs wird

*) Epistol. L. XIII. 6. Opera Tom. II. p. 1219 f.

**) Le Beau Histoire du Bas. Empire. Tome XII. p. 86. ss. Gibbon's Decline and Fall of the Rom. Emp. ch. XLVI. Vol. VIII. p. 174.

seine Erhebung verkündigt, und, dem Gebrauche gemäß, das Conterfey des neuen Zwingherrn umhergeschickt. Auch nach Rom. Mit allen Zeichen der Ehrerbietung nimmt der Papst es auf, weißt ihm einen Platz in dem Heiligthume eines Märtyrers an, und schreibt Briefe über Briefe an den Tyrannen, in dem er einen Hochbegnadigten erblickt, an dessen Glück die Wohlfarth des Reiches geknüpft sey. Seiner Unthaten wird nicht gedacht, der ermordete Kaiser aber wird gescholten, und seine Regierung in das ungünstigste Licht gestellt. Und doch hatte er auch an diesen Kaiser, als er in der Fülle der Macht war, geschrieben, daß seine Zunge zu schwach sey, alles Gute zu preisen, das er, nächst Gott, von ihm empfange, und daß ihn die Dankbarkeit verpflichte, für die Wohlfarth seines christlichen Herrn zu beten. — Als er nun aber an den Mörder dieses Wohlthäters schreibt, wie feierlich hebt er da an: „Ehre sey Gott in der Höhe, der, nach den Worten der Schrift die Zeiten ändert, und die Reiche Andern gibt!" Er wünscht mit dem Psalmisten, daß sich die Himmel freuen und die Erde jauchzen möge, und daß das tiefgebeugte Volk durch die Wohlthaten seines Kaisers aufgerichtet und erheitert werde*). — Noch reichlicher ergießt sich

*) Lib. XIII. Epist. 31. Opera Tom. II. p. 1238 f.

der Strom der Freude in dem nächsten Briefe*), in welchem sich das Haupt der Kirche nicht mehr auf Hoffnungen beschränkt, sondern laut jubelt, daß Gott ihn von dem Joche der Traurigkeit entlastet, und unter dem Schutz und Hort der kaiserlichen Frömmigkeit zur Freiheit habe gelangen lassen; so daß er am Schlusse die heilige Dreieinigkeit anfleht, das Leben des Kaisers viele Jahre hindurch zu beschützen, und ihm, dem Schreibenden, zu gönnen, daß er die so spät empfangene Wohlthat der Frömmigkeit des Kaisers desto länger genieße. — Mit noch größerer Innigkeit schreibt er in einem andern Briefe an die Kaiserin**), in welchem er die Chöre der Engel auffordert, den Schöpfer zu preißen, daß das Reich unter dem sanften Joche der kaiserlichen Macht Trost und Hülfe gefunden habe.

So freundliche und süße Worte von einem seiner Strenge wegen berühmten Manne waren wenig geeignet, einem Tyrannen Reue einzuflößen, dessen hartes Herz vielleicht auch durch die nachdrücklichsten Bußpredigten, wie sie dem Statthalter Christi geziemt hätten, nicht erweicht worden wäre. Ohne Bedenken, wie es scheint, verfolgte jetzt der hochgefeierte Tyrann den Weg, der durch so gewichtvollen Beifall gerechtfertigt schien; ermordete die

*) Lib. XIII. Ep. 38. p. 1244.
**) Lib. XIII. Ep. 39. p. 1245.

Wittbe seines Vorgängers und ihre drei Töchter nach grausamen Qualen, und beschäftigte das an Schauspiele gewöhnte Volk durch Hinrichtungen. Ausgesuchte Grausamkeit war unter dieser Regierung an der Ordnung. Der einfache Tod konnte für eine Wohlthat gelten. Vielen wurde die Zunge, andern wurden die Augen ausgerissen; manchen wurden Hände und Füße abgehauen; mehrere starben unter der Geißel, oder wurden mit Pfeilen niedergeschossen. Endlich fiel der Tyrann unter die Hände eines Usurpators, wie er selbst war, und nachdem er unter Qualen gestorben, wurde sein Leib in Asche verwandelt. Das war die Regierung und das Geschick des Mannes, bei dessen Erhebung der Statthalter Christi Himmel und Erde zu jubelnder Freude aufgefordert hatte.

Auch dieses Beispiel zeigt, wie in dem Gemüthe eines Mannes, auch wenn er von starkem Character ist, die widersprechendsten Gesinnungen neben einander wohnen können. Nicht blos der kluge Juwelier hat (nach Benvenuto Cellini) ein anderes Maaß der Schätzung bei einem Juwel vor und nach dem Kaufe; auch der Theokrat wiegt die Thaten der Menschen mit einem andern Gewichte, wenn der Erfolg für oder gegen sie gesprochen hat; vornemlich aber, nach dem er ihre Urheber über oder unter sich, diesseits oder jenseit des Grabes erblickt. Selbst im Beicht-

stuhle hat der König bei gleicher Sündhaftigkeit einen ungleich bessern Stand, als sein Unterthan; und wer die Gewalt erträgt, mit welcher inwohnender Ehrgeiz ein sonst gerades und aufrechtes Urtheil beugen kann, der wird die Nachsicht des römischen Bischofs, dem an der Sicherung seines bestrittnen Primats mehr als an dem Sittengesetze lag, gegen den nichtswürdigsten Tyrannen, der je einen Thron befleckt hat, menschlicher Weise recht gut erklären können. Erklären, sagen wir; nicht aber rechtfertigen, ja nicht einmal entschuldigen.

---

8. Der Partheigeist macht die Menschen nicht blos ungerecht, sondern dumm. Die Maaßregeln, die er nimmt, um seine Sache festzustellen, sind bei weitem in den meisten Fällen unzureichend, armselig und klein, häufig aber auch dem Zwecke, der erreicht werden soll, gerade zu entgegenwirkend. Als in Perraults Geschichte berühmter Männer in dem Jahrhunderte Ludwigs XIV das Leben Arnaud's und Paskals, auf Betrieb der Jesuiten, wegbleiben mußte, geschah in Frankreich, was zu Rom zur Zeit Tiber's geschehen war, als bei der Beerdigung der Junia, einer edeln Matrone, unter den Bildern der Ahnherrn ihres Stammes, Cassius und Brutus nicht erscheinen durften. Man gedachte ihrer nur desto mehr; oder, wie sich Tacitus in seiner epigrammatischen Weise ausdrückt:

„Cassius und Brutus strahlten eben dadurch hervor, daß ihre Bilder nicht erschienen.“ (Praefulgebant Cassius et Brutus eo ipso quod effigies eorum non visebantur. Annal. III. 76). Eine ähnliche Erfahrung machte auch Nero, als er die Schriften des Vejento verbrennen ließ. Sie wurden eifrig aufgesucht und gelesen, so lange Gefahr damit verbunden war. Als diese schwand, sanken sie in Vergessenheit (Tacit. Ann. XIV. 50).

6. Die Reise nach dem Orient. 1830.

„Gott sey gedankt!“ sagte ich, als ich von zehntausend theologischen Streitschriften des siebzehnten Jahrhunderts die letzte an ihren Platz gestellt und eingetragen hatte; „Gott sey gedankt, erstlich, daß diese widrige Arbeit geendet ist, dann aber auch, und noch mehr, daß die Gegenstände, um derentwillen sich in jener öden und traurigen Zeit aus Federn, so hart wie die Herzen, und so breit wie die Rede derer, die sie führten, Fluthen der schwärzesten Galle ergossen, ihre feindselige Bedeutsamkeit verloren haben! Wissen doch jetzt nur Wenige noch, was sie bei den Namen der Photinianer und Krypto-Calvinisten, der Sakramentirer und Synkretisten, der Pelagianer und Synergisten denken sollen; Namen, welche so lange Zeit hindurch die theologische Welt in Aufruhr, und nicht wenige der Laien in Furcht und Schrecken gesetzt, Manche um ihre Freiheit, Viele um Brod und Ehre gebracht haben. Immer

mehr gewinnt ja, der Vernunft zur Ehre, die Ueberzeugung Boden, daß die Lehren, um die man mit so unchristlicher Erbitterung haderte, mit ihren dünngesponnenen Unterschieden sich zu dem menschlichen Verstande ungefähr so verhalten, wie die Farben zu dem menschlichen Auge, bei denen keiner genau dieselben Schattirungen sieht. Also, wie gesagt, Gott sey Dank, daß jene finstere Streitlust dem Lichte gewichen ist, und Niemand mehr vorgeben darf, wenn er die Andersgesinnten verfolgt, für Gottes Sache zu kämpfen! Wie die Asche jener Zeloten, so ruht auch ihre Polemik; die Dornen, mit denen sie ihre Gegner bekränzten, verwunden Niemanden mehr; ihre kläffende Redseligkeit ist verhallt, und wir sehen mit Gleichgültigkeit auf die Blätter voll bleiernen Witzes, um die sich Niemand mehr zu kümmern braucht, als hier und da ein Buchwart, wie ich, der auch das Schlechteste, wenn es einmal seiner Obhut übergeben ist, aufbewahren muß."

Dieses waren ungefähr die Worte, die ich zu einem Freunde sagte, der mich auf der Durchreise bei meinem bibliothekarischen Geschäfte fand. „Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück," sagte er, „zu der Beendigung des unfruchtbaren Geschäfts; zugleich aber thut es mir leid, die heitere Ansicht trüben zu müssen, die Sie von dem Stande unserer theologischen Welt haben. Ich komme so

eben von Berlin und Halle und bringe hier die neuesten Neuigkeiten mit —"

Bei diesen Worten nahm er aus seiner Brieftasche einige Zeitungsblätter, die den Anfang der theologischen Händel enthielten, welche Jedermann kennt, und an denen seitdem das ganze lesende Publicum auf die eine oder die andere Weise den lebhaftesten Antheil genommen hat.

Die Verwunderung, die diese unerwartete Erneuerung alter Händel in mir erregte, so groß sie auch war, kam doch dem Verdrusse nicht gleich, den ich über meine gutmüthige Täuschung fühlte. „So soll es denn immer beim Alten bleiben? sagte ich, indem ich die Blätter zurückgab; und unser armes Geschlecht soll sich nie eines dauerhaften Friedens erfreuen? Kaum hat das Schwert der Verwüstung einige Jahre in der Scheide geruht — —"

So fängt, unterbrach mich der reisende Freund, der unblutige Krieg auf einem andern Gebiete an. Die Menschen können nun einmal nicht anders. Nicht Napoleon allein liebte den Krieg *); wir

*) Bei jener berühmten Zusammenkunft, die Napoleon nach der Schlacht bei Jena mit der Großherzogin von Weimar hatte, tadelte er ihren Gemahl wegen seiner Theilnahme am Kriege. Was hat er bei der Armee des Königs von Preußen zu schaffen? fragte er unter andern. — Que voulez-vous que je dise, Sire? antwortete die Fürstin. Il aime la guerre. — Il a raison, versetzte

alle lieben ihn in einem gewissen Sinne; und ich kann nicht glauben, daß ein Manifest des Himmels, das den ewigen Frieden verkündigte, die Menschheit auf immer zufrieden stellen würde. Wir sehnen uns nach dem Frieden, wie wir uns am Ende eines bewegungsvollen Tages nach dem Schlafe sehnen. Die hitzigsten Streiter in der Kirche, oder wo es sonst sey, behaupten freilich — und ich glaube, daß sie es aufrichtig meinen — daß sie nichts so sehr wünschen, als mit ihren Gegnern in Eintracht zu leben; daß sie aber, um dem innern Berufe Genüge zu thun, für die Wahrheit, wie die Fürsten für die Ehre, Krieg führen müssen. —

Und darum, fiel ich ein, klagen sie ihre Gegner an! darum erheben sie ein Zetergeschrei, als ob an jedem Buchstaben der augsburgischen Confession, oder des Concordienbuches, den der Gegner verrückt, das Heil der ganzen evangelischen Kirche, ja des Christenthums hinge! Geht dies nicht wieder auf ein Lutherisches Pabstthum hinaus, ein Ungeheuer, mit dem ich mich noch weniger, als mit dem römischen vertragen kann? Und ist es nicht im höchsten Grade empörend, im neunzehnten Jahrhundert den Frieden der

---

der Kaiser nach einer kurzen Pause; je l'aime aussi.

Kirche und die Ruhe der Gewissen durch so gehässige Händel gestört zu sehen?

Empörend so viel Sie wollen; aber sehr natürlich scheint es mir doch.

O gewiß! auch die Unvernunft ist natürlich. Beides kann neben einander gehen. Was könnte denn das neunzehnte Jahrhundert vor seinen achtzehn Vorgängern voraus haben, in denen man sich auch über diese und ähnliche Gegenstände gestritten hat — —

Ohne auch nur einen Schritt weiter zu kommen.

Ohne weiter zu kommen; allerdings; aber nicht ohne nach allen Niederlagen, die man selten dafür erkannte, die Hoffnung zu behalten, bei der Erneuerung des Streites zum Ziele zu gelangen, und den Gegner aus dem Felde zu schlagen. Und diese Hoffnung —

Diese Hoffnung wird immer von neuem getäuscht.

Möglich.

Und soll man nicht das unnütze Geschäft endlich aufgeben, wie man den Stein der Weisen, die Universaltinctur, die Quadratur des Zirkels, das perpetuum mobile aufgegeben hat?

Wenn man kann; aber die Menschen können es nicht. Die Wichtigkeit, welche die strittigen Gegenstände nun einmal für sie haben, bei Seite gelassen, wie Vieles fordert dabei zum Kampfe

auf! Vor Allem das geheime, lästige Bewußtseyn des innern Zweifels und der Ungewißheit, das, wie die Todesfurcht, nur der Hitze des Kampfes weicht. Dann die Sehnsucht nach unerschütterlicher Ueberzeugung, welche Jeder in sich hegt, und die auf dem geraden Wege der ruhigen Beweisführung nun ein für allemal nicht zur vollkommenen Befriedigung gebracht werden kann; durch die Besiegung eines hartnäckigen Gegners aber, der ja schwachen Gründen nicht würde nachgegeben haben, fürs Erste wenigstens gestillt wird. Glauben Sie denn, daß es so leicht sey, um des lieben Friedens willen, auf einen solchen Gewinn Verzicht zu thun?

Nicht übel! Aber meinen Sie wohl, daß die, deren Sache Sie führen, Ihnen für diese Art der Vertheidigung Dank wissen würden?

Darum ist es mir auch eben nicht zu thun. Ich wollte Ihnen nur erklären, warum ich diese Händel, die mir gewiß nicht weniger als Ihnen zuwider sind, so natürlich finde. So natürlich, gerade in der gegenwärtigen Zeit, daß ich mich nur wundern würde, wenn sie ausgeblieben wären.

Sie erwarteten sie also?

Einigermaßen, so weit man etwas auf dem fluthenden Meere des Lebens und dem Gebiete der menschlichen Freiheit nach Analogien erwarten kann. Ich will mich näher erklären. Als ich vor zehn Jahren ungefähr dieselbe Reise machte

wie jetzt, hörte ich von nichts, als von Demagogen, demagogischen Umtrieben, geheimen politischen Verbindungen, den Karlsbader Beschlüssen und der Mainzer Commission; und nicht Wenige sahen mit Bangigkeit dem Ausbruche der Minen entgegen, die, wie sie meinten, zu Folge der großen Pulverschwörung des Comité directoire zu Paris und der deutschen Burschenschaften unter alle Throne und Thrönchen gelegt wären. Jetzt ist es eine andere Art von Geheimniß, was die Gemüther in Bewegung setzt: verkappte Jesuiten, reißende Wölfe in Schafskleidern, Mystiker, Proselytenmacher, die ihr Wesen in geheimen Conventikeln treiben sollen und die außer Credit gekommenen Demagogen abgelößt haben. Diese Erscheinungen sind einander so schnell gefolgt, daß ich nicht zu irren glaube, wenn ich sie aus Einer Quelle ableite. An sich zwar waren die Begebenheiten, die den letzten Frieden herbeiführten, gar wohl geeignet, die Blicke von dem gemeinen weltlichen Treiben nach der reinen und ewigen Quelle alles Guten zu lenken; nie vielleicht waren die Anlässe zu Dank und Freude, sowie zu Schaam und Reue, in so weiten Grenzen und in so reichem Maaße vorhanden gewesen; Viele schlugen an ihre Brust und erkannten das Unrecht der vergangenen Zeit und ihr eigenes; und wenn einmal der Geist diese Richtung genommen hat, so ist es ihm nicht leicht die rechte Mitte

zu halten. Das war Eins. Ein Zweites erklärt noch mehr als das. Eine lange Reihe von Jahren hindurch war die Welt in einer Bewegung erhalten worden, die nie ruhte, oft bis zum Fieber stieg. Von dem Tage an, wo die Mauern der Bastille vor dem Ungestüm der Pariser fielen, bis zur Schlacht bei Quatrebras und Napoleons Entführung in sein Felsengrab zog sich eine Kette von außerordentlichen Begebenheiten durch die Zeit hin, und ihre Ausströmungen erschütterten alle Gemüther in den verschiedensten Richtungen. Furcht und Schrecken, Erwartung und Hoffnung, Bekümmerniß und Freude wechselten oft von Tag zu Tag; die Bewegungen des Gemüths wurden zum Bedürfniß, wie scharfgewürzte Speisen dem Gaumen es werden. Das Ungewitter, das so lange über allen Häuptern geschwebt hatte, zog endlich nach einigen heftigen Donnerschlägen ab; der Friede kam und erfreute die Meisten. Aber die Freude hielt nicht lange vor; viele Wünsche waren unbefriedigt, viele Hoffnungen unerfüllt geblieben; die kurze Freude machte bei Einigen einem unbehaglichen Unmuthe, bei Allen dem Bedürfnisse nach Gemüthsbewegungen Platz. Für einige Zeit half die ungewohnte Preßfreiheit, die Zuckungen der Journalisten, Sand und Kotzebue, der Aachner und Karlsbader Congreß, die Umtriebe der Demagogen und die Mainzer Commission aus; aber dieses und andres

griff nicht ein; das Meiste ging spurlos vorüber, und das unbestimmte Verlangen nach einem fortdauernden Ferment trat immer stärker hervor. Man warf sich also, wenn so zu sprechen erlaubt ist, in die Frömmigkeit, der das Unglück der vorhergegangenen Zeit den Weg gebahnt hatte; und da der regelmäßige durch langen Gebrauch unscheinbar gewordene Gottesdienst für eine Stimmung, wie die damalige war, für Viele nicht Reiz genug hatte, so suchte man Befriedigung in dem Dunkel des Geheimnißvollen, und Licht in der Finsterniß. Das Mittel schlug an; und nachdem einmal diese Quelle innrer und äußrer Thätigkeit eröffnet war, wie Vieles mußte nicht wie von selbst hinzukommen! unter Andern, um Einiges zu nennen, der schmeichelnde Glaube an eine innere Erleuchtung, durch die man hoch über allen denen stand, die draußen waren; die wohlwollende Trauer über die verderbte, blindlings dem Abgrunde zueilende Welt; der Zorneifer über Spötter und Widersacher, die in solchen Fällen nie ausbleiben; das nie rastende Verlangen, den Gegnern, und in ihnen dem Erbfeinde der Menschheit Abbruch zu thun — Dieses und Andres ähnlicher Art mußte als Ersatz für die mangelnden Anregungen andrer Art dienen, und ist es hierbei wohl ein Wunder, daß sich die, denen das Licht der Zeit wie ein Abglanz der höllischen Flammen erscheint, durch den Kampf gegen die

Phantome des Unglaubens in Bewegung zu erhalten suchen? Wenn ich nicht sehr irre, so ist diese Erscheinung schon öfters da gewesen und wird immer von neuem hervortreten, wenn auf große und weitgreifende Bewegungen stille und thatenarme Zeiten folgen.

Der reisende Freund wurde durch Geschäfte in meiner Nähe gehalten. Auswärts ging der theologische Krieg seinen Gang fort; jeder Tag brachte Neues, und so fehlte es nicht an Veranlassung, das vorige Gespräch wieder anzuknüpfen. Eines Tages hatte ich die Aeußerung hingeworfen, daß unsrer Zeit, bei aller Fülle des Wissens, doch noch immer das fehle, worein Socrates seine Weisheit setzte, nicht zu glauben, daß man wisse, was man nicht weiß, und daß man einheimisch sey auf dem unbekannten Gebiete des Unergründlichen. Ich begreife vollkommen, hatte ich hinzugesetzt, das sehnsuchtsvolle Verlangen eines religiösen Gemüths nach einem sichern Wissen von dem, was jenseit der Schranken liegt, mit denen die göttliche Weisheit unsre Blicke umgeben hat. Ja ich sehe in diesem immer lebendigen und immer unbefriedigten Verlangen eine Beglaubigung unsrer ursprünglichen Abkunft, gleichsam eine Mitgabe aus der höhern Welt, aus der wir stammen, und ein Unterpfand des Glaubens an eine Fortdauer unsers bessern Ichs und vollkommnerer Erkenntniß. Mit diesem Glauben tröste ich mich

über meine Kurzsichtigkeit, über die zu klagen eben so thörigt ist, als sich über die Kürze des Lebens zu grämen, oder über den Tod, oder über irgend etwas, das an dem Beschlusse der Gottheit hängt, den Menschen aus einem Erdenkloße, und nicht aus einem der Strahlen zu schaffen, in deren Lichte sie wohnt. Ja, um noch weiter zu gehn, die Ueberzeugung von dieser hienieden unbesieglichen Kurzsichtigkeit baut mir eine Brücke über das Grab, und gibt meiner Psyche die Flügel, deren sie bedarf, um nicht zu fest an dem Staube der Erde zu hängen; denn eben aus ihr geht die Sehnsucht nach dem unbekannten Jenseits hervor, die mir, wie der Mensch nun einmal gebaut ist, als eine der größten Wohlthaten Gottes erscheint. Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber mir scheint es, daß, wenn diese Ueberzeugung allgemein wäre, das nichtige Streiten über die unbegreiflichen Dinge aufhören müßte, die einen großen Theil unserer Dogmatik anfüllen; oder daß diejenigen, die es nun einmal nicht lassen können, über sich selbst hinauszuspringen, wenigstens andern nicht zumuthen würden, ihnen dieses Wagstück nachzumachen. Dann würden die Menschen bei der größten Verschiedenheit der Meinungen, einig in der Gesinnung seyn; was, meines Erachtens, etwas ganz Anderes und weit Beglückenderes ist als jene Einheit des Glaubens, die zu keiner Zeit Statt gefunden hat, weil sie

etwas Unmögliches voraussetzt und eben so wenig durch irdische Gewalt, Inquisition, blutige Handlungen des Glaubens, und was dergleichen mehr ist, als durch Concilia, Synoden und Colloquia erzwungen werden kann. Jene Einheit der Gesinnung ist es, auf die ich hoffe, und von der ich allzu gutmüthig voraussetzte, sie wäre schon jetzt so fest gestellt, daß solche Rückschritte, als wir nun erleben müssen, gar nicht mehr Statt finden könnten.

Diese Rückschritte, sagte mein Freund, werden die gute Sache in ihrem Fortgange nicht aufhalten; vielmehr wird sich das alte Sprichwort bewähren, daß Zurückweichen ein Mittel sey, vorwärts zu kommen. Schon jetzt stimmen, so viel ich habe wahrnehmen können, alle Gemäßigten darin überein, daß die religiöse Ueberzeugung, und das Bekenntniß dieser Ueberzeugung frei seyn, daß man aber durchaus der Anmaßung derer entgegen treten müsse, die ihre Wahrheit für allein seligmachend erklären, Andersgesinnte verketzern, den weltlichen Arm zu ihrer Gunst in Bewegung setzen und freie Forschung nicht blos verdammen, sondern hemmen wollen. Diese Gesinnung habe ich schon jetzt allgemein verbreitet gefunden, und sie wird sich eben durch die jetzigen Händel noch fester setzen. Lassen Sie uns also den Muth nicht verlieren, sondern an die trüben Zeiten denken, die so kurz nach der Reformation folgten

und in denen die christliche Lehre Gefahr lief, unter dem theologischen Gezänke ihre Bedeutung fast ganz zu verlieren; und an jene andern uns näher liegenden, wo eine nicht verächtliche Parthei, aus Unwillen über den Mißbrauch, der mit dem Namen und dem Ansehn des Christenthums getrieben wurde, das Kind mit dem Bade verschüttete —.

Und doch sehen mußte, wollen Sie sagen, daß es mit der ihm beiwohnenden Kraft obsiegte und in einer bessern Gestalt, als je zuvor, auftrat.

Ganz recht, und, wie ich überzeugt bin, jedesmal auftreten wird, wenn es von den Einen gemißbraucht, von den Andern verkannt und gemißhandelt worden ist. Diese Ueberzeugung steht fest bei mir. Soll ich Ihnen sagen, wie und wo sie ganz lebendig in mir geworden und tiefere Wurzel in mir geschlagen hat?

Nun?

Eben da, wo das Christenthum zum Heil der Menschen geboren und jetzt alljährlich von zankenden Rotten herabgewürdigt wird.

In Palästina also? Erklären Sie mir das deutlicher.

Sie wissen ohne Zweifel — Doch ich sehe, daß ich etwas weiter ausholen muß, vorausgesetzt, daß Sie Zeit haben, meine Geschichte anzuhören.

So viel Sie wollen. Ich werde Ihnen mit Vergnügen zuhören.

Während meines Aufenthaltes in Constantinopel, — hob der Freund an — wohin ich meinen Oheim begleitet hatte, machte ich die Bekanntschaft eines Mannes von mittlern Jahren, vieler Bildung und den mannigfaltigsten Kenntnissen, der einen großen Theil von Asien als Kaufmann bereist hatte, und von dieser Reise oft mit Begeistrung sprach. Der Antheil, den ich an seinen Erzählungen nahm, machte ihm Freude; er schenkte mir so viele Zeit, als er den Geschäften abbrechen konnte; und ich kannte kein größeres Vergnügen, als wenn ich an den Lippen des beredten Mannes hängen konnte. Bald setzte sich in mir der Vorsatz fest, alles das, wovon ich nie genug hören konnte, selbst zu sehen, und ich lag jetzt meinen Oheim an, mir zur Ausführung meines romantischen Planes die Erlaubniß und die Mittel zu geben. Vielleicht hätte ich ihm beides abgeschmeichelt, wenn nicht gerade damals eine Veränderung in dem Gange seines Handels die Rückkehr nach Hause nothwendig gemacht hätte. Ich mußte ihn begleiten, und da fand ich so viel zu thun, daß mir keine Zeit blieb, an etwas zu denken, das nicht mit den Geschäften der Börse zusammenhing. Ein geistreicher Mann hat gesagt, man müsse in dem Schreine seines Herzens das Bild eines Ortes, ein Lampedusa, ein Tempe, ein Eldorado tragen, wo man vielleicht nie hinkomme, aber

immer hinzukommen hoffe. Mein Lampedusa war der Orient. Oft führte mich ein gefälliger Traum in den Schatten schlanker Pappeln, oder in Iran's Blüthenhallen, oder unter den wolkenlosen Himmel von Arabien, der sich auch wie eine Halle der Natur mit Sternenblüthen schmückt und ohne Unterlaß von Weihrauch und Kasia die Opfergabe der Erde empfängt. Diese Traumgebilde, die immer in dem Hintergrunde meiner Seele ruhten, vermehrten von Tag zu Tag die Sehnsucht, aus der sie hervorgingen; ich zog mich in mich selbst zurück und vermied die Welt, so weit es in meinen Verhältnissen möglich war. Zu jener Zeit erwachten in mir alle religiösen Gefühle und Vorstellungen, die ich in meiner Jugend empfangen, seitdem aber wenig gepflegt hatte, und der Zusammenhang, in dem sie mit dem Morgenlande standen, gab ihnen einen Reiz, von dem ich früher keine Vorstellung gehabt hatte. Ich las jetzt die evangelische Geschichte mit größerer Erbauung als je, und indem ich jede Begebenheit mit ihrem Schauplatze in Verbindung dachte, wurde mir die Erzählung zur That und das Längstvergangene zur Gegenwart. Wie aber jede Liebe unbegrenzt und unendlich ist, so auch die religiöse Liebe. Ach, wenn ich selbst; dachte ich oft, an den Orten wandeln könnte, die der größte unter den Menschen betreten, wo er durch Wort und That gelehrt, wo er sein heiliges Werk

durch den Tod vollbracht hat; dann würde sich mein Herz noch mit größerer Innigkeit zu ihm wenden; ich würde von feindseligen Leidenschaften gereiniget, mit einer bessern und edlern Liebe gegen meinen Nächsten erfüllt werden; und so, von dem wahrhaften Geiste der Religion durchdrungen, würde ich fähig seyn, auch Andere mit denselben Gesinnungen und Gefühlen zu erfüllen. — Diese Gedanken beschäftigten mich lange und anhaltend. Der alte jugendliche Wunsch hatte eine festere Grundlage bekommen; ich studirte immer eifriger; mein Glaubenssystem bildete sich aus in mir; und je weniger das, was die Meisten Religion nennen, mit dem Bilde übereinstimmte, das ich davon in meiner Seele trug, desto brennender wurde das Verlangen in mir, mit dem Evangelium in der Hand, meine Religion, die Religion der Liebe, zu predigen, und das Unkraut der Zwietracht auszurotten, das, ich weiß nicht wie, auf diesem Boden üppiger als auf jedem andern wuchert.

In dieser Zeit starb mein Oheim. Sein Vermögen fiel mir und meinem ältern Bruder zu. Nichts stand jetzt der Ausführung meines Planes im Wege. Sobald wir uns also getheilt, und mein Bruder die Verwaltung meines Antheils übernommen hatte, eilte ich nach Triest, mit dem Vorsatze, vor allen Dingen nach Palästina, und von da weiter, immer der Sonne ent-

gegen, bis an den Ganges vorzubringen. Das Glück begünstigte mich. Ein gutes, wenn schon nicht sehr geräumiges Schiff, Capitain Schulding aus Amsterdam, lag zum Ausfahren bereit, und ich hatte kaum die nöthigen Anstalten zur Reise getroffen, als sich ein frischer Nordwind erhob, der uns bis zu den ionischen Inseln begleitete. Auch von da hatte die Reise den erwünschtesten Fortgang. Kein Ungewitter, kein Sturm störte die Fahrt; selten nur trübte ein Gewölk den Himmel, der seinen azurnen Teppich über und unter uns ausgebreitet hatte; und schwerlich möchte eine erfreulichere Reise gedacht werden können, wäre nicht das Schiff in seinem Innern, gleich dem Lager des Königs Agramant, ein Tummelplatz von Streit und Zwietracht gewesen.

Der vornehmste Theil der auf eine Cajüte beschränkten Reisegesellschaft bestand aus Geistlichen von verschiedenen Bekenntnissen, so daß unser Schiff, durch einen Zufall, der nicht gar häufig eintreten mag, gleichsam ein Bild der christlichen Kirche war, in der auch Ein Name und Ein Ziel der Hoffnung die verschiedenartigsten Gesinnungen vereint. Einige von ihnen waren junge Männer, die sich zu auswärtigen Gemeinden begaben; einige hatten sich zu Missionarien gebildet; Alle waren von Eifer beseelt, aber in Glauben und Meinungen nicht weniger verschieden, als im äußern Aufzuge, in Tracht und Mund-

art. Auch hatten sie sich kaum auf dem Schiffe eingerichtet und gegenseitig über das Woher und Wohin verständigt, als zwischen zwei lutherischen Candidaten die Rede auf einen dogmatischen Gegenstand kam. Sie schienen anfänglich Eines Weges zu gehen, aber nur allzubald zeigte sich, daß dieser Weg nach verschiedenen Richtungen auslief. Der eine von ihnen hatte in Helmstädt studirt, der andere in Tübingen und Halle; jener war, was man jetzt einen Rationalisten nennt; dieser ein Supernaturalist, beide in der höchsten Potenz; beide jung und voll Ehrgeiz, und jetzt durch die Gegenwart aufmerksamer Zeugen gereizt, keine Art von Waffen unbenutzt zu lassen. In der Mitte zwischen beiden, was die Dogmatik betrifft, stand ein reformirter Domcandidat, der sich vergeblich bemühte, die Hitze des Streites zu mäßigen, eigentlich aber nur Oel in das Feuer goß, und bald so in den Kampf verwickelt wurde, daß er selbst die Mäßigung vergaß, die er den andern gepredigt hatte. Der protestantischen Parthei stand ein Freiburger Exjesuit gegenüber, zu dem sich ein unirter Grieche hielt, die sich gegenseitig ihre Bemerkungen über die streitigen Lehren und die Art, wie der Streit geführt wurde, mittheilten; während ein anderer Priester der orthodoxen griechischen Kirche sich in gleicher Entfernung von dem Römisch-Katholischen und den Protestanten hielt. Außerhalb diesen christlichen

Gruppen stand ein aufgeklärter Jude aus Berlin, der bisweilen versuchte seine philosophischen Ansichten in den theologischen Streit einzuschieben, immer aber mit entschiedener Geringschätzung von den streitenden Partheien zurückgewiesen wurde; ein französischer Offizier, der sich über Alle aufhielt und mit Tiraden aus Parnys Götterkrieg und der Pucelle um sich warf; und die Frau des Capitains, eine Mennonitin, die, wenn sie die Schiffswirthschaft geordnet hatte, in einer Ecke der Cajüte Strümpfe strickte und zugleich ihre kleine Tochter im Lesen unterwies. Bei diesem Geschäfte schien sie wenig auf das zu merken, was um sie her vorging; doch lächelte sie bisweilen, wenn die Streitenden alle Register ihrer Stimmen zugleich zogen, Alle zusammen sprachen, und Jeder nur sich hörte; wobei es denn auch nicht selten geschah, daß die katholische Parthei in den Streit gezogen und mit sich selbst uneinig wurde, so daß bei diesem Toben Aller gegen Alle, bei dem ungemäßigten Geschrei und dem eben so unmäßigen Lachen des Franzosen, die Cajüte ein wahres Pandämonium war. Der Jesuit behauptete in diesen Fällen den meisten Anstand; die beiden Griechen den wenigsten. Sobald diese mit einander stritten, geriethen ihre Hände in keine geringere Bewegung. als ihre Zungen; und einstmals, als der Unirte den Orthodoxen bei dem Barte gefaßt hatte, wäre es,

ohne die Dazwischenkunft der Ungläubigen, des Juden und des Franzosen, zu einem blutigen Faustkampfe gekommen. So ging es vom Morgen bis zum Abend; jeden Tag wurden die Kämpfenden erbitterter, und kaum konnte die gemeinschaftliche Mahlzeit und das Ansehen des Capitains, der bei Tische den Vorsitz führte, einen kurzen Waffenstillestand herbeiführen.

Eines Tages, als der Streit über die beiden Naturen, und ob Christus mit beiden, oder mit welcher er für die Menschheit gelitten habe, in vollem Gange war, setzte ich mich, von nutzlosem Hören ermüdet, zu der emsigen Strickerin, die mit ihrem ruhigen, stillen Angesichte die einzige heitere Erscheinung in der ganzen Gesellschaft war. Sie nehmen keinen Theil, sagte ich, an den Gegenständen, die hier mit so großem Geräusch verhandelt werden? — Das Weib soll schweigen in der Gemeinde, antwortete sie lächelnd. — Sie scheinen auch wenig bekümmert, fuhr ich fort, welche der streitenden Partheien Recht behalte.

Das würde wohl, erwiederte sie, von meiner Seite ein eitler Kummer seyn. Diese Herren streiten Tag für Tag; und auch eine Frau kann wahrnehmen, daß sie gelehrte Männer sind; aber so viel ich habe bemerken können, sind sie noch nie über eine der bestrittenen Lehren einig geworden. Wie sollte nun eine unwissende Frau aus

allen dem Widerspruche das Rechte herausfinden können?

Neigen Sie sich aber nicht selbst mehr zu der Meinung des Einen oder des Andern hin?

In den ersten Tagen, antwortete sie, da ich wahrnahm, daß von so ernsten und wichtigen Dingen die Rede war, als wohl nicht leicht in diesem Zimmer verhandelt worden sind, hörte ich mit Aufmerksamkeit zu, in der Hoffnung, etwas zu lernen, was ich für mich oder meine Kinder brauchen könnte. Da kam es mir denn allerdings bisweilen vor, als ob ich dem Einen mehr beistimmen müßte, als dem Andern; meist aber war das der, welcher zuletzt gesprochen hatte. Da wurde ich denn bald inne, daß ich auf diese Weise weder klüger noch besser, sondern verworrener in meinem Innern würde; abgerechnet, daß, wenn ich frei sprechen darf, schon die heftige Weise, mit der diese Herren ihren Streit führen, störend für mich ist. Seitdem suche ich lieber draußen ein Beschäftigung, oder richte hier meine Gedanken auf andere Dinge, und bitte Gott, mich in dem einfachen Glauben zu erhalten, den ich als Kind von meinen Eltern bekommen habe, und der mich noch nie auf meinen Wegen verlassen hat.

Sie sind weiser, als wir Alle, sagte ich.

Dies zu glauben, sagte sie, bin ich weit entfernt. Das, was hier besprochen wird, mag für

gelehrte Leute gut und brauchbar seyn; mir würde es schwerlich nützen, wenn ich es auch begreifen könnte. Was Sie also meine Weisheit nennen, besteht in meiner Einfalt, und daß ich nicht mehr zu wissen verlange, als ich brauche und begreifen kann. Dabei tröste ich mich mit dem Ausspruche der Schrift: „Selig sind die Armen an Geist; sie werden das Himmelreich erben.“ Denn was kann das anders heißen, als daß Gott größern Wohlgefallen an denen hat, die in ihrer Demuth sich an das halten, was sie verstehen, und nicht nach verbotenen Schätzen graben. Es gilt, denke ich, auch hier, was die Schrift sagt: „Die da wollen reich werden, fallen in Versuchung.“ Oder sollte der Streit über solche dunkle Dinge, nicht eine Versuchung zu Stolz und Eitelkeit, gewiß aber zur Lieblosigkeit seyn? In der Gemeinde, zu der ich gehöre, ist das erste Gebot: „Liebet Euch unter einander;“ und da streitet man über Glaubenssachen so wenig, als man über das Mein und Dein processirt.

Mit diesen Worten verließ mich die wakkere Frau, um eines Geschäftes willen. Seitdem sprach ich oft mit ihr, und immer fand ich in ihren schlichten Reden mehr Verstand, als in den Disputationen meiner tiefgelehrten Reisegefährten. Unter diesen wurde der Zwiespalt immer größer, je mehr wir uns dem Ziele unsrer Reise näherten. Denn da keiner von dem Platze wich, auf den

er sich von Anfang an gestellt hatte, ja Jeder durch den Streit noch hartnäckiger wurde; und da die Gründe nicht selten durch herbe Ausfälle vertreten wurden; so konnte es nicht wohl anders kommen, als daß Jeder in seinen Gegnern verstockte Feinde der Wahrheit sah, die nicht hören wollten, oder beschränkte Köpfe, die das Rechte nicht zu fassen vermöchten. So erlosch zuletzt die Streitlust in gegenseitiger Verachtung. Nur die Blicke sprachen noch, während Jeder mürrisch in seiner Ecke saß, und wäre nicht der Offizier und der Jude gewesen, die von ihren Reisen, von Paris, Kairo und den Pyramiden sprachen, man hätte nicht mehr Laute vernommen als bei einem Carthäusermahle.

Diese Stille wäre mir an sich nicht zuwider gewesen; aber das, was sie hervorbrachte, verdarb Alles. Ich war unglaublich verstimmt. Nur die Aussicht, bald in Jerusalem zu seyn, richtete mich auf. Dort, dachte ich, werde ich endlich Eintracht und Frieden finden; dort muß in der lebendigen Erinnerung an den gemeinsamen Herrn und Meister jeder Haß, von welcher Art er auch seyn mag, untergehn. Die Gemeinde, die sich um das Grab des Heilands sammelt, muß ein Vorbild des tausendjährigen Reichs seyn, wo es nur Einen Hirten und Eine Heerde auf Erden geben, und die reine Luft der Liebe alle mißhelli-

gen Töne streitender Meinungen zu Einer Harmonie verschmelzen wird.

Mit solchen Hoffnungen stieg ich bei Jaffa an das Land, und eilte, da das Osterfest bevorstand, ohne mich aufzuhalten, nach der heiligen Stadt, als nach dem Wohnsitze des Friedens, nach dem ich mich sehnte, und wo ich für den ganzen Rest meines Lebens Begeisterung der höchsten Art aus den reinsten Quellen zu schöpfen hoffte.

Großer Gott! Wie wurde ich in dieser Hoffnung getäuscht. Nicht durch die Zwingherrschaft der Bedrücker dieses Landes, durch die alten Feinde des christlichen Glaubens, die uns, so wie wir sie, Ungläubige nennen; nicht durch räuberische Nomaden, die an der Grenze auf das Eigenthum der Reisenden lauern; nein, durch die, welche hierher gekommen waren, um, wie ich, an der Wiege des Christenthums Stärkung des Glaubens und Vergebung ihrer Sünden zu suchen. Wenn irgendwo Mißgunst und Neid, wenn irgendwo auf Erden bitterer Haß wegen Verschiedenheit des Glaubens oder abweichender Gebräuche wüthet, so ist es sicher in dieser Stadt, an dem Rande des heiligen Grabes, und eben an den Tagen, die vor allen andern der Feier des Andenkens jener großen und folgereichen Begebenheiten gewidmet sind, wo er in seiner häßlichsten Gestalt erscheint. Der Glaubenshaß, der mir

unsere Seefahrt so sehr verleidet hatte, war nur ein Schatten von dem, was ich hier erfahren sollte, wo Lateiner und Griechen, unirte und nicht unirte, Abyssinier und Armenier, Kopten und Syrer, und Gott weiß wie viele mißhellige Secten der Christen, jede natürlich in alleinigem Besitze der Wahrheit, mit einander zu wetteifern scheinen, die Bekenner des Islams in der Meinung zu bestätigen, daß die Giauren gar keine Religion hätten, indem sie selbst das entweihten, was sie vorgäben am höchsten zu ehren. Ich will Ihnen kein Bild der wüthenden Kämpfe machen, welche Christi Tempel und Grab mit Blut beflecken würden, wenn nicht der Stock und die Peitsche türkischer Wachen, die während der heiligen Tage nicht von dieser Stelle weichen dürfen, der Mordlust wehrte. Ich habe diese widrigen Auftritte seitdem mit lebendigen Farben und der Wahrheit gemäß bei mehr als einem Reisenden geschildert gefunden. Auf diese verweise ich Sie, und Sie können glauben, daß sich keiner, so viele mir wenigstens bekannt geworden sind, des berühmten Vorrechts der Reisenden in ferne Länder hierbei bedient hat.

Mein erzählender Freund hielt hier inne; seine Gedanken schienen nicht von den Bildern loskommen zu können, die er mit Worten nicht schildern wollte. Ich habe — sagte ich — einige Beschreibungen dieser Art gelesen und hoffte auf

Widerlegung aus Ihrem Munde; denn die Sache kam mir fast unglaublich vor. Aber Sie wollten mir erklären, wie Sie eben durch die in Palästina gemachten Erfahrungen zu der lebendigen Ueberzeugung von der Unvergänglichkeit des Christenthums gelangt wären. Noch kann ich von diesen Gräueln zu jener Ueberzeugung den Uebergang nicht finden.

Und doch liegt er nicht weit weg. Erinnern Sie sich nicht der Geschichte des Juden in Paris — Abraham, wenn ich nicht irre — es ist eine der ersten in Decameron und, nach meinem Gefühl, eine der vortrefflichsten.

Sie meinen ohne Zweifel die Geschichte des Juden, der gegen den Rath eines Freundes, der ihn zum Christenthume bekehren wollte, nach Rom reiste, und hier, in dem Wohnsitze und Mittelpunkte des Christenthums, wie man damals glaubte, einen Pfuhl von Sündhaftigkeit und Verderbniß fand.

Ganz dieselbe, und dieser Jude —

Jetzt verstehe ich sie. Dieser Jude erkannte, daß unter allen diesen Gräueln die Religion nur durch eine höhere Kraft erhalten werden könnte, und ward eben durch diese Einsicht bewogen, sich taufen zu lassen.

Ganz Recht. Wie jener Israelit sagte ich zu mir: Handeln nicht die Leute hier, die sich Christen nennen, und sich um dieses Namens

willen für etwas Besseres halten, gerade als ob sie gedungen wären, die Würde dieses Namens zu schänden, und den Glauben daran auszurotten? Und dennoch erhält sich dieser Glaube, sowohl hier, als anderwärts, wo auch der Glaubenshaß noch oft genug ausbricht, ja er wächst und gedeiht, und so viel ich sehen kann, nähert er sich in meinem Vaterlande, von dem Roste der Zeit gereiniget, mehr und mehr seiner ursprünglichen Einfachheit. Dieser Gedanke hat mich seitdem oft beschäftigt, und durch eine sonderbare Gegenwirkung hat mich jenes empörende Schauspiel des Glaubenshasses nicht blos duldsamer, sondern frömmer und gläubiger gemacht. Das Vorhaben aber, weiter in den Orient einzudringen, mußte ich leider aufgeben.

Daß Sie sich nicht zum Missionar gemacht haben, freut mich um Ihretwillen. So wie ich jetzt ihre religiösen Ansichten kenne, möchten Ihnen von allen Seiten Verfolgungen zugewachsen seyn. Aber was konnte Sie hindern, als einfacher Reisender Ihre Wißbegierde zu befriedigen?

Die Nachricht von dem plötzlichen Tode meines Bruders, die mich gerade am Ostertage einholte, und aus mehr als einem Grunde ganz zu Boden warf. So schwer es mir auch wurde, ich mußte mein Vorhaben aufgeben, um der unberathenen Wittwe und den Kindern zu Hülfe zu kommen. Ich wendete jetzt nur einige Tage

auf, um die merkwürdigsten Plätze der Umgegend zu besuchen, und trat dann mit bekümmerten Herzen die Rückreise an. Ich hatte wohlgethan. Meine arme Schwägerin war ihrem Manne binnen wenigen Tagen in das Grab gefolgt; das ganze Haus war in Verwirrung gerathen; die Kinder waren in Gefahr zu verwildern. Da kam ich ihnen wie ein Bote des Himmels. Und noch jetzt gibt mir die Sorge für die Unmündigen, die nun meine Kinder geworden sind, reichliche Beschäftigung.

Als ich am nächsten Morgen zu meinem Freunde kam, fand ich ihn lesend und so eifrig mit einem Buche beschäftigt, daß er mein Eintreten nicht bemerkte. — So vertieft? sagte ich. Er blickte auf und hielt mir den Titel seines Buches entgegen. — Bilder des Orients?*) Ach, Sie sind wieder auf der Reise in ihrem Morgenlande.

Und auf die bequemste Weise, und in der angenehmsten Gesellschaft. An der Hand der Phantasie, von den anmuthigsten Tönen einer harmonischen Sprache begleitet, setze ich die vormals unterbrochene Reise fort; ich gehe nicht durch brennenden Sand, sondern auf den Rosen der Poesie; nicht versengt von dem furchtbaren

*) Bilder des Orients, von Heinrich Stieglitz. Erster Band. Leipzig bei C. Cnobloch. 1831. 8.

Samum, dem Engel des Todes, sondern von Palmen überschattet, die, von krystallhellen Bächen benetzt, ihre schlanken Stämme in kühlenden Lüften wiegen, und horche auf die Helden- und Liebesgesänge, die in der stillen Nacht Turans und Jussuffs Heldenfreundschaft, Melecs und Maisuna's Liebe und Vereinigung den lauschenden Sternen verkünden. Seit einigen Wochen schon erwartete ich mit Ungeduld dieses zierliche Buch, und seitdem ich es in den Händen habe, kann ich nicht davon loskommen. Es weckt alle Bilder meiner Jugend auf und schmückt sie mit glänzenderen Farben, als ich ihnen zu geben wußte. Von Blatt zu Blatt wird es mir lieber, so daß ich oft selbst den Dichter vergesse, der mir doch auch immer recht lebendig vor Augen steht.

Sie kennen ihn persönlich?

Allerdings; er ist einer meiner jüngsten Freunde, den ich auf einer Reise hierher gewonnen habe. Auch Sie scheinen ihn zu kennen.

Ja wohl; schon seit einer Reihe von Jahren liebe ich den Verfasser der Griechenlieder und vieler andern anmuthigen Gesänge, von denen er erst vor Kurzem einen Theil, mit vielen Blüthen gleichgesinnter Freunde und Freundinnen vereint, zu einem höchst anziehenden Kranze zusammengeflochten hat. Wenn Sie das reich-

haltige Büchelchen*) noch nicht kennen, so rathe ich Ihnen sich damit bekannt zu machen. Es wird Sie nicht gereuen.

Ich werde Ihrem Rathe folgen, sobald mich dieses Panorama des Orients aus seinen Zaubergärten entläßt, das mich fast in einen Sohn der Wüste verwandelt, aber einer Wüste, deren glühende Sandhügel mit unvergänglichen Blumen bedeckt sind. Oft ist mir dabei, als ob ich auch unter den braunen Beduinen lagerte und mit ihnen auf die Geschichten alter Zeit horchte, die irgend ein Scheik aus ihrer Mitte erzählt, während die edlen Rosse im Kreise umherstehen und auf den Augenblick zu harren scheinen, wo der Gebieter sich auf ihren Rücken schwingen und mit ihnen durch die Ebenen fliegen wird.

Die Poesie unsers jungen Freundes wirkt. Sie werden selbst zum Dichter.

Nun können Sie sich vorstellen, wie das bei unserm Zusammenseyn war! wie wir das ganze Morgenland, vom Carmel bis an den Himalaya, vom Jordan bis zum Ganges durchzogen, jede merkwürdige Stelle bezeichneten, und wie wir jubelten, wenn wir uns in der Liebe zu diesem oder jenem Platze begegneten!

Doch hat er selbst diese Reise, so wie Sie, nur größtentheils auf der Charte gemacht.

---

*) Berliner Musenalmanach für das Jahr 1830.

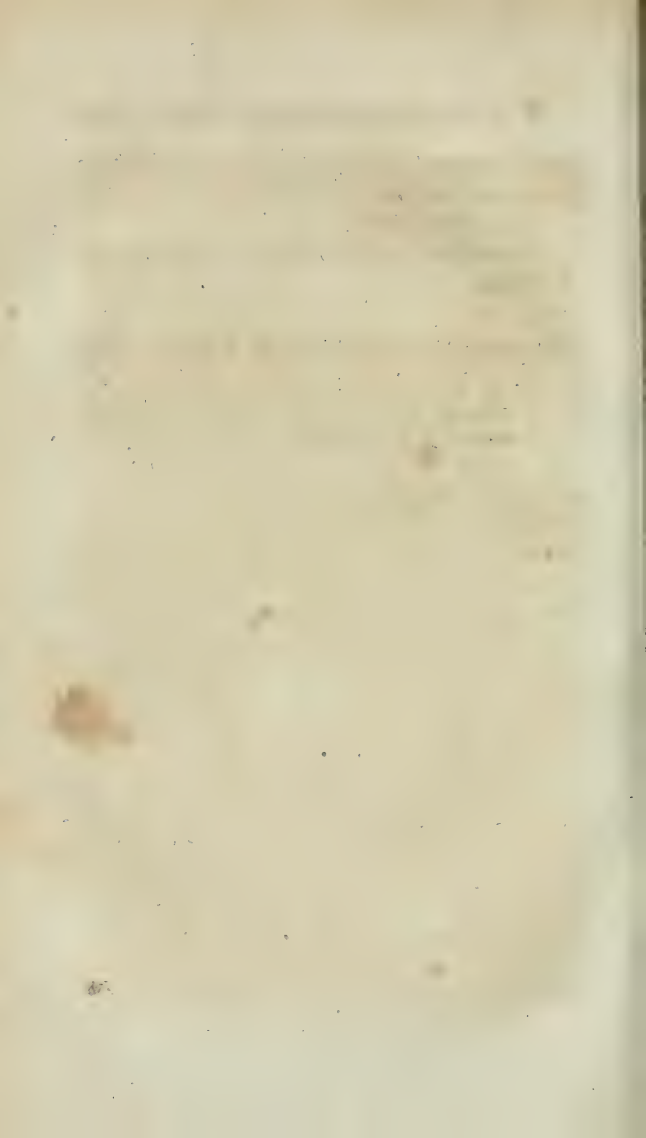
Was liegt daran? Unser unvergeßlicher Jean Paul sagte mir eines Tages, es gelängen ihm keine Schilderungen besser als von Ländern und Gegenden, die er nie gesehen hätte. O, die Phantasie ist nicht blos eine Zauberin, sie ist auch eine Prophetin; sie erräth und weiß, „Alles was ist und war, und was erst künftig geschehen wird." So wie ich, trug unser Freund Jahrelang die Sehnsucht nach dem Orient in seinem Herzen, die, wie er erzählte, in seiner Kindheit schon durch ein Bild geweckt wurde, welches Scenen des Morgenlandes mit ergreifender Wahrheit darstellte. Lange hatte diese Liebe in seinem Herzen geschlummert und in ihm unbewußt fortgewirkt, als sie, nach einer anregenden Reise in nördliche Länder, mit unwiderstehlicher Gewalt hervorbrach, und von nun an durch ernstes Studium des Morgenlandes genährt und geregelt wurde. Dieses Studium öffnete ihm unaufhörlich neue Aussichten, neue poetische Gegenden, und aus jeder drang ihm eine Fülle von Gestalten hervor. Mit diesen hat er nun das Land seiner Liebe bevölkert. Daß auf diese Weise aus einem poetischen Gemüthe etwas Ungewöhnliches hervorgehen mußte, werden Sie erwarten, da Sie unsern gemeinschaftlichen Freund von Angesicht zu Angesicht kennen und auch wohl manchen Blick in sein Inneres gethan haben, das ganz von Poesie durchdrungen ist. Haben Sie Lust, so lesen wir

das Büchelchen *) zusammen. Wir genießen dann gemeinschaftlich Alles besser, indem wir uns miteinander daran freuen.

Vortrefflich! Lassen Sie uns ohne Aufschub anfangen.

---

*) Indem dieses geschrieben wird, kommt ein zweites Bändchen, welches Bilder aus Persien, so wie das erste Bilder aus Arabien enthält.
Seitdem ist ein 3ter und 4ter Band erschienen, die den Leser zu den Türken und Chinesen führen.



Zerstreute Blätter.

Drittes Buch.



1. Die Constitutionen.
1815. 1831.

Wie man jetzt mit Hülfe von Kunststraßen, Eilposten, Dampfschiffen und Dampfwägen eine Reise, die vormals Wochen und Monate kostete, in wenigen Stunden zurücklegt; wie man also jetzt fast schneller um die Erde kömmt, als vordem in Sophiens Reisen von Memel nach Sachsen; so werden jetzt auch in den veralteten Staaten des deutschen Vaterlandes reformirende und regenerirende Verfassungen, oder wie man lieber sagt, Constitutionen, die als Specifica gegen die alten Gebrechen, offnen und geheimen Schäden dienen sollen, mit größerer Schnelligkeit und in kürzerer Zeit, als vordem ein Kauf- oder Pacht-Contract über ein Landgut oder einen Meierhof angefertigt und abgeschlossen. Um das durch den dreißigjährigen Krieg aus den Fugen gegangene Deutschland in Ordnung zu bringen, besannen sich unsre schwerfälligen Vorfahren fast

vier Jahre lang; der Bau hielt zwar allerdings zusammen, bis ihn die starke Hand des Eroberers von Schlesien erschütterte, und die gewaltsamere Faust des Siegers von Austerlitz zerschlug; aber wahrhaftig, in diesem unsern Zeitalter der Bewegung würde sich ein geängstetes Ministerium oder eine in Hast berufne Kammer schämen müssen, nicht in vier Wochen für einen an Altersschwäche leidenden Staat ein Recept zusammenzusetzen, durch das er, wie der abgelebte Aeson, neue Jugendkraft gewönne. Nun erleben wir freilich, daß ein solches Verfassungswerk kaum gedruckt oder lithographirt zu lesen ist, als es auch schon von allen Zeiten mit schärfern oder stumpfern Pfeilen beschossen wird; daher es denn wohl geschieht, daß das, was heute als unverletzlich beschworen worden ist, sich über Nacht schon an schlimmen Wunden verblutet, und wenn der Morgen anbricht, im Koth erstirbt. Mag aber auch immer ein solches Werk der Ungeduld und Eile vollkommner seyn, als irgend eine menschliche Schöpfung; mag es auf dem Sinaï einer berathenden Kammer mit dem Finger göttlicher Weisheit auf steinerne Tafeln eingegraben seyn; wird es wohl bei seiner Ausführung gegen die Einwirkungen feindseliger Leidenschaften, bösen Willens, oder auch wohlmeinenden Unverstandes, wird es gegen die Macht der Dinge überhaupt geschützt werden können? Und wenn es nun

vielleicht bei seiner Entstehung schon ein gebrechliches Werk ist, einer Pflanze gleich, die durch den Schutt und das harte Gestein der Zeit mühsam aufstrebt, wird das schwache Reiß zum Baume werden, in dessen Schatten das harrende Volk sich erquicklicher Früchte erfreuen könnte?

Als aus Pandora's Büchse alle Uebel, welche die Menschheit befeinden, ausgeflogen waren, blieb in ihr die Hoffnung zurück. Schon die Alten fragten, ob als ein Gut oder als ein Uebel? und Viele meinten, als das letztere. Das Verlangen der Völker nach Constitutionen ist ohne Zweifel das Kind der Hoffnung. Die Hoffnung aber ist beflügelt wie die Zeit, und wenn sie ihre Schwingen einmal entfaltet, so geht ihr Flug nur allzu leicht über jedes mögliche Ziel hinaus. Wer mag ihn hemmen, wenn die erregte Phantasie aus den goldnen Buchstaben der neuen Constitution die Zusage einer goldnen Zeit herausliest, in welcher alle Mängel weggeräumt und alle Wünsche erfüllt sind? Wer vermag es? oder wo mag die Wirklichkeit, wie die Götter Homers, Schwungsohlen finden, um auch nur von fern der Leichtbeflügelten nachzufolgen? Und wenn dann, wie es nicht anders seyn kann, die mühselige, schwerfällige Ausführung weit weit hinter der leichten fröhlichen Erwartung zurückbleibt, wird da nicht der zweite Betrug schlimmer als der erste, wird nicht die von Hoffnung berauschte

Menge beim Erwachen aus dem lustigen und leeren Traume ärmer und armseliger seyn als je zuvor?

Es wäre Viel über diesen Gegenstand zu sagen; weit mehr als diese Blätter fassen, man mag nun den breiten und ausgetretnen Weg der herrschenden Meinung verfolgen, oder einen neuen einschlagen wollen. Warum aber muß hier eben der wunderliche Mann in die Gedanken kommen, der, als es galt, den Aufgang der Sonne zuerst anzukündigen, dem nach Osten gaffenden Volke den Rücken kehrte, und nach Abend gewendet, den ersten Strahl des noch verborgenen Taggestirns an den Felsenspitzen sah *)?

* * *

Es will mir bisweilen scheinen, als ob die sogenannte repräsentative Verfassung dem Ansehn der Gesetze, das sie feststellen soll, nicht immer förderlich sey. Es ist schon schlimm, daß der Solone so viele zusammensitzen, da man bemerkt haben will, daß das Maaß der Weisheit einer Versammlung oft in umgekehrtem Verhältnisse

*) Non tam bene cum rebus humanis agitur, ut meliora pluribus placeant: argumentum pessimi, turba est. — Vulgus veritatis pessimus interpres. Seneca de Vita Beat. c. 2, 1.

mit der Zahl ihrer Glieder steht; ein zweites Uebel ist, daß das Licht der öffentlichen Berathung jeden Mangel der Einsicht, der Kenntnisse und des Geistes der Männer beleuchtet, von denen die Fertigung der weisesten Gesetze erwartet wird *); endlich, daß die Entscheidung über das, was weise oder unweise, heilsam oder nachtheilig ist, von Zahlen abhängig gemacht ist —

als ob die Wahrheit Münze wäre,
die nur das Zeichen macht, die man auf's Bret
nur zählen darf.

Es ist wahr, die Gesetze, über die berathen, über deren Zulässigkeit entschieden werden soll, werden in den Commissionen von Sachkundigen, oder von solchen, die für Sachkundige gehalten werden, vorbereitet; es wird, eh' es zur Entscheidung kömmt, dafür und dawider gesprochen; aber diejenigen, welche entscheiden, sind es die Einsichtsvolleren? sind es die, welche das Gewicht entgegengesetzter Gründe mit sichrer Hand abzu-

*) Wie viele sind wohl unter den Mitgliedern einer etwas zahlreichen Ständeversammlung, die in Wahrheit von sich sagen können, für das sie erwartende Geschäft hinlänglich vorbereitet zu seyn; oder aufrichtig genug sind, wenn ihr Werk mißlungen ist, wie Clermont-Tonnere, einer der Baumeister der ersten franz. Constitution, zu bekennen: aucune éducation m'avait préparé à cette auguste fonction de rédiger des loix. Je me trompais de bonne foi?

wägen fähig sind? wird nicht oft der Ausschlag der Wage in ihrer Hand durch Haß und Liebe verfälscht? Und bei den oft stürmischen und leidenschaftlichen Berathungen selbst gibt es sich nicht allzu oft und allzu deutlich kund, daß unter vielen Thyrsusschwingern nur wenige der vom Gotte Begeisterten sind? und wird nicht eben bei denen, die am lautesten und geläufigsten sprechen, wie bei jenem kühnen Volksführer Roms, bei großer Wortfülle gerade die wenigste Weisheit *) gefunden? Verborgen kann dieses nicht bleiben. Was sich innerhalb der Mauern einer Deputirten-Kammer Jeder der Berathenden zutraut, das traut sich auch außerhalb derselben das Volk zu; es debattirt, urtheilt, beschließt und verwirft; wenn aber auch seine Beschlüsse das Gegentheil von dem sind, was seine Abgeordneten für heilsam erkannt haben, so muß es doch dem folgen, was es für unangemessen und nachtheilig hält, und sich, wie widerstrebend auch immer, dem Joche unterwerfen, das es sich im besten Vertrauen und mit den freudigsten Hoffnungen aufgelegt hat. Dieses gilt von den schlechten, den mittelmäßigen und zweifelhaften Gesetzen, wie es von den guten gilt **).

---

*) loquentiae satis, parum sapientiae. Sallust. Catil. 5.

**) „Wenn man der Oeffentlichkeit des Gesetzgebungs-Modus nachrühmt, daß er den fürstlichen

Sobald dieses erkannt, sobald die Ueberzeugung gewonnen wird, daß es keine Einhelligkeit der Meinungen gibt, daß die Uebertragung des eignen Willens an einen fremden eine Täuschung sey, und daß das, was heute als wahr und heilsam festgestellt und sanctionirt worden, morgen durch ein kleines Rücken an der Maschine als unheilbringend verworfen werden kann, so ist der Unzufriedenheit und dem Unmuthe, selbst in den Reihen der Gesetzgeber, Thor und Riegel geöffnet. Dann gewinnt auf der einen Seite die Lehre des Absolutismus, auf der andern die Doctrin der uneingeschränktesten Demokratie Boden, bis endlich die lang in der Tiefe streitenden Kräfte sich in offnem Kampfe gegenseitig aufreiben.

Von Gesetzgebern, die ohne auf dem Boden einer wahrhaft freien und weisen Verfassung zu

---

Despotismus beseitige, so läßt man dabei aus der Acht, daß er an die Stelle desselben einen andern Despotismus bringt, der noch mehr verabscheut zu werden verdient, nemlich den Despotismus schlechter Gesetze, der nur mit Umsturz und Bürgerkrieg endigt." Fr. Buchholz N. Monatschrift. 1833. 12. S. 438. „Da die Oeffentlichkeit, die man zu dem Wesen der repräs. Verfassung rechnet, indem sie die Leidenschaften nährt, nicht auf die höhere Vollkommenheit der Gesetze hinwirken kann, so wirkt sie nothwendig auf die Entstehung des Scandals mit Allem, was davon unzertrennlich ist." Ebendas. S. 442.

stehn, ihr Geschäft treiben, sagt Plato*), sie würden ihr Leben damit hinbringen, viele Gesetze zu geben, und diese immer wieder zu verbessern, in der Hoffnung endlich das Beste zu erhaschen, ähnlich den Kranken, die nicht von ihrer schlechten Lebensart ablassen wollen, aber durch den Gebrauch aller Arzneien nichts bewirken, außer daß sie ihre Krankheit immer verwickelter machen, und immer hoffen durch das neue Mittel, das ihnen vorgeschlagen wird, ihre Gesundheit wieder zu erlangen.

*) De Republ. IV. p. 425. 426.

Die Constitutionen.

1 8 3 1.

Zu der Zeit, wo die sogenannten dreißig Tyrannen aus Athen vertrieben worden waren, und, wie nach großen Aufregungen gewöhnlich ist, die Bewegung noch fortdauerte, sagte Isokrates zu einem jungen Manne, der in beredter und breiter Rede die schleunigste Abstellung der eingerissenen Misbräuche im Staate forderte, und sich bereit erklärte, seine ganze Kraft an ein solches Unternehmen zu setzen, etwa folgende Worte: „Gestern, mein Sohn, führte mich mein Weg zufällig vor Deinem Hause vorbei, und da ich ermüdet war, ruhte ich in seiner Nähe auf einem Steine aus. Bald hörte ich vom Hofe her gellende Stimmen unter mancherlei Getös, und da ich näher hinsah, fielen mir zuerst einige Massen alten Unrathes in die Augen, die im Hofe aufgethürmt waren, und von grunzenden Schweinen durchwühlt wurden. In diesem Geschäfte wurden sie von zwei Haushunden gestört,

von denen der eine seine Kette nachschleppte, der andere auf einem Beine hinkte; beide aber machten mit großem Gebelle einen Angriff auf die Schweine, die auf ihrer Flucht ein Oelfaß umstießen, dessen Inhalt sich über ein Stück Leinewand verbreitete, das zum Bleichen in dem Hofe aufgespannt war. In diesem Augenblicke öffnete sich die Hausthüre; Deine Frau stürzte heraus, und aus ihrem Munde ergoß sich eine Fluth von Schmähworten gegen die Knechte, die sich in einem Winkel des Hofraums, unbekümmert um das, was in ihrer Nähe geschah, unter wechselndem Lachen und Fluchen beim Würfelspiel ergötzten. Bei dem Schelten Deiner Frau wendeten sie sich träge nach ihr hin, fuhren aber nichts desto weniger in ihrem Spiele fort; während daß zwei Deiner Knaben mit großer Emsigkeit vom Dache herab Ziegelstücke bald auf die Schweine, bald auf die Hunde warfen; und als einer dieser Würfe an ihrer Mutter hinstreifte, wendete sich ihr Zorn gegen die Knaben, die sie mit Worten und Geberden bedrohte, ohne hier einen bessern Erfolg als bei den Knechten zu haben. Da ich nun hinlänglich ausgeruht hatte, setzte ich meinen Weg fort, und entwarf mir im Gehen ein Bild von dem Innern Deines Hauswesens nach dem, was ich davon vor Deiner Thür gesehn hatte. Wenn Du also eben so gut auf fremden Rath hörst, als Du Beachtung des Dei-

nigen von Andern verlangst, so gehe vor allen Dingen, Dein eignes Haus zu ordnen, ehe Du Dich an dem verwickelten Haushalte des Staates versuchst; und wenn Dir Jenes gelungen ist, so werden Deine Mitbürger auf Deinen Rath hören, und, wenn er weise und heilsam ist, ihn mit Freuden befolgen."

Nach Anhörung dieser Worte ging der Andre unmuthig und beschämt nach Hause, schalt seine Frau, schlug die Kinder und geißelte die Knechte; auch blieben die Schweine diesen ganzen Tag über eingesperrt. Uebrigens blieb Alles, wie es gewesen war.

* *
*

Vormals herrschte die Meinung, zur Regierungskunst gehöre vor allen Dingen ein gereifter Verstand, mannichfaltiges Wissen und tiefe Einsicht; einen Staat aber aufzubauen und zu ordnen wurde für etwas so Großes und Schweres gehalten, daß es ohne Hülfe der Götter nicht gelingen könne. Von den größten Gesetzgebern zweifelte das Alterthum nicht, daß sie Vertraute der Götter gewesen; daß Moses seine Weisheit auf dem Sinaï, Numa in Egeria's Grotte, Lykurgus in dem Delphischen Heiligthume empfangen hätte. Freilich war das die rohe Zeit der unmündigen Völker; diese Zeit ist vorüber; der

alte Trug von göttlicher Hülfe ist zum Spott geworden; aus dem Munde der Säuglinge schon tönt die Stimme überschwenglicher Weisheit. Und wozu denn die Wissenschaft? Wie sich die leichtesten Körper im leeren Raume am schnellsten bewegen, so steigen in leeren Köpfen weltverbessernde Gedanken am behendesten auf. Eine romantische Phantasie läßt ohne Mühe das Gebäude eines Platonischen Staates von Seidenwürmern spinnen, beleuchtet es mit unvergänglichem Morgenroth, und durchdüftet es mit Rosenöl; und in den Zaubergärten dieses Feenschlosses schlürft das von Glanz, Wohlgeruch und Hoffnung berauschte Volk aus unversiegbaren Bächen den Nektar der Freiheit. Wäre das Leben wirklich nur ein Calderonischer Traum, und die harte Erde eine von Lampenschein beleuchtete Bühne, so wären solche decorirende Weltverbesserer ganz an ihrem Platze. Wie aber die Sachen wirklich stehn, und bei der Einrichtung, die die Welt in den sechs Schöpfungstagen oder nach dem Sündenfalle und der Sündfluth erhalten hat, werden sie sich gefallen lassen müssen, nach Jericho geschickt zu werden, bis ihnen der Bart gewachsen ist.

Ziemlich in demselben Sinne, wie der vorhin genannte Athenienser, spricht die Vorrede zu einem Kalender, der vor beinah hundert Jahren jenseit des atlantischen Meeres gedruckt und also in unsern Gegenden eine Seltenheit ist; was

aber nicht von allen Seltenheiten gesagt werden kann, auf wenigen Blättern einen Schatz von brauchbarer Weisheit enthält, wie man sie in den leichtbeschwingten Sibyllenblättern neumodiger Weltverbesserer vergeblich suchen würde. Auch diese Vorrede gibt unverholen zu erkennen, daß die meisten Leute, die nie aufhören, über die öffentlichen Gebrechen zu klagen und auf Verbesserungen dringen, gar nicht übel thun würden, dem gemeinen Ausdrucke zufolge, vor der eignen Thür zu kehren, und mit der Verbesserung bei sich selbst anzufangen. So heißt es hier unter Andern, wo von einem Gegenstande die Rede ist, der in jeder Ständeversammlung den ersten wie den letzten Platz einnimmt: „Die Abgaben sind allerdings schwer; allein wenn wir sonst keine, als an die Obrigkeit zu zahlen hätten, so wollten wir damit schon fertig werden. Wir haben aber noch ganz andre, die uns viel schwerer fallen. Unsre Faulheit, zum Beispiel, nimmt uns zweimal mehr ab als die Obrigkeit; unsre Eitelkeit dreimal, und unsre Thorheiten viermal mehr. Von diesen Auflagen kann uns kein Landes-Deputirter weder ganz noch halb befreien.“ Weiter hin heißt es: „Was hilft's beßre Zeiten zu wünschen und zu hoffen? Wer sich mit Hoffnungen nähren will, läuft Gefahr Hungers zu sterben. Ohne Mühe hat man nichts. Wer arbeiten will, findet immer Brod. Dem fleißi-

gen Manne guckt der Hunger wohl in das Haus; über die Schwelle aber darf er nicht." Und dann, was überall Anwendung leidet: „Schränkt euern thörigten Luxus ein, so dürft ihr nicht über schwere Zeiten, drückende Abgaben und das theure Hauswesen klagen. Ein einziges Laster kostet so viel zu unterhalten, daß man eine ganze Familie davon ernähren könnte. Ihr glaubt vielleicht, eine Tasse Thee, ein Gläschen Punsch, ein Leckerbissen, etwas feinere Kleider, dann und wann eine Lustpartie habe so viel nicht auf sich: aber erinnert Euch was der arme Richard sagt: Viel Wenig macht ein Viel; Scharlach und Seide, Sammt und Atlas löscht das Feuer in der Küche aus. Eitelkeit ist eine eben so zudringliche Bettlerin als Armuth und weit unverschämter. Wer Eitelkeit zum Mittagsessen hat, bekömmt Verachtung zum Abendbrod. Verlaßt euch aber auch nicht auf eure Klugheit und euren Fleiß. So vortrefflich diese Dinge sind, so werden sie euch doch ohne den Segen des Himmels wenig nützen. Bittet also demüthig um diesen Segen u. s. w."

Der, welcher dieses schrieb — es sind aber nur wenige Scherfe aus einem reichen Schatze — war ein Mann von anerkanntem Freisinne, einer der Stifter und Gründer der Nordamerikanischen Bundesstaaten, der unsterbliche Benjamin Franklin.

Ein Andrer, den das Uebermaaß von Frei-

sinnigkeit sogar in Verruf gebracht hat, Ludwig Börne, schreibt in gleichem Sinne: „Wenn man jenen Philistern zuhört, jenen Menschen mit kurzem Gesichte, und langen Ohren, wie sie sich herausnehmen, Fürsten zu hofmeistern, sie, die vom Morgen bis Abend sich von ihren Weibern, ihren Kindern, ihrer Pfeife, ihren Vettern und Basen beherrschen lassen, und nicht so viel Kraft des Willens haben, einen halben Schoppen weniger zu trinken, als den Abend vorher — dann muß man die Freiheit sehr treu und standhaft lieben, um für solche Thersiten und in ihrer Reihe ihre Sache zu verfechten. Es gäbe ein sicheres Mittel, wie Fürsten mit Unrecht murrende Unterthanen zum Schweigen bringen könnten; aber das Mittel ist zu romantisch für unsre abendländische Zeit. Sie brauchten nur einen Tag herabzusteigen von ihren Thronen, um einen jener Philister hinaufsteigen zu lassen, damit er den andern Morgen seiner Sippschaft erzähle, wie viel angenehmer es sey, sogar schrankenlos zu gehorchen, als selbst unbeschränkt zu herrschen.

---

2. Altes und Neues.

1. Die Menschen haben eine große Neigung, wenn der gewöhnliche Gang des Lebens durch unerwartete Erscheinungen unterbrochen wird, in diesem etwas ganz Unerhörtes zu sehn. In den ersten Jahren der französischen Revolution hörte man von ihren Freunden und ihren Gegnern nichts häufiger als dieß; und als in der großen Woche, wie die Franzosen es nennen, der Thron der Bourbonen zum zweitenmale umgestürzt wurde, wiederholte sich dasselbe Geschrei des Erstaunens und der Bewunderung. Der Eindruck, den das Neue und unsern Augen Nächste macht, läßt leicht das Aeltere vergessen, und wenn sich gleich keine Begebenheit nach allen Umständen wiederholt, so gibt es doch nur wenige, die nicht nach ihren vorzüglichsten Grundstrichen schon einmal vorhanden gewesen wären. Es ist aber nicht unsre Absicht, zu den eben erwähnten Begebenheiten Parallelen in der Weltgeschichte aufzusuchen; es ist dieß zum Theil schon von Andern

geschehn; uns genügt es hier, zu bemerken, daß die Folgen jener zweiten Revolution, so wie wir sie selbst jenseits der Alpen (hier und da auch diesseits der Alpen in unseliger Nachahmung*)) haben aufsteigen sehn, schon vor länger als zweitausend Jahren, gleichsam mit weissagender, durch die Erfahrung der Zeiten befruchteten Kraft erzählt worden sind.

Nachdem Plato in seinem Werke über die Republik den Riß des vollkommenen Staates (der Aristokratie) nach seiner Absicht entworfen hat, zeigt er, wie durch den Fortgang der Zeit und durch Abweichungen einzelner von dem rechten Wege die vollkommene Verfassung allmählig aufgelößt, und in mehrere schlechte Formen verwandelt werde. Die zweite unter diesen Formen ist die Oligarchie, eine schwache Verfassung, die, wie ein siecher Körper, nur eines geringen Anstoßes bedarf, um sich aufzulösen; daher in einer solchen Verfassung zuweilen, auch ohne äußere Veranlassung ein Aufruhr entsteht, wodurch die dritte Form, die demokratische Verfassung, herbeigeführt wird, indem die Aermern siegen, und die

---

*) Nulla res nos majoribus malis implicat, quam quod ad rumorem componimur, optima rati ea, quae magno assensu recepta sunt, quorumque exempla nobis sunt: nec ad rationem, sed ad similitudinem vivimus. Seneca de vit. beat. c. I, 3.

vorigen Herrscher entweder tödten oder verjagen. In dieser Verfassung wird eine unbeschränkte Freiheit im Reden und Thun herrschen, und mit allen Arten von Sitten ausgeschmückt, wird sie Vielen die schönste scheinen, wie ein Gewand, das mit den mannichfaltigsten Farben und Blumen geziert ist; um so mehr, da sie von keiner Herrschaft weiß, und die verschiedenen Stände gleich macht. Indem nun diese Verfassung kein höheres Gut kennt als die Freiheit, und nach dieser allein unmäßig strebt, so bereitet sie sich eben dadurch ihren Untergang. Hier heißt es nun *):

---

*) Plato de Rep. VIII. p. 562. C. D. Mancher wird diese Stelle in der schönen Sprache Cicero's (de Rep. I. p. 44. ed. Heinr.) lesen wollen, wo sie so lautet: Cum inexplebiles populi fauces exaruerunt libertatis siti, malisque usus ille ministris non modice temperatam, sed nimis meracam libertatem sitiens hauserit, tum magistratus et principes, nisi valde lenes et remissi sint, et large sibi libertatem ministrent, insequitur, insimulat, arguit; praepotentes, reges, tyrannos vocat. — Ergo illa sequuntur, eos qui pareant principibus agitari ab eo populo, et servos voluntarios appellari; eos autem, qui in magistratu privatorum similes esse velint, eosque privatos, qui efficiant, ne quid inter privatum et magistratum differat, ferunt laudibus et mactant honoribus, ut necesse sit, in ejusmodi republica plena libertatis esse omnia; ut et privata domus omnis vacet dominatione, et hoc malum usque ad bestias perveniat; denique ut pater filium

„Wenn die demokratisch verwaltete, nach Freiheit dürstende Stadt schlechte Weinschenken zu Vorständen erhält, die sie ihr ohne Maaß ungemischt darreichen bis zur Berauschung, so züchtigt sie ihre Vorstände, wenn sie nicht sehr nachgiebig sind und ihnen nicht reichliche Freiheit geben, und schilt sie als verruchte und oligarchische Männer; diejenigen aber, die den Obrigkeiten Gehorsam leisten, schmäht sie als nichtswürdige Knechte (ἐθελοδούλους), während sie die Obrigkeiten lobt und ehrt, die sich den Untergebnen, und die Untergebnen, die sich den Obrigkeiten gleich stellen. Muß nicht in einem solchen Staate die Freiheit sich über Alles verbreiten, und die Anarchie in den Privathäusern und endlich selbst

---

metuat, filius patrem negligat, absit omnis pudor, ut plane liberi sint; nihil intersit, civis sit an peregrinus; magister ut discipulos metuat et iis blandiatur, spernantque discipuli magistros; adolescentes ut senum sibi pondus assumant, senes autem ad ludum adolescentium descendant, ne sint iis odiosi et graves: ex quo fit, ut etiam servi se liberius gerant, uxores eodem jure sint quo viri; quin tanta libertate canes etiam et equi, aselli denique, liberi sint et sic incurrant, ut iis de via decedendum sit. Ergo ex hac infinita, inquit, licentia haec summa cogitur, ut ita fastidiosae mollesque mentes evadant civium, ut, si minima vis adhibeatur imperii, irascantur et perferre nequeant: ex quo leges quoque incipiunt negligere, ut plane sine ullo domino sint.

bei den Thieren Wurzel schlagen? — Wie meinst Du das? — Ich meine, der Vater wird sich gewöhnen dem Sohne gleich zu seyn, und sich vor ihm zu fürchten, der Sohn aber wird dem Vater gleich seyn, und vor den Eltern weder Scheu noch Furcht hegen, um frei zu seyn. So wird auch der Insasse dem Bürger, der Bürger den Insassen gleichgestellt werden, und der Fremdling auf dieselbe Weise. — In einem solchen Zustande wird sich der Lehrer vor den Schülern fürchten und ihnen schmeicheln, die Schüler aber den Lehrer geringschätzen; desgleichen auch die Pädagogen. Ueberhaupt aber werden es die Jungen den Alten in Worten und Handlungen gleichthun; die Greise aber sich mit den Jungen auf Spaß und Kurzweil einlassen, um nicht ungefällig und herrisch zu scheinen. — Wie groß endlich auch die Freiheit und Gleichheit bei den Weibern in Rücksicht auf die Männer und der Männer bei den Weibern ist, hätten wir fast vergessen zu sagen. Daß aber auch die Thiere hier freier sind als anderwärts, wird niemand leicht glauben, der es nicht erfahren hat. Denn recht eigentlich sind hier, nach dem Sprichworte, die Hunde wie die Herrinnen; und Pferde und Esel, gewohnt, gar frei und würdevoll einherzugehn, werfen auf dem Wege jeden, der ihnen nicht ausweicht, zu Boden. Und so ist denn auch alles Uebrige voll von Freiheit. — Siehst Du

aber wohl was die Hauptsache ist, wie aus diesem allen zusammengenommen, die Seele der Bürger so verzärtelt und empfindlich wird, daß sie nichts, was der Knechtschaft nur ähnlich ist, ohne Unwillen erträgt; so daß sie zuletzt sich weder um geschriebne noch ungeschriebne Gesetze mehr kümmern."

Wer sich hier an das erinnert, was in Frankreich zunächst auf die Juliustage des Jahres 1830 folgte, als sich das suveräne Volk einen ihm gleichen Vorstand, den Vollstrecker seines höchsten Willens, in dem Bürgerkönige gewählt zu haben glaubte; an die Circularbriefe der Gesellschaft aide-toi; an die Manifeste jenes andern Vereins der Volksfreunde; an die Herabsetzung des Alters der Wähler auf 25 Jahre; an die Aufstände der Studirenden gegen ihre Lehrer und gegen den Staat, gegen die Gesetze der Kammer und die Befehle des Oberhauptes; an die Forderung einer freien Kirche ohne Priester; an die Aufhebung der erblichen Pairschaft; endlich, um nicht alles Einzelne zu erwähnen, an den ärgerlichen Aufruhr, welcher sich innerhalb und außerhalb der Deputirten-Kammer erhob, als (d. 4. Jan. 1832) einem Minister der Ausdruck Unterthan entschlüpft war: wer sich an dieses und ähnliches erinnert, der wird zugeben, daß wir nicht mit Unrecht in der platonischen Schilderung der aus-

gearteten Demokratie eine Weissagung unsrer Zeit gefunden haben.

2. Die Kunst einen Staat zu verwirren, ist mit tiefer Einsicht von Pascal vorgezeichnet, und in Frankreich vom Jahr 1789 an in Ausübung gebracht worden. L'art de bouleverser les états, sagt er, est d'ébranler les coutumes établies, en sondant jusque dans leur source pour marquer leur défaut d'autorité et de justice. Il faut, dit-on, récourir aux loix fondamentales et primitives de l'état, qu'une coutume injuste a abolies, et c'est un jeu sûr pour tout perdre: rien ne sera juste à cette balance. Eine vollkommen wahre Behauptung! Keine menschliche Verfassung, keine Einrichtung, kein Besitz und Genuß hält die Prüfung aus, welche seinen Ursprung bis auf die letzten Wurzeln verfolgt; jeder ruht zuletzt mehr oder weniger auf irgend etwas Willkührlichem, auf etwas Angenommenen, auf einer Täuschung auch wohl, ja auf einer Ungerechtigkeit. Am Ende muß Alles ausgerottet, die Wüste, welche hierdurch entsteht, muß von Neuem bepflanzt werden, und diese neue Schöpfung ruht denn nun doch wieder auf der Willkühr, nicht blos der Einsicht, sondern der That. Derjenige, der das Gesetz der Verjährung, das Erbrecht, die gesetzmäßige Thronfolge aufgefunden oder festgestellt hat, hat für das Wohl der Menschheit besser gesorgt, als die,

welche mit weniger Weisheit, wenn gleich mit guter Absicht vielleicht, das Bestehende wegen der Mängel seiner Entstehung bekriegt, und neue Formen der Staaten auf eine zerbrechliche Tafel von Menschenrechten oder auf den Traum eines gesellschaftlichen Vertrages gegründet haben. Die religiöse Gesetzgebung Numa's gründete die Größe Roms durch eine Täuschung, und ihr allmähliges Erlöschen entsprang aus ganz andern Ursachen als aus dem Aufhören des Glaubens an eine Egeria. Und jenes Fundamental-Gesetz des Glaubens und der bürgerlichen Ordnung, welches Moses seinem Volke von den Höhen des Sinaï brachte, hat es nicht bis auf den heutigen Tag bestanden, lange nachdem man aufgehört hat, an den Finger Gottes zu glauben, der die Tafeln des Zeugnisses beschrieben hatte?

3. In den Ueberbleibseln von Cicero's Werke De Republica heißt es (I. p. 35. ed. Heinr.) unter andern: Virtute gubernante rempublicam quid potest esse praeclarius? cum is qui imperat aliis, servit ipse nulli cupiditati; cum quas ad res cives instituit et vocat, eas omnes complexus est ipse, nec leges imponit populo, quibus ipse non pareat, sed suam vitam, ut legem, praefert suis civibus. Qui si unus satis omnia consequi posset, nihil opus esset pluribus. Bei diesen Worten denkt man an Friedrich den Zweiten, von dem Lord Dover in

dem Leben dieses Königs sagt: „Die große Eigenthümlichkeit in Friedrichs Character ist, daß er die Verrichtungen eines Königs gerade so betrieb, wie Andre das Geschäft, von dem sie leben. Seine ganze Zeit war seinen Pflichten gewidmet; er studirte sie sorgfältig, übte sie auf das Gewissenhafteste, ließ sich weder durch Gunst noch Furcht von der einmal betretenen Bahn abwenden, verachtete das Vergnügen, und hielt seine Günstlinge in einer solchen Entfernung, daß er stets Herr seiner selbst blieb. Allerdings war sein Wille Gesetz, doch nur weil sein Wille unter dem despotischen Befehle seiner Pflicht stand. Wäre er der Selbstbeherrschung eben so unfähig gewesen, wie z. B. Ludwig der Vierzehnte, so würde er gleich diesem Monarchen von Jedem, der zu seiner Umgebung gehörte, geleitet worden seyn — von seiner Mätresse, seinem Minister, seinem Kammerdiener — und anstatt der tugendhafte Despot zu seyn, der er war, würde die Welt nichts weiter an ihm wahrgenommen haben, als einen lasterhaften Sclaven, der mit den Zierden des Königthums und den äußerlichen Zeichen der Herrschaft geschmückt ist." — Mit dem Gefühle der Würdigkeit, das nur ein so pflichtgetreuer Fürst haben kann, sprach er das Wort aus, que le Roi doit être le premier fonctionaire de l'état. ein Wort, das oft angeführt, und noch öfter von unverständigen Lobred=

nern der Volkssouveränetät gemißbraucht und verkehrt gedeutet worden ist.

4. Ein Schriftsteller, welcher über Widerstand, Empörung und Zwangsübung der Staatsbürger gegen die bestehende Staatsgewalt (Braunschweig 1832) geschrieben hat, meint, die Aufgabe sey, „solche Staatsordnungen zu erschaffen, durch die jeder Mißbrauch der Staatsgewalt, und eben dadurch jede Empörung unmöglich gemacht wird." Die Lösung dieser schönen und großartigen Aufgabe ist, so viel uns bekannt, noch nicht gegeben; sie war aber längst von den Mosynöken gefunden, einem kleinen, aber streitbaren Volke am schwarzen Meere, das sich hinter hölzernen Festungen zu vertheidigen pflegte. Ihre Wohnungen bestanden aus hölzernen Thürmen. In dem höchsten derselben wohnte der König. Dieser, ohne Zweifel der würdigste im Volke, wurde durch freie Wahl zu dieser Würde erhoben; dann aber in enger Haft gehalten, und wenn er einen schlechten Befehl gab, einen ganzen Tag mit Hunger bestraft*). Was außerdem von diesem

*) Pompon Mela. I. c. 19. Mossyni turres ligneas subeunt, notis corpus omne persignant, propatulo vescuntur, promiscue concumbunt et palam. Reges suffragio deligunt, vinculisque et arctissima custodia tenent, atque ubi culpam prave quid imperando meruere, inedia totius diei afficiunt. Ausführlicher spricht hierüber Apollon.

weisen und gesitteten Volke erzählt wird, kann man in der untergesetzten Anmerkung lesen. Der Dichter der Argonautenfahrt — offenbar ein serviler Mann — beklagt den König, indem er sagt: „Der König, in dem höchsten Thurme sitzend, spricht den Völkern Recht; der Arme! (σχέτλιος)! Denn wenn er Etwas dabei versieht, schließen sie ihn diesen Tag über ein, und lassen ihn hungern." Außerdem aber wird er auf gemeinsame Kosten gefüttert.

5. Das, was den Jacobinismus verabscheuungswürdig macht, ist, daß er die Freiheit durch die Tyrannei herbeiführen will.

6. Nie wird die Weisheit der Menschen mehr zur Thorheit, als wenn sie unternimmt, die menschliche Gesellschaft durch Gesetze so zu organisiren, daß Jeder genöthigt seyn soll, nicht blos das, was unrecht ist, zu unterlassen, sondern auch das Rechte und Gute zu thun. Könnte ein solches Unternehmen gelingen, so wär' es um Freiheit und Sittlichkeit gethan. Eben nicht weiser ist es, die ausübende Macht in einem Staate

---

Rhod. II. 1016 — 1030. wo der Scholiast sich auf das Zeugniß des Ephorus und Nymphodorus beruft. Da der König (nach Dio Chrys. Or. XIV. p. 443) nicht von seinem hohen Thurme herabsteigen darf, so geschah es einstmals, daß er mit sammt seiner Wohnung von Xenophons hellenischem Heere verbrannt wurde (Xenoph. Anab. V. 4. 26).

so zu beschränken, daß sie aus dem vorgeschrieb-nen Geleise nicht ausschreiten kann. Freudigkeit in Erfüllung der Pflicht ist dadurch unmöglich gemacht. Und doch kann kein Werk gedeihen, das nicht mit Freudigkeit gethan wird.

7. Die alten Staaten haben Großes gewirkt, nicht durch den künstlichen Organismus ihrer Verfassungen, sondern durch ihre Einfachheit. Aber sie lagen an zwei starken Ankern fest, an den Sitten und der Religion. Als diese gerissen waren, flutheten sie den Winden und Wellen Preis gegeben, und sanken endlich in Nichtigkeit.

8. In den alten Staaten hatte das Alter einen gesetzmäßigen Vorzug. In Kreta mußten die Richter bejahrte Männer seyn; Jünglinge durften keine Veränderungen in den Gesetzen vorschlagen. So war es auch in Sparta und Athen. Gewiß zum Heil des Staates. Nicht wegen der Erfahrung des Alters und seiner Klugheit, sondern seiner Reife wegen. Das Geschäft der Jugend ist das Erzeugen; das Geschäfte des Alters prüfen, ausbilden und vollbringen. So war es im Alterthum, und so konnte es seyn bei der Einfachheit der Verwaltung und ihrem stetigen Gange. In der Verwickelung der unsrigen, wo nichts wächst, sondern Alles gemacht wird, genügt das nicht mehr. Wir leben nicht von weisem Rathe, sondern von Einfällen, die der Jugend am leichtesten kommen. Darum

wird auch keine unsrer Verfassungen alt. Die Verfassungen der Alten waren Sterne; die unsrigen sind Meteoren gleich. Oft haben sie auch nur den Glanz einer Beleuchtung zur Feier eines Festes, wo die Lichter in der Dämmerung angezündet, und um Mitternacht ausgelöscht werden.

9. Solon, der Gesetzgeber, war zugleich ein vortrefflicher Dichter. Seine Poesie ist mild und gemüthvoll, reich an Weisheit und voll sanften Schmerzes über die Noth der Menschen und des Lebens Verworrenheit. Und nicht Spiele der Jugend waren seine Elegien, sondern Früchte seiner grauen Haare, nicht Uebungsstücke der Eitelkeit, sondern Ausbrüche tiefen Gefühls, dem Mittheilung Bedürfniß war. So war auch seine Gesetzgebung gemüthvoll und mild, und eben darum so weise, weil sie dem Volke angemessen war, dem er sie gab. Nicht die beste überhaupt, wie er selbst sich darüber erklärte, sondern die angemessenste. Dieser treffliche Mann, der durch geheuchelten Wahnsinn seinem Volke Salamis gewann; der dem Könige der Lydier, unbestochen von seinem Reichthum und um seinen Unwillen unbekümmert, mit milder und einfacher Rede den Sinn des Lebens deutete; dieser Mann, den gelehrten, starren, oft gemüthlosen Gesetzgebern der modernen Welt gegenüber, stellt er nicht das ganze alte hellenische Leben in sein rechtes Licht, und ist er nicht der lebendige Commentar zu dem,

was uns in der Gestaltung der hellenischen Welt räthselhaft ist?

10. Aus Gutem kömmt Gutes. Die Verfassungen der hellenischen Staaten erwuchsen aus Religion und Vaterlandsliebe, die selbst auch Religion war. Aus dem edeln Saamen gingen herrliche Früchte hervor.

Lykurgus begann seine Laufbahn mit einem großen und edeln Opfer. Seine Gesetze empfing er in dem Glauben an die Götter, und wie sie in Frömmigkeit und Gottesfurcht empfangen waren, so wurden sie auch aufgenommen, und Jahrhunderte hindurch als ein heiliges Vermächtniß bewahrt. Auch Solons Gesetzgebung ging aus der Begeistrung der Tugend hervor. Die Wärme dieser Begeisterung erbte fort und fort, und, wie sehr sich auch die Zustände verändert haben, nie ist sie ganz erloschen, so lange noch ein Rest der alten Gesetze übrig war*). Ist wohl Gleiches

*) Plutarch sagt in seiner Schrift gegen Kolotes (II. p. 1125. D): „Das erste in der Gesetzgebung ist der Glaube an Gott. . . Man findet Städte ohne Mauern, ohne Könige, ohne Wissenschaften und Reichthümer, unbekannt mit Theatern und Gymnasien; aber eine Stadt ohne Tempel und Götter, die keine Gebete braucht, keine Eide, keine Opfer um Gutes zu erlangen und Böses abzuwehren, hat Niemand gesehn und wird Niemand sehn: sondern es scheint mir, daß eine Stadt eher ohne Grund und Boden, als daß

von Euern Gesetzgebungen zu hoffen, durch die ihr die Staaten zu ordnen wähnt, ohne Gott und Tugend, nur auf Erwerb äußrer Macht, auf Vermehrung des Reichthums, und auf blendenden Glanz bedacht? In Selbstsucht empfangen, erzeugen sie Selbstsucht, und gehen oft schon vor Euern Augen unter, und keine Klage erschallt an ihrem Grabe, während der Untergang jener alten, auf weise Gesetze gegründeten Freiheit noch jetzt fühlenden Herzen Thränen entlockt.

11. Die Alten umpflanzten ihre Tempel mit Hainen, die, unberührt und unverletzt, indem sie die Geschichte vergangener Jahrhunderte zu erzählen schienen, die Geister der Vorfahren um das Heiligthum des Gottes versammelten. So pflanzten sie auch in ihren Staaten für die Ewigkeit. In ihren Gesetzen wohnte ein Gott; und der Glaube an diesen Gott, nicht die äußere Gewalt, erzeugte Gehorsam. Schon dem alten Ursprunge dieser Gesetze hing die Idee der Heiligkeit an; mit frommer Scheu wagte man Veränderungen, so wie die Veränderung der alten Gottesverehrung Frevel war. Gehorsam ward hier zur Religion. Wo aber die Gesetze, die Verfassungen, die Grundsätze täglich wechseln, wo man überall die profane Hand des Schreibers

---

eine Verfassung ohne den Glauben an die Götter bestehen könne."

sieht, seine wohlbekannte Stimme hört, und sein Thun mit seinen Worten vergleichen kann — da erscheint Vielen, auch edeln Gemüthern, der Gehorsam gegen das Gesetz wie ein lästiger Herrendienst. Ohne Freudigkeit wird er geübt, und ohne Bedenken vernachlässigt; ja, dem Gesetze zu trotzen, wird für edel gehalten. So ruht das Gebäude des öffentlichen Wohls auf Triebsand, oder bietet im besten Falle den Anblick eines Adonis-Gartens, der für das Auge in Scherben gezogen, ohne Früchte über Nacht verwelkt. Dann verschwindet aller Ernst aus dem Leben; nur der Augenblick wird beachtet, und des vergangenen Tages nicht mehr gedacht, wohl aber mitten im Genusse des heutigen schon nach dem nächsten, und der neuen Lust geseufzt, die er im Schooße trägt.

12. Wenn man, wie in unsern Tagen behauptet worden ist, vom Perikles sagt, er habe das Volk verführen wollen durch Schauspiele, festliche Aufzüge, kostspielige Bauten und Götterbilder, sich dabei aber erinnert, daß diese Schauspiele die hohen und unübertroffenen Tragödien des Sophokles, diese Bauten das Parthenon und die Propyläen, diese Götterbilder Werke des Phidias waren; so scheint es mir, daß man durch jenen Vorwurf seinem Volke und Zeitalter das größte dankbare Lob ertheilt. Und auch ihm selbst. Was für ein Mann muß der seyn, der

durch solche Mittel verführen, der durch Emporheben zu dem Höchsten und Edelsten das Volk für seine Verwaltung gewinnen will! Was er gab, waren keine Cocagnen, keine Feuerwerke und Transparents. Es waren Werke nicht für den Tag, sondern für die Ewigkeit; nicht Spiele der augenblicklichen Ergötzung für Kinder, sondern Schöpfungen des tiefsten Ernstes, unergründlich und unerschöpflich; für die, die sie genossen, eine Quelle der Begeistrung; und für Jeden, der davon hört, ein Gegenstand würdevoller Sehnsucht.

13. Eine thatenreiche Geschichte und das Andenken großer Ahnherrn ist für jedes Volk ein unschätzbares Erbtheil. An ihm richtet sich der Glaube und die Tugend der Welt und Nachwelt auf. Die Kraft des Beispiels, menschlicher und milder als die Macht der Gesetze, pflanzt sich von Jahr zu Jahr fort, und wer das Wort des Gesetzes unbeachtet läßt, den schreckt das warnende Bild der Vergangenheit. An dieser Erbschaft waren die Alten, Griechen und Römer, unermeßlich reich. Die Sagen aus der Heroenzeit — für die meisten Völker verloren — wurden ihnen durch den Heldengesang erhalten, und die Thaten ihrer einheimischen Fürsten strahlten in der Farbenpracht einer verklärenden Poesie aus der Nacht des grauen Alterthums in alle folgende Zeiten herein. Neue Thaten schlossen sich an die alten an, und indem sie die alten Erinne-

rungen auffrischten, boten sie selbst wieder zu neuen Stoff. Und noch lebt ihr Andenken in Dichtern, Geschichtschreibern und Rednern, und wird fortleben, so lange noch in edeln Gemüthern der Sinn für einfache Größe lebt, und in der eigennützigen Geschäftigkeit des Marktes nicht alle Sehnsucht nach den höhern Ansprüchen des Geistes erstorben ist.

14. Wie zu Capua einst Pacuvius Calavius bei einer revolutionären Reinigung des Senates nicht gestattete, daß ein veurtheilter Senator ausgestoßen würde, bis ein besserer für seine Stelle gefunden wäre, was nicht zu leisten war; so können wir auch bei der strengen Prüfung, denen die gelehrten Schulen jetzt von Neuem und von mehrern Seiten her ausgesetzt sind, nicht erlauben, daß man die classischen Studien aus ihnen verbanne, bis man uns etwas anderes zeigt, woran sich der Geist der Jugend auf gleiche Weise und mit besserm Erfolge aufrichte. Rechenkunst und Statistik ist dieses Andre sicherlich nicht.

15. Je künstlicher die Einrichtung der Staatsmaschine wird, desto mehr verbreitet sich der Wahn, daß Religion und Tugend entbehrlich in ihr sey, oder durch den Mechanismus des Staates hervorgebracht werden könne. Und von der andern Seite, je mehr das belebende Princip der Gottesfurcht und Tugend aus dem Staate weicht, desto künstlicher muß der Mechanismus werden,

bis man endlich zu der Einsicht gelangt, daß das, was man im Vertrauen auf die äußern Mittel aufgeopfert hat, durch keine Kraft des Verstandes ersetzt werden könne.

16. Mancher pedantische Stoiker hat gewähnt, daß, wenn nur das Unkraut der Leidenschaften aus dem Gemüthe ausgerottet wäre, die Ceder der Tugend sich von selbst erheben würde. So dachten die Griechen in ihrer bessern Zeit nicht. Vielmehr meinten sie, daß, so wie ohne Sonne kein frohes Gedeihen des Ackers möglich sey, so auch ohne die Gluth der Leidenschaft nichts Großes empor komme. Die Sonne, die bei ihnen den Saamen großer Thaten und edler Gefühle reifte, war die Begeisterung der Vaterlandsliebe, der Freiheit und des Ruhmes.

17. Im Alterthume gab es für hochstehende Männer, wenn sie im Unglück Erniedrigung erwartete, der sie nur durch einen freiwilligen Tod zuvorkommen konnten, keine Entschuldigung, wenn sie diesen Ausweg flohen. Jugurtha und Perseus schienen die Mißhandlungen verdient zu haben, an denen sie starben, weil sie sich den Tod nicht selbst gegeben hatten*); während Kleopatra ein

*) Da Perseus vernahm, daß er bei dem Triumphe des Siegers erscheinen würde, suchte er diese Schmach von sich abzuwehren, missis ad Aemilium, qui orarent, ne in triumpho duceretur. Risit Aemilius hominis ignaviam, et, Id quidem, in-

beflecktes Leben durch einen muthvollen Tod entsühnte. Auch der König der Marcomannen Maroboduus, wird getadelt, daß er den Glanz seines frühern Lebens verdunkelte, indem er aus allzu großer Liebe zum Leben sich gefallen ließ, unter dem Schutze der Römer ruhmlos in der Verbannung zu altern*). Dagegen wird Otho gepriesen, weil er seine Niederlage und den Verlust der Herrschaft nicht unmännlich ertrug, sondern sich, um das Blut seiner Getreuen zu schonen, den Tod gab**). — Alle Schmach, mit welcher Sapor den besiegten Kaiser Valerianus belastete, war durch die Feigheit verschuldet, mit der er, nach erlittener Niederlage, den Tod floh, und die selbst nach seinem Tode noch einen Schatten auf den römischen Thron warf. In früherer Zeit hatten sich Männer, um der Tyrannei zu trotzen, freiwillig dem Tode geweiht. Als Mamercus Scaurus wegen nichtiger Ursachen, obgleich nicht schuldlosen Lebens, angeklagt worden war, eilte er der Verurtheiluug zuvor, aufgefordert zu dieser That durch seine Gattin,

---

quit, in ipsius et pridem fuit, et nunc est, manu ac potestate: tacite monens, ut generosa morte id, quod metuebat, dedecus effugeret. Liv. 45, 39.

*) Tacit. II. Annal. 63. non excessit Italia per duodeviginti annos; consenuitque, multum imminuta claritate ob nimiam vivendi cupidinem.

**) Tacit II. Hist. 47—49.

die sein Loos freiwillig theilte*). Denn auch in Weibern lebte der Römersinn, welcher Schande mehr als den Tod fürchtete, und mehr als Eine zeigte ihrem minder entschlossenen Manne den Weg, den er zu gehen hatte. Die schöne That der Arria ist Niemanden unbekannt.

18. Sismondi fängt sein Werk über die italienischen Freistaaten mit der Behauptung an, „die wichtigste Folgerung, die man aus der Geschichte ziehen könne, sey, daß die Verfassung der Staaten bei weitem die wirksamste Ursache in der Bildung des Characters der Völker sey; daß ihre Tugend, so wie das Gegentheil davon, fast ganz das Werk der Gesetze sey." Diese Behauptung ist irrig, indem sie die Folge für die Ursache setzt, weil, wie natürlich, die Folge auch auf die Ursache zurückwirkt. Dieser Irrthum von der bildenden Kraft der Gesetze ist oft auch bei wohlgesinnten Menschen die Quelle großer Fehlgriffe, der revolutionären Tyrannei, und des Despotismus derer geworden, die sich berufen glaubten, Erzieher der Völker zu seyn. Der Character und die Sitte des Volkes geht vor den Gesetzen und der Verfassung her, und nur diejenige Gesetzgebung ist wirksam, welche aus seinem Character

*) Scaurus, ut dignum veteribus Aemiliis, damnationem anteit; hortante Sextia uxore, quae incitamentum mortis et particeps fuit. Tacit. VI. Ann. 29.

hervorgeht und der Abdruck seiner Sitten ist*).
Sie kann diesen veredeln oder verunstalten; schaffen kann sie ihn nicht.

19. Die Mängel und Gebrechen einer Regierungsform, oder der factischen Regierung selbst an's Licht zu ziehn, und in hellen Farben dem Tadel auszustellen, kann als Gegenstand der Beredtsamkeit zum Ruhm führen; die Wirkung aber, die hieraus entspringt, wird entweder unfruchtbare Unzufriedenheit, oder greuelvolle Empörung seyn. Heilsamer und weiser ist es, die Wirkung in's Licht zu stellen, welche der Character, die Denkungsart und die Sitten des Volkes auf die Regierung haben, und die Gebrechen der letztern durch Veredelung von jenen zu heilen. Keine Regierung in der Welt, wie gewaltsam sie auch seyn mag, kann in die Länge dem Character auch nur der Einzelnen widerstehn, wie viel weniger dem compacten Willen eines ganzen Volkes, der aus seinem Character hervorgeht. Alles kömmt also darauf an, daß dieser zur Tüchtigkeit ausgebildet sey. Hierzu nach Kräften zu wirken, ist ein weiseres und heilsameres Geschäfte, als das Volk durch beredte Klagen über die Regierung zu erbittern.

**) Von Deutschland sagt Tacitus: plus ibi boni mores valent, quam alibi bonae leges. German. c. 19.

20. Die demagogische Beredtsamkeit unsrer Tage gleicht nur allzu oft dem Geräusch, das in der Oper das Schlagen hölzerner Waffen auf Schilde von Pappendeckel verursacht. Man sollte nicht so viel Aufhebens davon machen, weder im Guten noch im Bösen.

21. Feurige Freunde der Freiheit, die sie durch thätiges Eingreifen mit redlichem Sinne fördern wollen, gleichen meist denjenigen, die im Alterthume zur Höhle des Trophonius gingen, um ihre Wißbegierde zu befriedigen. Haben sie sich ihr einmal genähert, so werden sie durch eine unsichtbare Gewalt in die Tiefe hinabgerissen; und nachdem sie vieles gesehen und erfahren haben, worauf sie gar nicht gefaßt waren, kommen sie an einer ganz andern Stelle an das Licht, als wo sie eingestiegen waren. Die Meisten haben von jener Zeit an das Lachen verlernt; und die, denen es noch geblieben ist, kennen nur das sardonische.

22. Es gibt nichts was die Völker so schnell über die Grenzen der Gerechtigkeit und Mäßigkeit hinwegführt, als das Streben nach der Meeresherrschaft. Keinem Volke hat es auf die Länge Segen gebracht; denn fester Grenzen ermangelnd, ist diese Art der Herrschaft die Mutter der Mißgunst und des Betruges, der Gewaltsamkeit und Tyrannei, das heißt, der schlimmsten Uebel, die aus einer giftigen Quelle nur immer entspringen

können. Daher sind die Werke der Alten ihrer Anklage voll. Wem das Wohl seines Volkes am Herzen liegt, sagt Plato, der wird sich hüten eine Stadt am Meere zu gründen; er wird das Meer als einen Lehrer des Bösen fliehen; indem es für das tägliche Leben zwar eine gewisse Süßigkeit hat, in Wahrheit aber eine Nachbarschaft voll von Bitterkeit ist*). Auf diese Uebel mochte das Wort des Epimenides deuten**), als er sagte: Wenn die Menschen nicht blind gegen die Zukunft wären, so würden die Athenäer Munychia (damals ihren Seehafen) mit ihren eignen Zähnen zerstören; sie wüßten aber nicht, wie viele Uebel ihnen dieser Ort bringen würde. — Die Uebel der athenienfischen Thalassokratie aber waren die Ausartung der Volksherrschaft in Ochlokratie, der Haß der Bundesgenossen, endlose Kriege und zuletzt das Joch der Unterwürfigkeit unter fremde Gewalt. Wohl mochten die Siege Cimons blenden, als er den Feind an den Küsten von Asien aufsuchte; oder die Macht der Flotte, mit der Alcibiades zur Eroberung Siciliens auszog; aber dieser Glanz

*) Plato de Legg. IV. p. 705. A. Vergl. De Geer Diatr. in Politices Platonicae Principia. p. 41. f.

**) Corays in den Anmerkungen zu Hippokrates de Aere et Locis p. XXIII. Plutarch Vita Solon. c. 12.

erlosch in dem Hafen von Syracus und bei Aegospotamoi; große Uebel betrafen den Staat, und wenn auch bisweilen wiederum das Gestirn des Ruhms über Athen aufflammte, so geschah es nur um die Thaten der Ungerechtigkeit vergangener Zeiten von neuem zu beleuchten.

23. In dem Gallischen Kriege befanden sich bei Cäsar's Heere zwei Centurionen, Titus Pulsio und Lucius Varenus, beides tapfre Männer, aber in unaufhörlichem Streite begriffen, indem jeder den Vorzug verlangte. Eines Tages, als das römische Lager von dem Feinde hart bedrängt wurde, sagte Pulsio zu seinem Gegner: „Was bedenkst Du Dich, Varenus? worauf wartest Du? Der heutige Tag wird über unsern Streit entscheiden." Mit diesen Worten tritt er aus der Verschanzung, eilt auf die Feinde zu, wo sie am dichtesten stehn, und tödet den ersten von diesen, der aus der Menge hervortritt, mit dem Wurfspieße. Alle Geschosse sind nun auf ihn gerichtet; ein Spieß, der durch sein Schild und Wehrgehenke dringt, hindert ihn sein Schwert zu ziehn. Er wird umringt. Jetzt eilt ihm Varenus zu Hülfe, der seinem Beispiele gefolgt war, und treibt die Feinde zurück; fällt aber beim Verfolgen, und wird nun seiner Seits umringt. Pulsio rettet ihn. Viele der Feinde werden getödet. Die beiden Gegner aber kehren unverletzt in das Lager zurück; beide siegreich;

beide Retter und beide gerettet. Wer von ihnen den Vorzug verdiene, blieb auch jetzt noch unentschieden. (Caesar de Bello Gall. V. 44).

Möchten doch alle Ehrenhändel auf eine solche Weise geschlichtet werden!

24. Ennius läßt, wie Cicero berichtet*), in einem seiner Trauerspiele den Neoptolemus sagen, „er finde es nöthig zu philosophiren; aber mit wenigen, nicht durchaus" (paucis, nam omnino non placet); und indem er diesen Ausspruch im Allgemeinen tadelt, entschuldigt er ihn doch mit dem Kriegsleben des Redenden. Ennius sprach in dem Sinne seiner Zeit und des römischen Volkes, dem die Philosophie so verächtlich vorkam als das müßige Volk, von dem ihm der Name davon zugeführt worden war; und wer sich nur ein wenig in den Schriften des großen Redners umgesehen hat, weiß auch, wie nöthig es dieser Philosoph in der Toga fand, da wo er auf die Gesammtheit wirken wollte, seine Neigung zu dem, was sich nach Volksbegriffen nur mit dem Pallium griechischer Müßiggänger vertrug, zu verläugnen**). Ein tüchtiger Mann,

---

*) Tuscul. Qu. II. 1.

**) In diesem Sinne läßt er auch den Redner Antonius den ebenerwähnten Ausspruch des Neoptolemus billigen, indem er sagt: Ego ista studia non improbo, moderata modo sint: opinionem

meinten die Römer, habe im Staate so Vieles und Wichtiges zu thun, daß er keine Zeit übrig behalte, Dingen nachzugrübeln, die außer dem Bereiche des menschlichen Geistes lägen, und deren Unergründlichkeit schon daraus erhelle, daß Leute, die ihr ganzes Leben damit hinbrächten zu philosophiren, doch nie damit fertig würden, und sich in ihren Meinungen auf die lächerlichste und ärgerlichste Weise widersprächen. Diese Gesinnung, die mit dem durchaus practischen Geiste des römischen Volkes in vollkommnem Einklange war, erhielt sich auch unter veränderten Umständen bis auf die spätere Zeit, so daß Tacitus von Agricola rühmen durfte, „er habe sich in seinem Streben nach philosophischer Erkenntniß, von dem er mit größerer Lebhaftigkeit, als einem Römer und Senator gezieme, fortgerissen worden, durch die Klugheit seiner Mutter hemmen und zügeln lassen *)." Im Grunde ist hierinne nichts auf-

---

istorum studiorum et suspicionem artificii apud eos, qui res judicent, oratori adversariam esse arbitror. Imminuit enim et oratoris auctoritatem et orationis fidem. De Oratore II. 37. Mit jenen ersten Worten stimmt selbst Seneca (Epist. XIV. 10, 11.) überein: Ceterum philosophia ipsa tranquille modesteque tractanda est.

*) Vit. Agric. c. 4. Doch rühmt der Geschichtschreiber diese Beschäftigung sobald sie auf das wirkliche Leben gerichtet, und nicht ein Spiel der Eitelkeit ist, wie in der Characteristik des Helvidius Priscus. Histor. IV. 5. ingenium illustre

fallendes, und niemand zweifelt, daß es auch unter uns eine Menge practischer Männer gibt, denen die Philosophen die unnützeste Classe der Gelehrten und das unbrauchbarste Glied des Staatskörpers scheint, und die bei allem Wechsel der Systeme fest an der Ueberzeugung halten, daß der menschliche Geist seine Kraft nicht aus den leeren Räumen der Speculation, sondern, wie Antäus, aus der mütterlichen Erde ziehen müsse. Jene führe nur zur Phantasterei, und nicht selten zu etwas noch schlimmern. Wenigen dieser Gegner der speculativen Philosophie mag vielleicht bekannt seyn, daß einer der tiefsinnigsten Dichter, der Verfasser des verlornen Paradieses, bis auf einen gewissen Punkt mit ihnen zusammenstimmt, wenn er in der Schilderung der mannichfaltigen Beschäftigungen der gefallnen Engel sagt:

Auf einem Hügel saßen Andre fern:
Beschäftigt mit dem Höhern sprachen sie
Von Providenz, Vorkenntniß, Schicksal, Wille,
Unwandelbarem Schicksal, freiem Willen,
Und absoluter Vorkenntniß; und tief
Verwirrt im Irrsal fanden sie kein Ziel.
Viel Streit war auch was Gut und Böse sey,

altioribus studiis juvenis admodum dedit; non ut plerique, ut nomine magnifico segne otium velaret, sed quo firmior adversus fortuita rempublicam capesseret.

Vom Zweck des Elends und Glückseligkeit,
Von Leidenschaft und Apathie, von Ruhm
Und Schande. Lauter eitle Wissenschaft,
Und falsche Weisheit der Philosophie.

---

25. Appian, welcher viele einzelne Züge aus der greuelvollen Geschichte des zweiten Triumvirats aufbewahrt hat, erzählt*) nach der Geschichte einer Frau, die, als sie ihren Mann nicht hatte retten, und auch von seinen Mördern nicht hatte erhalten können, daß sie mit ihm getödtet würde, ihr Leben durch freiwilligen Hunger geendet hatte; folgendes Beispiel weiblicher Ruchlosigkeit als Gegensatz. Die Gemahlin des Septimius, die mit einem Freunde des Triumvirs Antonius in verbotnem Umgange lebte, wollte aus ihrem Verführer einen Ehemann machen, und benutzte hierzu die Proscription. Auf ihr Anstiften wird Septimius auf die Liste der Verurtheilten gesetzt. Als dieser nun, unbekannt mit den Gesinnungen seines Weibes, sich in seinem Hause zu verbergen sucht, stellt sie sich freundlich gegen ihn, schließt ihn ein, und hält Wache bei ihm, bis die Mörder kommen. An demselben Tage aber, wo Septimius gemordet worden war, feiert sie die Hochzeit mit ihrem Buhler.

Wir setzen dieser Unthat eine ähnliche Schänd-

---

*) De Bell. civil. IV. 23.

lichkeit aus der Geschichte des unsittlichen Hofes Carls des Zweiten von England gegenüber. Hier lebte die Gräfin Shrewsbury mit dem Herzoge von Buckingham in einer strafbaren Verbindung. Ihr Gemahl fordert den Herzog heraus, und bleibt. Bei dem Zweikampfe war die Gräfin als Jokey verkleidet gegenwärtig, und hielt das Pferd ihres Liebhabers. Nach verübtem Morde brachte er die Nacht bei ihr zu.

26. Die Schilderung, welche Cicero in der Rede gegen den Verres (II. Or. III. 4) von der Gesinnung und dem Betragen des alten römischen Adels gegen den neuen (die novos homines) macht, wird noch jetzt, bei gleichen Verhältnissen, an manchen Orten wahr und treffend gefunden werden. Nachdem hier der Redner dem Vertheidiger des Angeklagten, der, wie sein Client, einer patrizischen Familie angehörte, dargethan hatte, daß es seine Pflicht sey, einen Mann zu hassen, der die Rechte des Volkes mit Füßen träte, fährt er fort: Quid? illa quae leviora videntur esse, non cujusvis animum possunt movere? quod ad tuam ipsius amicitiam ceterorumque hominum magnorum atque nobilium faciliorem aditum istius habet nequitia et audacia quam cujusquam nostrum virtus et integritas? Odistis hominum novorum industrias; despicitis eorum frugalitatem; pudorem contemnitis; ingenium vero et virtutem

depressam et extinctam cupitis; Verrem amatis. — Hunc vestri janitores, hunc cubicularii diligunt; hunc liberti vestri, hunc servi ancillaeque amant; hic quum venit, extra ordinem vocatur; hic solus introducitur; ceteri, saepe frugalissimi homines, excluduntur. Ex quo intelligi potest, eos vobis esse carissimos, qui ita vixerunt, ut sine vestro praesidio salvi esse non possint.

27. La Fontaine sagt in einer seiner Fabeln:

Des Hofes Gunst währt einen Tag;
Ja kaum so lang; kaum einen Morgen;
Sie zu erhalten kostet Müh' und Sorgen;
Geht sie verloren, folgt ihr die Verzweiflung nach*).

Dieses war, wie es scheint, zu seiner Zeit Wahrheit. Wenigstens wird von Racine erzählt, daß, als ihm der König, wegen eines unbedachten Wortes, oder einer andern Armseligkeit wegen, seine Gunst entzog, der Schmerz darüber ihn aufzehrte. Darüber wundert man sich bei einem etwas schwächlichen Dichter nicht. Aber es gab noch andre Leute, denen man größere Kraft hätte zutrauen sollen, und die doch nicht weiser waren als er.

---

*) Les faveurs de la cour
Durent à peine un jour:
On les conserve avec inquiétude,
Pour les perdre avec désespoir.

Der Marschall von Boufflers, ein Mann von ausgezeichneter Tapferkeit, festem und ernstem Character, unermüdlich in seinem Geschäfte, und von einer unbefleckten Rechtlichkeit*), zog sich durch einige Forderungen, die das rechte Maaß zu übersteigen schienen, das Mißfallen des Königs zu. Der Marschall liebte und verehrte den König; man konnte sagen, er bete ihn an; und die Ungnade, die er erfuhr, und gegen die er kein Mittel sah, drückte ihn zu Boden. Ein düstrer Unmuth bemächtigte sich seiner; sein bisheriger Ruhm galt ihm nichts mehr; und er, den in den Gefahren des Krieges die Besonnenheit nie verlassen hatte, unterlag der Verzweiflung über den Verlust einer Gunst, die er früher mit so manchem unwürdigen getheilt hatte.

Uebrigens kann, um ernsthaft zu sprechen, nichts unverständiger seyn, als die Verachtung einer solchen Sinnesart. Nach fast sechstausend Jahren trauert die gesammte Menschheit noch über den Verlust des Paradieses, den sie nicht einmal selbst verschuldet hat; und man will es

*) Rien de si surprenant, sagt der Duc de Saint-Simon (Mémoires II. p. 295.), qu' avec un esprit aussi courtisan — il ait conservé une probité sans la plus légère tâche, une générosité aussi parfaitement pure, une noblesse en tout du premier ordre, et une vertu vraie et sincère qui ont continuellement éclaté dans tout le cours de sa conduite et de sa vie.

23*

einem Hofmann verargen, wenn er sich zu Tode grämt, weil er dieses Besitzes durch den Unwillen seines Herrn verlustig gegangen ist? Oder ist etwa der Hof nicht das Paradies? und ist es etwa schwer darzuthun, daß, wenn alle Tugenden von der Erde entflohen wären, man sie an den Höfen als ihren eigentlichen Wohnsitzen aufsuchen müsse?

Diesen Beweis hier zu unternehmen, würde zu weit führen. Aber auf einiges will ich doch hindeuten, was gewöhnlich übersehen oder ganz verkehrt ausgedeutet wird. Erstlich, was das characteristische Kennzeichen des goldnen Weltalters d. h. eines paradiesischen Lebens ist, herrscht an den Höfen die vollkommenste Gleichheit. Wer von gutem Adel und folglich hoffähig ist, mag er auch noch so arm an Geld und Geist seyn, er hat auf Achtung nicht weniger Anspruch als der geistvollste Staatsmann, oder als der bürgerliche Nabob, mag dieser auch, nach dem englischen Ausdrucke, Millionen werth seyn. Gegen Beleidigungen, nicht blos der Geringern, sondern der Vornehmsten ist er durch seine Geburt geschützt; und wenn sich einer seiner Pairs gegen ihn vergeht, so hat er das Mittel der Vergeltung bei der Hand. Dies ist das, was dem Hofadel bis auf den letzten Hofjunker herab, das Selbstvertrauen gibt, mit dem er in der Welt auftritt, und womit der vornehme Anstand zusammenhängt, den Niemand sonst nachahmen kann, ohne in

Carricatur zu verfallen. Dazu aber muß man gewissermaaßen am Hofe geboren, und gleichsam ein Porphyrogeneta seyn. Der größte Feldherr der österreichischen Monarchie, der Feldmarschall Laudon, entbehrte diesen Vortheil; daher verließ ihn auf dem glatten Boden des Hofes das Vertrauen, das er an der Spitze seines Heeres dem Feinde gegenüber in so vollem Maaße besaß. Wo ist Laudon? fragte einst an einem großen Hoftage Maria Theresia den Herzog von Aremberg. Hinter der Thür, Ihr Majestät, antwortete dieser, wie immer, höchst verlegen und beschämt so viele Verdienste zu haben.

Der meiste Heldenmuth herrscht an den Höfen und unter den Hofleuten, wenn dieser, wie Jedermann weiß, nicht darinne besteht, daß man sich blindlings in die Gefahr stürzt, sondern in der Ausdauer. Wer aber kömmt in dieser Tugend den Hofleuten gleich? Ist nicht ihr Hofdienst selbst eine immerwährende Schule der Geduld? Aufwarten kömmt von Warten her; und worinne besteht denn der Dienst eines Kammerherrn als in Warten und Aufwarten? Als der Cardinal Fleury den Abbé Bernis, der sich ihm zu einer Stelle empfahl, mit den Worten zur Ruhe wieß: So lange ich lebe, werden Sie nie eine Stelle bekommen; antwortete er mit der Kaltblütigkeit eines vollendeten Hofmanns, das heißt, eines Helden: Ich werde warten, Emi-

nenz. — Diese wenigen Worte enthalten einen Schatz von Weisheit, wie sich durch den Erfolg bewies. Der Cardinal starb, und der lockre Abbé kam in die Gnade der königlichen Mätresse; dann aus der Gnade; dann in das Ministerium und aus dem Ministerium, ward Bischof, Erzbischof und Cardinal; aber in keiner der mannichfaltigen Phasen seines Lebens verlor er die Geduld, bis er endlich als französischer Gesandte am römischen Hofe nichts weiter zu erwarten hatte als den Tod und ein glänzendes Leichenbegängniß.

Eben so herrscht auch an den Höfen das meiste Christenthum. Die Schrift sagt: Seyd unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat. Und wer ist unterthäniger als der Hofmann gegen den, der Gewalt über ihn hat? — Ferner heißt es: Gehet ein durch die enge Pforte, denn der Weg ist schmal, der zum Leben führt. Hier macht sich die Anwendung ebenfalls von selbst, da Jedermann weiß, daß auf breitem und geradem Wege Niemand zur Gunst gelangt; und daß in der Fabel der magre Fuchs nur durch einen engen Ritz (per angustam rimam) in die volle Vorrathskammer dringen konnte. Weiter hin heißt es: So dir Jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den Andern auch dar. Dieses schwere Gebot, dessen Beobachtung einem Edelmanne ganz unmöglich seyn würde, ist natürlich nicht in eigentlichem

Sinne zu nehmen; im uneigentlichen aber wird es von dem Hofmanne streng beobachtet. Wenn sein Fürst, oder der muthmaßliche Thronfolger, oder der erste Minister ihn beleidigt und kränkt, er weiß sich zu mäßigen, wie Ulysses, der bei den Mißhandlungen der schmausenden Freier zu sich sagt:

> Dulte geruhig, mein Herz! Du ertrugst wohl
> größere Schmach schon.

Ein anderes Gebot des Evangeliums ist: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen sollt; auch nicht für euern Leib, was ihr anthun sollt. Euer Vater d. h. der Fürst auf seinem Throne, sorgt für euch alle. Diesem Gebote gemäß trachten gute Hofleute nach nichts so eifrig, als nach einem Platze an der fürstlichen Tafel, indem sie, wie ebenfalls die Schrift gebietet, auf die Lilien sehn, die schön und fröhlich wachsen, ohne zu arbeiten. Denn auch darin bewähren sie ihr Christenthum, daß sie die Arbeit den Heiden d. i. dem Volke überlassen*), das eben darum nicht

*) Cassaneo Catal. Gloriae Mundi p. 8. 49. sagt vom Neapolitanischen Adel: Sedentes in atriis, in hemicyclis, aut in equitando se nobiles profitentur. Mercaturam ut rem vilissimam exhorrent, adeo fastu nobilitatis tumentes, ut quantumvis egenus atque inops citius fame interiret, quam filiam vel opulentissimo mercatori matrimonio collocaret, mavultque furtis et latrocinio, quam honesto quaestui vacare. Michael von

hoffähig ist, während sie selbst die hohen und höchsten Ziele verfolgen. Denn müssig sind sie keineswegs. Die nothwendigen Besuche und andre unerlaßliche Pflichten der Höflichkeit, die Aufwartungen an der Tafel, auf der Jagd, beim Ball — Alles das, was schon Cicero die Arbeit eines römischen Hofmanns, den labor ambitus, im Dienste des souveränen Volkes nennt — es fordert, zumal in einer großen Stadt, unendliche Anstrengungen der körperlichen und geistigen Kräfte. Nur selten ist es mit der leiblichen Gegenwart gethan; auch der Geist des Hofmannes muß unablässig in Spannung seyn, um nichts zu vernachlässigen, günstige Augenblicke im Fluge zu haschen, sich immer liebenswürdig zu zeigen, und wenn in seiner Brust auch ein Ungewitter tobt, über diesem den ungetrübten Sonnenschein einer heitern Stirn zu zeigen.

Endlich herrscht an Höfen auch was die Kirche immer wünscht und nie erlangt, Einheit des Glaubens und Abwesenheit der Ketzerei. Während in Frankreich zur Zeit der Ligue, das

---

Loen gibt in seinem Buche vom Adel ein langes Verzeichniß von Gewerben, die ein Edelmann nicht treiben dürfe; darunter ist auch die Spionirerei. Doch setzt er (S. 406) hinzu, es gäbe auch ehrliche Spione. Denn so wären „heut zu Tage die Gesandten und Residenten, die sich an den Höfen aufhielten, nichts anders als privilegirte Kundschafter."

Volk im größten Zwiespalt über die Lehre war, sagten die Hofleute des Königes: „Ich glaube an den König und an seine Mutter. Ein anderes Glaubensbekenntniß weiß ich nicht!" Diese Glaubenstreue ging denn auch so weit, daß sie sagten, „sie glaubten àn Gott, weil der König daran glaube; im entgegengesetzten Falle würden sie sich bemühn dasselbe, nemlich das Gegentheil, zu thun."

Ich könnte auch noch beweisen, daß die Hofleute ächte Kosmopoliten und in sofern wahre Sokratiker sind; dieser Beweis aber mag für eine andre Zeit aufgespart bleiben.

28. Die Hellenen achteten an dem Menschen vornemlich das, was ihn zum Menschen macht, Muth des Geistes und Stärke des Körpers; gesunden Verstand und Kraft der Rede. Mechanische Geschicklichkeiten und Gelehrsamkeit standen in ihrer Achtung fern. Jeder Knabe weiß jetzt von der Geschichte andrer Völker, von Himmel und Erde mehr als zu Miltiades Zeit die ersten Männer im Staate; und als aus den Museen der Könige Vielwisser hervorgingen, war der Ruhm des hellenischen Volkes mit der Freiheit untergegangen. Bildung aber und Ehrfurcht vor den Urhebern hellenischer Bildung erhielt sich auch noch in einer späten und ausgearteten Zeit. Fort und fort rühmte sich Smyrna seines Homer, Theben seines Pindarus, Keos des Simonides,

Mitylene der Sappho, und so jedes Land der edelsten und geistvollsten Förderer der höhern Cultur*). Wie viel Einwohner aber von Pasewalk mögen wissen, daß Lessing, oder von Stendal, daß Winkelmann, oder von Zeblin, daß Kleist, oder von Mohrungen, daß Herder ihnen angehörte und ihr Mitbürger war?

29. Was Heraklitus**) von denen sagt, welche nach Gold graben, daß sie viele Erde umwühlen müssen, um einige wenige Körner zu finden, das kann auch auf die Forscher des Alterthums angewendet werden.

30. Die schlimmsten Feinde des Alterthums sind nicht die, die es verachten und verspotten, sondern die, welche es, mit erheuchelter Ehrfurcht, zu bloßem Prunke mißbrauchen, und indem sie es bald mit modernem Witze schminken, bald mit leerer Emphase verschleiern, in dem schönen und reinen Spiegel immer nur ihre eigne Gestalt sehn.

31. Mit Recht vergleicht Plutarch***) den Biographen mit dem Mahler schöner Gestalten, welcher ihre Mängel zwar nicht ganz übergehn, aber auch nicht geflissentlich nachbilden dürfte. Eben so müsse der Geschichtschreiber, da es schwer

*) Aristides Epit. in Alex. Tom. I. p. 85. (142).

**) Clemens Alex. Strom. p. 565.

***) Leben Kimons 2. Cap.

oder unmöglich sey, einen ganz fleckenlosen Gegenstand zu finden, vor allen Dingen der Wahrheit durch Darstellung des Schönen nachstreben, die Mängel und Schatten aber nicht mit übermäßiger Genauigkeit ausmahlen, sondern nur andeuten, gleichsam erröthend über die menschliche Natur, daß sie keine vollendete Schönheit und Tugend hervorbringen könne.

32. Wenn ich eine Geschichte von Griechenland schriebe, so würde ich mich vor allen Dingen bemühn, die sittliche Größe und Tüchtigkeit des hellenischen Volkes in das hellste Licht zu setzen, unbekümmert um den Vorwurf der Parteilichkeit, den man mir machen könnte, weil ich überzeugt bin, daß es ohne Parteilichkeit keine rechte Geschichte alter Zeiten geben könne. Denn wie man den einzelnen Menschen nicht nach dem beurtheilen muß, was ihm mißlungen ist, sondern nach seinem Streben, wie auch immer der Erfolg gewesen seyn mag; so müssen wir auch in der Geschichte der Völker vor allen Dingen die sittliche Kraft in den Augen haben, aus der ihre Thaten hervorgegangen sind, wozu es nicht der Kritik, sondern der Liebe bedarf. Wenn die Geschichte eine Lehrerin der Menschheit ist, wie man sagt, so ist sie es nicht dadurch, daß sie die Klugheit gängelt, was leicht eher zum Bösen als zum Guten führt; auch nicht indem sie zu den abgenutzten Lehren der Märkte und Hallen Beispiele

liefert; sondern dadurch, daß sie den Glauben an die in dem Menschen wohnende Kraft und die Macht der Ideen stärkt. Dieses geschieht aber nicht blos dadurch, daß sie das Gute und Lobenswerthe erzählt, sondern auch durch die Darstellung des Bösen, das unaufhörlich mit dem Guten kämpft, und, siegend oder besiegt, die Tugend bewährt. Denn auch das Böse, das aus übel angewendeter Kraft entspringt, ist der Betrachtung werth, und in der Geschichte des hellenischen Volkes hat es bis auf die Zeit hin, wo der Fußtritt der römischen Macht die Quelle der Tugend, die Freiheit, zerstörte, nicht an Beweisen großer Kraft gefehlt. Das Licht der Sonne ist auch, wenn sie von Gewölk umdüstert untergeht, stark und mächtig.

33. Es ist allerdings schwer für den Geschichtschreiber, wie Plutarch klagt*), bei jeder Sache die Wahrheit zu finden, die auf der einen Seite durch die Entfernung der Zeit, auf der andern durch Gunst und Mißgunst der Zeitgenossen getrübt wird. Um in dem Gemisch des Wahren und Falschen, das der Stoff der Geschichte ist, die Wahrheit herauszufühlen, bedarf es eines sittlichen Instinctes, welcher durch Welterfahrung nicht erworben, wohl aber erhöht und geschärft wird, und ohne den alle Anstrengungen

*) Leben des Perikles Cap. 13.

einer zerlegenden Kritik weit eher in den Irrthum als zur Wahrheit führen. Unter den alten Geschichtschreibern besaß keiner diesen Instinct in einem höhern Grade als Tacitus.

34. Fräulein Sonntag hat Deutschland verlassen*). Zahllose Blicke sind ihr sehnsuchtsvoll über den Rhein bis zu den Ufern der Seine gefolgt, und nicht wenige suchen jetzt in den öffentlichen Blättern eben nur den Namen der Bewunderten und die Geschichte ihrer glänzenden Erfolge auf. Ihre Reise glich einem Triumphzuge, und seitdem Napoleon Bonaparte von der Bühne der Welt abgetreten ist, hat kein Name so viele Lippen und Herzen in Bewegung gesetzt, als Fräulein Sonntag.

Man rühmt die Kunstliebe des Alterthums, und wenn wir Einigen von denen glauben wollten, die der Jugend die Vorzüge der Alten und ihre Begeisterung für alles Schöne der Kunst pflichtmäßig anrühmen, so wären wir Hyperboreer kaum aus der Barbarei herausgetreten, wenn wir nicht etwa noch gar darinne stecken. Aber man weise uns doch in dem ganzen hellenischen Alterthume ein einziges Beispiel eines Enthusiasmus für die Schauspielkunst nach, der auch nur von fern dem Enthusiasmus für Henriette Sonntag gliche! Kaum drei oder vier Namen

*) 1828.

von Schauspielern sind ganz zufällig durch die Nacht der Zeiten bis zu uns gedrungen, und von diesen dankt der eine diese Auszeichnung einer Sünde gegen seine Kunst, der andre einem noch schlimmern Grunde [1]). Von Schauspielerinnen weiß man nun vollends gar nichts, aus dem einfachen Grunde, weil in Athen, wie in Rom, die herrschende Meinung von Zucht und Sitte nur Männern die Bühne öffnete, bis diese im Fortgange der Zeit in den Pantomimen der Römer auch von Frauen betreten wurde. Und auch von dieser Gattung der Schauspielerinnen, was wissen wir von ihnen? Von einer derselben, der Mima Kytheris, daß sie in unanständiger Vertraulichkeit mit dem Triumvir Antonius lebte, und dieser Verbindung wegen, nicht wegen ihrer Kunst, von den Schmeichlern ihres hochgestellten und vielvermögenden Freundes geehrt wurde [2]); und von einer andern, aus späterer Zeit, der berüchtigten Theodora, daß sie durch Kunststücke der verächtlichsten Art nicht nur in die Arme, sondern auf den Thron eines byzantinischen Autokraten kam, nachdem sie in den Armen vieler seiner Sclaven gelegen hatte [3]).

Wenn der Ausspruch eines alten Schriftstellers wahr ist, daß eine Kunst oder Wissenschaft immer da am schönsten blüht, wo sie die meiste Ehre genießt, so müssen wir schon von vorn herein annehmen, daß die Schauspielkunst nie

auf einer solchen Höhe gestanden habe, als jetzt, und daß der letzte Comödiant der kleinsten Truppe, die in einem kleinen Bade die Macht der Langenweile zu brechen strebt, fast ein Roscius seyn müsse. Freilich wird nicht Jedem und Jeder solche öffentliche Huldigung zu Theil, wie der vorhin genannten; am wenigsten sind die Gastwirthe geneigt, aus reiner Liebe zur Kunst die Annahme der Bezahlung zu verweigern; aber alle gehören doch zu dem großen Heere und nehmen insofern Theil an dem Ruhme, den die Vergötterung Einiger über das Ganze verbreitet. Blicken wir dagegen auf das Alterthum, was finden wir da? Bei dem ersten Volke der Welt, bei den Römern, war der Stand des Schauspielers ehrlos [4]); und Cicero selbst getraute sich nicht, seine Bewunderung des größten Schauspielers seiner Zeit ohne einen Seitenblick auf das Verächtliche der Kunst, die er trieb, auszudrücken: „Roscius, sagt er, ist ein so vortrefflicher Künstler, daß er allein würdig scheint sich auf der Bühne zu zeigen; und ein so vortrefflicher Mann, daß er allein würdig scheint sie nie zu betreten" [5]). Die Geschichte des sechzigjährigen römischen Ritters Laberius, und seine rührende Klage, als Julius Cäsar ihn veranlaßt hatte, in einem Mimus zu spielen, ist bekannt:

Ergo bis tricenis annis actis sine nota
Eques Romanus Lare egressus meo

Domum revertar minus. nimirum hoc die
Uno plus vixi mihi quam vivendum fuit [6]).

Als er aber von der Bühne herabgestiegen war, schenkte ihm der Dictator das Zeichen der auf den Bretern verlorenen ritterlichen Würde; und 500 Sestertia, um ihn seinem vorigen Stande zurückzugeben.

Das menschliche Leben, so wie es sich in dem civilisirten Europa gestaltet hat, ist aus Widersprüchen zusammengesetzt. Religion und Gesetze verbieten den Zweikampf; aber ein Mann, der eine Ausforderung abweist, oder den ihm angethanen Schimpf ungerächt läßt, gilt für entehrt; und ist er ein Officier, so dient Niemand mit ihm. In Rom strömt die Masse des Volks zu der Bühne, die sich ihm nur an hohen Festen der Götter öffnet, um hier Vergnügen zu suchen; aber die, welche ihm dieses Vergnügen verschaffen, gelten für ehrlos. Und wie lange ist es denn etwa, daß diese Meinung auch in dem neuen Europa die herrschende war? Und haben wir nicht bei Talma's Leichenfeier neben der ehrenvollsten Apotheose die schmähligste Herabwürdigung des Standes erlebt, dem dieser neue Roscius angehörte?

Der kirchlichen Hierarchie war dieser Stand immer ein Greuel. Sie mochte guten Grund dazu haben, denn allem Anscheine nach war nicht blos das Leben seiner Mitglieder, sondern

auch die Darstellung auf der Bühne selbst sittenlos genug. Die alten Kirchenlehrer behaupten deshalb, ein Christ könne dem Schauspiele nicht beiwohnen, ohne seinen Glauben zu verleugnen, und den Taufbund zu verletzen, in welchem er dem Teufel und allen seinen Werken zu entsagen gelobt habe. So lange also ein Schauspieler sein Geschäfte trieb, wurde ihm der Genuß der Sacramente versagt, und er verfiel unfehlbar in den Kirchenbann, wenn er zu der Bühne zurückkehrte. Das Concilium zu Elvira (im J. 305) warf die Schauspieler in eine Classe mit den Wagenführern der circensischen Spiele, und schloß die einen wie die andern von der Gemeinschaft der Kirche aus; und dieser Beschluß wurde vierhundert Jahre später in so weit bekräftigt, daß die Histrionen auch durch die bürgerliche Gesetzgebung für personae infames erklärt wurden, die nicht einmal eine Klage vor Gericht bringen durften. Mehr als ein Concilium jenes Zeitalters verbot den Bischöfen und Priestern, bei Strafe der Suspension und strenger Büßungen, den Schauspielen beizuwohnen; welchem Verbote ein kaiserliches Gesetz den Grund beifügte, daß die Seele von Lastern nicht rein bleiben könnte, wenn das Ohr den schmutzigen Scherzen roher Histrionen offen stehe.

Grund genug, wie gesagt, mochte zu dieser strengen Beurtheilung des Schauspielwesens vor-

handen seyn, und der Sache selbst eine sittlichere Richtung zu geben, dazu war die Zeit nicht geeignet. Merkwürdig aber ist die Inconsequenz, die sich auch hierbei kund gab; indem die Könige an großen Hoftagen, troß der geistlichen und weltlichen Censuren doch nicht umhin konnten, Schauspieler herbeizurufen, und sogar, um sich dem Volke gefällig zu beweisen, ihren Vorstellungen beizuwohnen. Der Hang zu dieser Art von Belustigungen war also unbesieglich; und da die Kirche, die zu allen Zeiten Milde mit Strenge zu vereinigen gewußt hat, das Volk nicht davon heilen konnte, entschloß sie sich das weltliche Spiel durch Aufnahme in ihren Schooß zu heiligen. Demnach wurden bei feierlichen Umgängen den Priestern Tänzer zugesellt, die den kirchlichen Bet- und Buß-Gang meist mit einem Possenspiele endigten. Eines der ältesten, und ohne Zweifel das anstößigste dieser Possenspiele war das Narrenfest, das, wie man sagt, von einem Patriarchen in Constantinopel erfunden, durch ganz Europa verbreitet wurde, und so fest wurzelte, daß jeder Versuch der Abstellung den heftigsten Widerstand fand. Dieses Fest ist allzu oft beschrieben worden, als daß wir uns hier dabei verweilen dürften. Wenn man aber hört, daß selbst die Geistlichkeit bei der Feier desselben auf die lächerlichste Weise vermummt der Messe beiwohnte, um den celebrirenden Priester her

sprang und tanzte, neben ihm am Altar aß, würfelte und Karte spielte, unehrbare Lieder absang, und die unanständigsten Geberden dazu machte, — lauter Umstände, die durch die vollgültigsten Zeugnisse bestätigt sind — so ist es leicht sich ein Bild von dieser geistlichen Belustigung zu machen, die den Unfug der ausgearteten heidnischen Schauspiele wenigstens dadurch überbot, daß sie nicht, wie jene, von profanen Histrionen, sondern von Priestern gegeben wurde. Mit ihr wurde in mehrern Kirchspielen das Fest des Esels vereinigt, zu Ehren des verachteten Thieres, das an der ersten Wiege des Heilands der Welt gestanden, und ihn bei seinem Einzuge in Jerusalem getragen hätte 7). Sein Ruhm wurde dabei in einer Reihe von Strophen verherrlicht, deren jede mit Hé Sire âne hé endigte, welche Worte die versammelte Geistlichkeit mit großem Geplärre und Nachahmung des Esels-Geschreis wiederholte. Die Sorbonne erhob um die Mitte des 15ten Jahrhunderts ihre Stimme gegen diese Greuel; aber umsonst. „Unsre Vorfahren, sagten die Freunde des Festes, haben es gefeiert; warum sollten wir ihrem Beispiele unfolgsam seyn? Die Narrheit ist mit dem Menschen geboren; sie hängt ihm unauflöslich an, und es ist heilsam, ihr wenigstens von einer Zeit zur andern freien Lauf zu lassen. Der brausende Wein würde die Fässer sprengen, wenn man ihm

nicht zu Zeiten Luft machte; auch uns würde der gewaltige Wein der Weisheit sprengen, wenn wir ihn durch ununterbrochne Frömmigkeit in beständiger Gährung erhalten wollten." Ja, ein Doctor der Theologie zu Auxerre vertheidgte öffentlich den Satz, daß das Narrenfest so gut wie jedes andere kirchliche Fest, unter Gottes Schutze stehe, und noch überdieß vor vielen andern den Vorzug eines höhern Alters habe.

Weniger bekannt ist das von den Dominicanern erfundene Schauspiel-Fest des Rosenkranzes, das besonders zu Venedig gefeiert zu werden pflegte. Bei diesem trat die Auswahl der männlichen Jugend in der Gestalt und Tracht von Engeln auf, denen weibliche Heilige folgten, unter welchen die h. Katharina von Siena die erste Rolle spielte. Vor ihr geht ein Kind her, das in der einen Hand einen Blasebalg, in der andern einen Besen trägt; denn in dieser Gestalt war einstmals das Jesuskind bei der Heiligen eingetreten, um sich ihr als Kammerdiener anzubieten. Um die Jungfrauen, welche das Chor der Heiligen bildeten, schwärmte eine Schaar junger Teufel mit langen Schweifen, Hörnern und Krallen, die durch seltsame Stellungen die Andacht der frommen Kinder zu stören suchten, bisweilen auch sich Freiheiten herausnahmen, die weder dem Anstande, noch der Heiligkeit des Festes zusagten. Aehnliche Vermummungen und

Possen waren bei dem Frohnleichnamsfeste in Aix [8]) gebräuchlich, von dem Millin in der Reise nach dem südlichen Frankreich [9]) eine anziehende Beschreibung gibt, aus welcher erhellt, daß der dabei gewöhnliche Umgang eine geistliche Pantomime war, die den Sieg der christlichen Religion über die Götter des Heidenthums darstellen sollte.

Nachdem auf diese Weise die Kirche zur Bühne, die Priester zu Mimen geworden waren, lag der Gedanke nicht fern, die Bühne zur Kirche und die Schauspieler zu Predigern zu machen. Jetzt entstanden, entweder in dem Schooße oder unter dem Schutze der Kirche, in Spanien die Autos sacramentales, in Italien die Commedie spirituali, in Frankreich die Mistères, und in Deutschland die geistlichen Komödien. Der Inhalt dieser Schauspiele war immer aus der Bibel oder der Legende genommen; ein Theil davon war ernsthaft behandelt, der andre lustig, und in dem lustigen Theile war es meist der Teufel, der die Hauptrolle spielte. Die theologische Gelehrsamkeit wurde dabei nicht gespart, und oft war es wieder der Teufel, der in der Theologie am besten zu Hause war. Daß er damit dennoch am Ende immer den Kürzern zieht, und entweder durch die Jungfrau Maria oder durch einen Heiligen mit allen seinen Ränken zu Schanden gemacht wird, versteht sich von selbst. Doch

schadet das nichts. Was er in eigner Person während der Haupthandlung an Ansehn verliert, gewinnt sein Reich im Nachspiele, wo aus der trüben Mischung der geistlichen Handlung der Spaß rein ausgeschieden, und die liederlichsten Possen den ganzen Platz der Bühne für sich einnehmen. Bald aber gewannen die Possen über die fromme Lehre die Oberhand; die ernsthaftern Mysterien wurden weniger von der Menge besucht; die Schauspielkunst trennte sich wieder von der Kirche, und wagte es unter dem Schutze der weltlichen Macht selbstständig aufzutreten.

Daß die Hierarchie diese Emancipation nicht mit Gleichgültigkeit ansah, war in der Ordnung. Die alten Beschlüsse der Concilien wurden wieder aus dem Staube hervorgezogen, die Schauspielkunst verdammt, die Schauspieler von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen, und wenn sie starben, ohne ihrem Stande reuvoll entsagt zu haben, des ehrlichen Begräbnisses beraubt. Es half nichts, daß Dichter vom ersten Range die dramatische Kunst von neuem zu der Würde erhoben, die sie in dem Zeitalter des Perikles behauptet hatte; es half nichts, daß Alle, die auf Geist und Bildung Anspruch machten, und die Könige selbst die edelste der Künste beschützten; auch das half nichts, daß in dem Mittelpunkte des katholischen Glaubens der Schauspieler für einen eben so guten Christen gilt, als jeder

andre; die Geistlichkeit des Landes, das sich als das aufgeklärteste an die Spitze der europäischen Civilisation stellt, die Geistlichkeit von Frankreich, beharrt bei den Aussprüchen der Concilien von Elvira und Arles, und wirft, seit der Restauration, die Reste der unbescholtensten Menschen, weil sie ihre Mitbürger durch eine edle Kunst ergötzt haben, nach wie vor, auf den Anger (à la voirie), um nicht, in geweihte Erde gelegt, durch ihre Nachbarschaft die Ruhe derer zu stören, die sie während ihres Lebens entzückt hatten. Hierdurch die tiefgewurzelte Kunst auszurotten, kann ihr nicht einfallen; auch kann ihr nicht unbekannt seyn, daß das ganze gebildete Europa sich gegen ihr Anathema empört, und die Schauspiele nach wie vor besucht; ja, daß ihr thörigtes Wirken nur die Kraft der Gegenwirkung verstärkt. Das Alles muß sie wissen und weiß es. Was will sie also? Sie will der Welt zeigen, daß sie wieder mächtig genug ist, um dem Urtheile von ganz Europa Trotz zu bieten.

Um die Zeit, wo in Deutschland die Schauspielkunst ihr Haupt allmählig erhob, wo Jünglinge von guter Abkunft und wissenschaftlicher Bildung gute Stücke, des Auslandes insbesondere, einlernten, vereint von Ort zu Ort zogen, und fast überall, wenn sie sich einer Stadt von Ansehn näherten, an der Grenze durch Abgeordnete der Magistrate bewillkommt und bewirthet

wurden, starb zu Paris (1673) der erste komische Dichter Frankreichs, ein begünstigter Diener des Königs, und, was mehr sagen will, ein Mann von dem edelsten Character und den reinsten Sitten. Die Genossen seiner Kunst und seines Ruhmes veranstalten ein Leichenbegängniß, wie es dem Verdienste des Todten angemessen war; aber der Erzbischof von Paris, Mr. de Harlai, tritt dazwischen, und versagt dem Priester Thaliens, der in der Ausübung seiner Kunst gestorben war, ein christliches Begräbniß. Entrüstet über solche Schmach eilt die Wittwe nach Versailles, wirft sich dem Könige zu Füßen, und fleht ihn an, das Andenken ihres Mannes nicht beschimpfen zu lassen. Aber so leicht war die Sache nicht zu schlichten. Wie eifersüchtig der König auch immer auf sein Herrscherrecht war, der Kirche gegenüber fühlt' er sich gelähmt, und entließ die Klagende mit dem Bescheide, daß Er in dieser Sache nichts thun könne; sie müßte sich an den Erzbischof wenden. Diesem aber läßt er sagen, er möchte die Sache so einrichten, daß Aergerniß und Aufsehn vermieden würde [10]). Der Erzbischof beschränkte nun sein Verbot dahin, daß die Beerdigung ohne Geräusch vollzogen würde. Zwei Priester begleiteten den Sarg; doch ohne Gesang; die Freunde des Dichters aber folgten ihm mit brennenden Kerzen nach. Der Ehrgeiz der Wittwe war durch dieses stille Begräbniß nicht

befriedigt[11]). Unaufhörlich rief sie: „Ist es nur möglich? einem Manne, welcher Altäre verdient, wird ein anständiges Begräbniß versagt!" — und als im nächsten Jahre ein strenger Winter einfiel, ließ sie auf dem Grabe ihres Mannes Holzstöße anzünden, wobei die Armen sich wärmen konnten. So glaubte sie im Sinne ihres Mannes zu handeln, und zugleich sein Andenken auf eine ungewöhnliche Weise zu ehren.

Sechzig Jahre später gab der Tod einer der größten Schauspielerinnen, die das französische Theater geschmückt haben, der Mademoiselle Le Couvreur, der Kirche neue Gelegenheit ihre Macht zu zeigen. Diese bei ihrem Leben vergötterte Schauspielerin, die von allen Dichtern ihrer Zeit gefeierte Geliebte des Marschalls von Sachsen[12]), war nach einer kurzen Krankheit gestorben (1730). Die Geistlichkeit behauptete ihr Ansehn. Der Leichnam wurde in tiefer Nacht und mit dem größten Geheimniß an das Ufer der Seine getragen, und an der Ecke der Rue de Bourgogne eingescharrt. Alle Freunde der Kunst und großer Talente trauerten; tiefer aber wohl keiner als Voltaire, dessen Ruhm zum Theile auf ihrem Talente ruhte. Seinem zürnenden Schmerze machte er in einer Elegie Luft, von der wir einige Zeilen hierher setzen, so gut wir sie in unsrer Sprache wieder geben können:

Sie, einst der Bühne Schmuck, des Vaterlandes
Ehre,
Die lebend Euch oft durch ein Wort beglückt,
Sie stirbt entehrt, weil sie die Welt entzückt.
Ihr hätte Griechenland Altäre
Erbaut, und hier wird ihr ein Grab versagt! —
Umsonst! Der Ort, wo jetzt ihr Hügel ragt,
Das traurige Gestad, das ihr Gebein umschließet,
Es ist geweiht durch sie, geschmückt mit ihrem
Ruhm.
Ihr Schatten weilet hier; der Liebe Zähre fließet;
So lange sich der Seine Strom ergießet,
Ist dieser Strand der Künste Heiligthum.

35. Es ist ein alter Glaube, daß das rohe Menschengeschlecht durch Musik zum Gefühl seiner innern Vorzüge gebracht worden sey *). Keine andre Kunst spricht gleich stark zu den Sinnen und zu dem Gemüthe. Gefühllos gegen Musik und ein Feind der Götter seyn, galt den Alten für Eins **); denn sie meinten, daß der Sterb-

---

*) Darum wurde dem Hermes, dem Bildner der Menschen zur Humanität, auch die Erfindung der Leier beigelegt. In demselben Sinne sagt Plato (de Legg. II. p. 654), daß Apollo und die Musen Beförderer der Bildung wären: ὁ μὲν ἀπαίδευτος, ἀχόρευτος ἡμῖν ἔσται· τὸν δὲ πεπαιδευμένον, ἱκανῶς κεχορευκότα θετέον. Ueber diesen Gegenstand ist gehandelt in den Verm. Schriften 3 Th. S. 262—281.

**) ὅσσα δὲ μὴ πεφίληκε Ζεὺς ἀτύζεται βοὰν Πιερίδων ἀΐοντα. Pindar. I. Pyth. 14.

liche, der sein Herz gegen die Harmonie der Musik verschließen könne, der Gunst der Götter, in denen die höchste Harmonie ist, nicht würdig sey.

Die Macht der Musik ist selbst bei Thieren sichtbar. Der alte Mythus sagt, reißende Thiere hätten sich um Orpheus und Amphion versammelt, und, wenn Phöbus Leier ertöne, schlummre der Adler mildbesänftigt auf Zeus Herrscherstab ein. In der Wüste wird der Gang des belasteten Kameels durch die Pfeife seines Führers geregelt und belebt; und im Felde scheint die kriegerische Musik das edle Roß mit einem Muthe zu erfüllen, der bisweilen vielleicht noch aufrichtiger ist, als der seines Reiters, der freilich die Gefahr besser kennt. Im Alterthume wurden auch die Heerden nach dem Tone der Syrinx geweidet, und, wenn man der Erzählung des Hirtenromanes von Longus Glauben beimessen darf, so hatte es mancher Hirt darinne zur Bewunderung weit gebracht. „Daphnis, sagt Jener, gab zuerst einen schwachen Ton auf seiner Flöte an, und alle Ziegen standen mit emporgereckten Häuptern; dann blies er den Weideton, und alle senkten die Köpfe und weideten; dann spielte er eine liebliche Melodie, und sie legten sich zahlreich nieder. Auf einmal stimmte er durchdringende Töne an, und die ganze Heerde sprang auf und floh nach dem Walde, als ob

der Wolf in der Nähe wäre. Aber bald nachher ließ er das Lied der Rückkehr ertönen, und sie kehrten aus dem Walde zurück, und legten sich zu seinen Füßen nieder."

Diese Beschreibung, obgleich aus einem Romane entlehnt, enthält nichts Unglaubliches. Doch noch besser beglaubigt ist die Beschreibung der Wirkungen eines Concerts, das man zu Paris im Jahre 1797 einem Elephanten-Paare gab, das durch seine gegenseitige Liebe, seinen Muth und Sanftmuth ein allgemeines Interesse erregt hatte.

Am 10ten Prairial des 6ten Jahres der Republik vereinigte sich eine Anzahl von Tonkünstlern, die Wirksamkeit der Musik auf diese Thiere zu versuchen. Das Orchester wurde über den Logen, in denen sie sich befanden, um eine Fallthür her angebracht, die nicht eher geöffnet wurde, bis Alles in Bereitschaft gesetzt war. In demselben Augenblicke wurde ein Trio gespielt. Die Thiere, die bis jetzt von ihrem Cornac beschäftigt worden waren, verließen sogleich ihr Futter, um nach dem Orte zu eilen, von wo die Töne kamen, und untersuchten die Oeffnung mit ihrem Rüssel; und erst, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß die Sache keine Gefahr habe, überließen sie sich den Einwirkungen der Musik. Eine Tanzmusik von etwas starkem und wildem Character setzte sie in eine ihrem Rhythmus ange-

messene Bewegung, die bald rascher, bald langsamer war. Von Zeit zu Zeit stießen sie ein durchdringendes Geschrei aus, das aber keinen Unwillen verrieth. — Eine zärtliche und einfache Melodie, die ohne Begleitung auf dem Basson vorgetragen wurde, wirkte auf die entgegengesetzte Weise; sie stellten sich unter das Orchester, hörten aufmerksam zu, und bewegten ihre Rüssel sanft hin und her. Kein einziger Schrei entfuhr ihnen. Ihre Bewegungen waren langsam und abgemessen; doch waren die Wirkungen nicht gleich bei beiden. Das Männchen behielt sein gesetztes Wesen; das Weibchen war leidenschaftlicher. Oft streichelte es das Männchen mit seinem Rüssel; drückte ihn an seine Brust, führte ihn an den eignen Mund, und dann zu den Ohren des Männchens. Auf einmal änderte sich die Scene. Das volle Orchester stimmte die Melodie an Ah ça ira an, welcher die Begleitung einer durchdringenden Pfeife einen sehr lebhaften Character gab. Hierdurch geriethen beide Thiere in die heftigste Bewegung. Das Weibchen wurde dringender; seine Schmeicheleien wurden lebhafter und ausdrucksvoller: als aber ein Adagio von zwei Stimmen eintrat, wurde es allmählig still, und senkte den Rüssel zur Erde. Die Melodie von Ah ça ira wurde noch einmal, aber in einem veränderten Character wiederholt und that keine Wirkung. Nach einigen

andern Musikstücken aber wurde jene Melodie in der ersten Tonart und mit einigen Stimmen vermehrt wiedergegeben. Die Wirkung hiervon war außerordentlich. Das Weibchen insbesondre gab Zeichen der innigsten Freude. Es lief hin und her, sprang und schrie, und, wenn es sich dem Männchen näherte, schlug es mit den Ohren, reizte ihn mit dem Rüssel, und gab ihm bisweilen sanfte Schläge mit den Hinterfüßen. Oft bäumte es sich, mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt, und stieß in dieser Stellung Töne des heftigsten Verlangens aus.

Nach einer Pause verlegte man das Orchester auf die Erde ganz in der Nähe der Logen. Eine Klarinette riß jetzt auch das Männchen aus seiner Gleichgültigkeit. Es näherte sich diesem Instrumente, streckte seinen Rüssel darnach aus, und indem es mit der größten Aufmerksamkeit zuhörte, gab es Aufwallungen von Geschlechtstrieb zu erkennen, die aber nicht lange dauerten, und nach nochmaliger Wiederholung von Ah ça ira ganz aufhörten. Die Waldhörner, mit denen das Concert beschlossen wurde, waren nicht im Stande, die Aufmerksamkeit der beiden Thiere von neuem zu spannen.

Anmerkungen.

1) Jener hieß Hegelochus. Als er einstmals in dem Orestes des Euripides die Rolle der Hauptperson spielte, machte er im 273ten V. ἐκ κυμάτων γὰρ αὖθις αὖ γαλήν' ὁρῶ. aus Mangel an Athem eine Pause nach γαλήν', so daß die Zuschauer γαλῆν zu hören glaubten, und die Meeresruhe sich ihnen in ein Wieselchen umwandelte Das kleine Versehn gab den Komikern jener Zeit reichlichen Stoff zum Lachen, wie die Scholiasten zu dem angeführten Verse und zu Aristophanes Ranis v. 306. erzählen. — Der andere Schauspieler, auf den hier gedeutet wird, ist Neoptolemus, den Demosthenes bei mehr als einer Gelegenheit als einen schlechten Bürger und eigennützigen Freund des Makedonischen Königes bezeichnet. S. von ihm unsre Anmerkun-

gen zu Demosthenes Staatsreden (2te Aufl. 1833) S. 253.

2) Während des Krieges zwischen Cäsar und Pompejus war Marcus Antonius Volks-Tribun, und genoß durch Cäsars Begünstigung große Macht in Italien. In dieser Würde fuhr er gegen den Gebrauch in einem Wagen von ausländischer Form (essedo); voraus Lictoren die Ruthenbündel mit Lorbeern geschmückt; zwischen diesen die Mima in offner Sänfte, welcher ehrenhafte Männer der Municipalitäten entgegen zogen, um ihr aufzuwarten. Cicero Philipp. II. 24. Vergl. die Briefe an Atticus X. 10. wo es heißt: Hic tamen Cytheridem secum lectica aperta portat, altera uxorem (richtiger wohl Lipsius: alteram uxorem): septem praeterea conjunctae lecticae amicarum sunt, an amicorum? womit auch Plutarch im Leben des Antonius c. 9. übereinstimmt.

3) Unter den Possen, die Theodora auf der Bühne getrieben hatte, ehe Justinianus sie zu sich auf den Thron erhob, erwähnen die Geschichtschreiber vorzüglich ihre Kunst die Backen aufzublasen, wenn es Ohrfeigen regnete. Ihre andern schlim-

mern Künste hat Prokopius in der Geheimen Geschichte des Justinianischen Hofes ziemlich ausführlich beschrieben; aber die Sittsamkeit des ersten Herausgebers Nicolaus Alemannus hat die schlimmsten Stellen unterdrückt, die deshalb auch in den nachfolgenden Ausgaben fehlen. Verloren sind sie darum nicht. Wer Lust hat kann sie mit La Monnay's lat. Uebersetzung in den Menagianis Tom. III. p. 255. ff. und besser noch in Huschke's Analectis literariis lesen p. 71. fl. Auszüge daraus hat sich auch Gibbon (History of the Decline and Fall of the R. E. ch. XI. Vol. VII. p. 63) zu geben erlaubt, wenn ihm schon die Würde der Geschichte nicht gestattete, so deutlich zu seyn, wie der Grieche gewesen war. Die Wendung aber, die er nimmt, um die Sache zum Theil mit Anstand zu sagen, das Uebrige durch den Schleier errathen zu lassen, ist sinnreich genug: After exhausting the arts of sensual pleasure, sagt er, she most ungratefully murmured against the parsimony of nature; but her murmurs, her pleasures and her arts must be veiled in the obscurity of a learned language.

4) In dem Edicto praetoris hieß es: Qui artis

ludicrae pronuntiandive causa in scenam prodierit, infamis est. Wer die Bühne betrat, wurde von dem Censor aus seiner Tribus ausgestoßen. Augustin. de Civ. Dei. II. 13. und in der lex Papia Poppaea wurden den Senatoren und ihren Nachkommen bis in's dritte Glied eheliche Verbindungen mit personis scenicis verboten. Mehreres hierher gehörige findet man gesammelt und erläutert in L. Gelbke Diss. de causis infamiae qua Scenicos Romani notabant. Lipsiae. 1835. 4. Unter den Kaisern änderte sich dieses in Beziehung auf die Pantomimen, und die Schilderungen, die Seneca (Quaest. Natur. VII. 32.) von den Ausschweifungen des Enthusiasmus gegen einen Bathyllus und Pylades macht, könnten kaum bei uns passender seyn. Die edelsten Jünglinge erniedrigten sich zu mancipiis pantomimorum; Männer und Weiber wetteiferten mit einander, sie zu begleiten (mares inter se uxoresque contendunt, uter det latus illis). Diesem Scandal Einhalt zu thun erließ der Senat einen Beschluß des Inhaltes, daß kein Senator das Haus eines Pantomimen betreten; wenn er ausginge, kein römischer Ritter ihn begleiten, oder ihn anderswo

als im Theater schauen sollte; Mangel an Zucht bei den Zuschauern könne der Prätor mit dem Exil bestrafen. Tacit. Annal. I. 77.

5) Oratio pro Qinct. 24.

6) Macrob. II Saturn. c. 7.

7) Ein anderes ihn ehrendes Fest wurde zu Verona begangen. Christus hatte dem Esel, der ihn am Tage der Palmen getragen hatte, die Freiheit geschenkt. Diese genoß er anfänglich durch Reisen in Palästina, ging dann trocknen Fußes über das Meer, kam nach Verona und starb daselbst. Nun verfertigte man einen hölzernen Esel, in dessen Bauche man seine Gebeine aufbewahrte, und trug diese so zweimal im Jahre mit großem Gepränge umher. Misson Voyage d'Italie. I Tome p. 164.

8) Nicht Jedermann kennt die Entstehung dieses der katholischen Kirche so wichtigen Festes, das bis zum dreizehnten Jahrhundert unbekannt war. Da sah um das Jahr 1208, wie es heißt, eine Nonne von Mont-Cornillon in einer Vorstadt von Lüttich, ein sechzehnjähriges Mädchen, Juliane genannt, im Traume den Mond durch einen Bruch entstellt. Zwei Jahre hindurch wiederholte sich dieser Traum

oder diese Erscheinung jedesmal wenn sie beten wollte, ohne daß sie ihre Bedeutung fassen konnte. Indem sie aber über das Geheimniß der Eucharistie nachsann, und ohn' Unterlaß mit diesem Gedanken beschäftigt war, fand sie endlich, daß der Mond die Kirche, und der Bruch darinne den Mangel eines Festes bezeichne. Dieses Fest konnte nun kein anderes seyn, als das ihr so wichtige der Eucharistie. Zwanzig Jahre lang trug sie diesen Gedanken mit sich herum, bis sie Vorsteherin ihres Klosters geworden war. Indem sie ihn nun mehrern frommen Leuten mittheilte, und diese ihm Beifall gaben, wurde das Fest des heiligen Leichnams im J. 1246 in Lüttich eingeführt, und achtzehn Jahre nachher von Urban IV bestätigt. Zwar ward durch den kurz darauf erfolgten Tod des Papstes die Kraft seiner Bulle geschwächt; aber im J. 1311 wurde sie durch die Kirchenversammlung zu Vienne von neuem bestätigt.

9) Tome II. ch. 54. p. 302.

10) Man erzählt, daß bei der Weigerung des Erzbischofs, den Todten in geweihte Erde zu begraben, Ludwig gefragt habe, wie tief die geweihte Erde

gehe? Und auf die Antwort: Vier Fuß tief; hab' er gesagt: Nun so lege man ihn einen Fuß tiefer. Nouveau Siècle de Louis quatorze Tome IV. p. 408. Chapelle machte bei dieser Gelegenheit folgendes Epigramm:

Pisqu' à Paris on denie
La terre après le trépas
à ceux qui durant leur vie
Ont joué la Comédie,
Pourquoi ne jette-t-on pas
Les bigots à la voirie?
Ils sont dans le même cas.

11) So gut sich Madame Molière bei dieser Gelegenheit benahm, so macht man ihr doch zum Vorwurf, daß sie den poetischen Nachlaß ihres Mannes venachlässigt, und ihn einem ihrer Hausfreunde überlassen hatte. Auch das machte man ihr zum Vorwurfe, daß sie sich wieder verheirathete, und zwar mit einem Schauspieler von geringem Talente.

12) Als dieser berühmte Feldherr im Jahre 1726 durch Verwendung seines Vaters von den Curländischen Ständen zum Herzoge von Curland erwählt worden war, und es ihm an Geld mangelte, ver-

kaufte sie ihr Silbergeschirr und ihren Schmuck, und überschickte ihm die daraus gelößte Summe zu beliebigem Gebrauche. Dieser Zug ihrer Zärtlichkeit mit einem Zuge seiner Großmuth gegen sie verschmolzen hat den Stoff zu einer Komödie gegeben, die im Jahre 1817, aber mit schwachem Erfolge, auf das französische Theater gebracht worden ist. S. Annales dramat. Tome V. p. 323. f.

3. Der Büchernachdruck*).
1823.

„Es geht mir durch die Seele, sagt Lichtenberg [1]), wenn ich bedenke, daß in diesem erleuchteten Theile von Europa, ja daß unter Deutschen, deren Redlichkeit bei Ausländern zum Sprichworte gediehen ist, noch Leute frei herumgehen, ja öffentlich bekennen dürfen, sie hielten Dinge für erlaubt, die Vernunft und Gewissen verbieten, blos weil noch kein positives Gesetz dem Scharwächter oder dem Henker Vollmacht ertheilt, seinen Dienst an ihnen zu verrichten."

Beinah ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seitdem Lichtenberg die angeführten Worte geschrieben hat. Seitdem haben zwei Wahlcapitulationen Unterdrückung des Nachdrucks verheißen; bestimmte Gesetze in Baiern und Preußen haben das Eigenthumsrecht der Schriftsteller und ihrer Verleger anerkannt; die Bundes-Akte hat

*) Gedruckt im Allgem. Anzeiger. 1823. no. 149. f.

denselben Grundsatz ausgesprochen; aber nichts desto weniger gehen, wie damals, so heute noch, Leute in Deutschland frei herum, die, weil in ihrem Lande kein ausdrückliches Gesetz den Nachdrucker dem Falschmünzer zugesellt, ihr ehrloses Gewerbe nicht blos entschuldigen, was jeder Missethäter kann, sondern als gutes Recht vertheidigen. Es ist bei mir nicht verboten, sagt der Nachdrucker; ich habe also das Recht dazu. — Nicht verboten? sagt der ehrliche Sosius. Ist nicht das Buch, das ich auf lästige Bedingungen an mich gebracht habe, mein wohlerworbenes Eigenthum? Und ist nicht der, welcher mein Eigenthum ohne Weiteres zu dem seinigen macht, mag es nun durch Verrückung des Grenzsteines, oder durch behende Finger oder durch den Preßbengel geschehn, ein Dieb? — Ein Dieb? schreit der Nachdrucker; das beweise mir [2]). Hab' ich das Buch nicht bei Dir mit meinem Gelde bezahlt, und ist es nicht dadurch mein Eigenthum geworden? Wer mag mir nun wehren, es zu meinem Vortheile anzuwenden? — Zu Deinem Vortheile, antwortet der Buchhändler, Niemand in der Welt; nur mit der kleinen Nebenbedingung, daß Dein Vortheil nicht auf Kosten meines guten Rechtes gesucht werde; daß Du nicht in meinem Garten die Früchte aberntest, weil ich Dir für eine kleine Vergütung den Durchgang verstatte; oder, mit Einem Worte,

daß Du nicht einen Nagel, den ich Dir verkauft habe, zu einem Dietrich umkrümmest, um damit mein Magazin zu öffnen und auszuräumen.

* *

Unter der Regierung Ludwig des Heiligen ging Wilhelm von Rubruquis, ein Minorit, als Missionar nach Asien zu den Tartarn. Hier kam er in eine Stadt, in welcher zwölf Arten von Gottesdienst in Schwange gingen; auch eine christliche Kirche war dort; diese aber stand verödet, weil kein christlicher Priester da war. Doch waren einige Christen da, die sich auch gleich bei dem Missionar einfanden, und das Abendmahl aus seiner Hand zu nehmen begehrten. Hierzu bereit unterwarf er sie vorher einer Prüfung, und ließ sie deshalb die zehn Gebote aufsagen. Das ging auch ganz gut bis zum siebenten. Bei diesem stockten sie. Endlich erklärten sie: dieses Gebot wäre für sie nicht gegeben. Sie wären sämmtlich Knechte, und ihre Herren gäben ihnen weder Nahrung noch Kleider; sie hätten nur was sie Andern nähmen. Und dagegen war, wie die Sache stand, nichts zu sagen.

Sollte man den Nachdruckern nicht rathen, eben so wie jene treuherzigen Leute zu erklären, sie hätten mit dem siebenten Gebote nichts zu schaffen? Als Knechte ihres Magens und ihrer

Lüste wollten sie vor allen Dingen leben, und, wo möglich, gut und angenehm leben; und da sie dieß auf eine rechtliche Weise zu bewerkstelligen nicht vermöchten, so hätten sie sich mit dem siebenten Gebote abgefunden. Ja, sie könnten noch einen Schritt weiter gehn, und einen Katechismus drucken, in welchem das fatale Gebot weggelassen wäre. Würfe man ihnen dann Dieberei vor, so könnten sie antworten: Sie leugneten die Sache nicht; in ihrem Katechismus aber sey Stehlen nicht verboten; folglich recht.

* *

Das von dem Eigenthumsrechte auf das gekaufte Exemplar eines Buches hergenommene Argument für den Nachdruck hat Schmid [3]) gründlich zurückgewiesen. Er hat gezeigt, daß die Rechtmäßigkeit einer Handlung nicht von dem Werkzeuge abhängt, dessen man sich dabei bedient, und daß es bei einem Einbruche keinen Unterschied macht, ob der Dieb auf einer fremden oder seiner eignen Leiter eingestiegen ist. Hat er die Leiter gestohlen, so ist dieß ein Gegenstand für sich, der eine eigne Bestrafung fordert; das Hauptverbrechen wird dadurch eben so wenig erschwert, als es im entgegengesetzten Falle erleichtert wird. So war der Frankfurter Nachdrucker, der die

Aushängebogen von dem Buche eines Göttinger Professors stehlen ließ, um seinen Nachdruck zugleich mit der rechtmäßigen Ausgabe erscheinen zu lassen, freilich ein zwiefacher Dieb; aber ein Dieb wär' er auch dann gewesen, wenn er das Buch bei Vandenhök gekauft, und noch naß zur Vervielfältigung in seine Höle getragen hätte. Nur der höhere Grad der Frechheit macht hier den Unterschied.

* *

Ein Buchhändler erwirbt sich durch Uebernahme gewisser lästiger Bedingungen das Recht, ein Werk in das Publicum zu bringen, um durch den Vertrieb desselben als Kaufmann Vortheil zu ziehn. Diesen Vortheil kann sich nur der aneignen, der das Werk auf gleiche Weise erwirbt, wovon der Käufer des einzelnen Exemplars weit entfernt ist. Vervielfältigung desselben durch den Druck, ist nur dem gestattet, der das Recht dazu durch ausdrückliche Uebereinkunft mit dem Verfasser oder dem rechtmäßigen Eigenthümer des Manuscriptes erworben hat [4]). Und selbst dieß nicht einmal ohne Einschränkung. Wer weiß nicht, daß bei Werken, von denen wiederholte Auflagen erwartet werden dürfen, die Zahl der Exemplare bestimmt zu werden pflegt, die durch den Verleger in das Publicum gebracht werden

sollen. Diese Bestimmung macht oft einen wesentlichen Theil des Vertrags aus. Der Nachdrucker, welcher, an keinen Vertrag gebunden, frei, wie der Geier in der Luft, seiner Beute nachzieht, genießt nicht nur den Vortheil, ohne Honorar die lucrativsten Werke für den Kaufpreis eines einzigen Exemplares zu erwerben, sondern auch den zweiten, so viele Exemplare davon zu drucken, und so viele Auflagen zu machen, als er absetzen kann. Gesetzt also auch, daß ihm, wie er behauptet, durch den Ankauf des Einen Exemplares das Recht des Verlages stillschweigend als Zugabe verliehen würde, nach welchem Grundsatze soll ihm denn dadurch auch noch das andere verliehen seyn, das an Ausdehnung das Recht des gesetzmäßigen Verlegers so unendlich weit übertrifft? Durch welchen Zauber verwandelt sich das beschränkte Recht des ehrlichen Mannes bei dem unehrlichen in ein unbeschränktes? Kommen also nicht alle Sophismen, die man über die Rechtmäßigkeit des Nachdrucks vorbringt, auf das Vorrecht der ehernen Stirn zurück, um das kein rechtlicher Mann den Nachdrucker beneiden wird, wenn es ihm auch noch so großen Vortheil bringen sollte? Freilich sitzt ein geschickter Uhrmacher Tage lang an seiner Werkstatt gebückt, um Eine tüchtige Uhr zusammenzusetzen und abzurichten, während der Taschendieb sie auf dem Markte, im Schauspiel

oder auf dem Balle zu Dutzenden stiehlt. Diesen bringt vielleicht ein mißlungener Griff an den Galgen; der Nachdrucker setzt nichts auf's Spiel, als höchstens seinen dunkeln oder erdichteten Namen. Höchstens. Ist uns doch ein Mann von Ansehn genannt worden, der die Nachdrucker für Wohlthäter der Menschheit erklärte. Was will man mehr? Muß nicht Ein solches Wort, vielleicht von einem Händedrucke des Edeln begleitet, vollkommen hinreichen, den Nachdrucker über allen Unglimpf zu trösten, den er von Eigennützigen erfährt? Hat er nicht auch ohnedieß die Genugthuung, das Geld seiner Kunden ohne alle verdrüßliche Uebereinkunft und Verhandlung mit eigensinnigen Autoren einzustreichen? Und steht es nicht endlich auch bei ihm, ob er das, was die Pütter, die Feder, die Lichtenberge, die Schmid und endlich wir hier gegen ihn und sein Gewerbe schreiben, lesen will? Was hat er denn nöthig, sich um solchen Schmuck zu bekümmern? Er druckt, und druckt fort, so lang' es noch ein gutes Buch nachzudrucken gibt.

* *

Hat man denn aber überhaupt wohl Grund, es mit dem, was der Nachdrucker für die Rechtmäßigkeit seines Gewerbes anführt, so genau zu

nehmen? Er glaubt schwerlich selbst daran; weil er aber einmal ein Glied der bürgerlichen Gesellschaft ist, und in dieser gewisse unbequeme Meinungen von Ehrlichkeit gäng und gebe sind, so glaubt er, wie Jeder, der ein schlechtes Handwerk treibt, diesem doch einen guten Schein geben zu müssen. Auch der Diener, der die Casse seines Herrn bestiehlt, will wenigstens sein Gewissen beruhigen, wenn er sagt: „Wäre der Herr nicht so karg, und hielt er mich nicht so kurz, so braucht' ich nicht zu stehlen.“ — „Die Preise der Buchhändler sind zu hoch, sagt der Nachdrucker. Man muß den Herren in Leipzig Zaum und Gebiß anlegen. Die Wissenschaft ist ein Gemeingut? Folglich darf das Monopol der Buchhändler nicht geduldet werden. Wohlan denn, so will ich meinen ehrlichen Namen daran setzen, dem Monopol entgegentreten, und die theure Waare wohlfeiler machen. Mein Schaden, setzt er mit schlauer Miene, leise hinzu, mein Schade wird es halt auch nicht seyn 5).“

Aus dem Nebel der Sophismen für die Rechtmäßigkeit des Nachdrucks tritt in allen Apologien desselben immer nur das Argument des Vortheils hervor. Das Publicum, heißt es, bekömmt die Bücher wohlfeiler durch ihn. Ganz gewiß; gerade wie andre Waaren durch den Schleichhandel. Der Unterschied ist nur der, daß der Schleichhandel in vielen Fällen

eine gewisse Kühnheit fordert, der Nachdruck hingegen nur eine gefahrlose Unverschämtheit; daher jener wohl bisweilen Bewundrung einflößen kann, dieser hingegen selbst von denen verachtet wird, die sein Gewerbe in Schutz nehmen. Denn wie viel sie auch immer von dem Vortheil rühmen mögen, den der Nachdruck dem gemeinen Wesen bringe, das wissen sie doch, daß ein unauslöschliches Gelächter über sie ausbrechen würde, wenn sie sich einfallen lassen wollten, dem, der ihn treibt, edle, cosmopolitische Gesinnungen beizulegen, oder die Namen eines Schmieder, Macklot und Ensslin, als der Beförderer der Wissenschaften und der gemeinsamen Wohlfarth neben die Etienne, Frobenius, Commelinus, Fritsch und so viele andre zu stellen, denen das Gewürm der Nachdrucker an den Fersen genagt hat. Sie werden also leicht zugeben, daß ihr Client allerdings nur auf den eignen Vortheil denke; indirect aber eben dadurch den Vortheil des Publicums befördere. Bei diesem Argumente dürfen sie auf eine beistimmende Menge rechnen, nicht eben der Edelsten, auch nicht der Einsichtsvollsten; wohl aber derer, die immer nach dem Wohlfeilsten kaufen, wenn es auch in der Höle eines allbekannten Diebes feil wäre; auch derer, die vom litterarischen Verkehr nichts weiter wissen, als daß einige Bücher ihren Verlegern viel Geld einbringen, und daß einige Schriftsteller ansehnliche

Honorare beziehn. Unbekannt übrigens mit den Gefahren und Wechselfällen des Buchhandels [6]), haben sie immer nur den Klang der Summen in Ohren und Gedanken, die bisweilen bei diesem Geschäfte gewonnen werden; und die Mißgunst, die sich leicht hiebei absetzt, geht wieder in Gunst gegen den Nachdruck über. Mit Recht aber fragt Schmid, wo sich denn in Deutschland die Schriftsteller und Buchhändler fänden, die große Reichthümer gesammelt, oder ein glänzendes Leben geführt haben? Ob denn der Erwerb auch der größten Geister der Nation mit dem zu vergleichen sey, was der Kornhändler, der Lieferant, der Bankier bei weit geringerer Anstrengung erwerben könne? Und warum man denn diesen ihre Millionen gönne, dagegen sogleich mit scharfen Gegenmitteln dareinfahre, wenn das Glück einmal einen Schriftsteller begünstige?

* *

Da es uns hier nicht auf Rechtbehalten, sondern auf die Wahrheit ankömmt, so tragen wir kein Bedenken, einige uns zufällig in die Hände gekommene handschriftliche Bemerkungen einzuschalten, die aus der Feder eines Mannes geflossen sind, der (wenn er nicht etwa ein Schalk ist) den Nachdruck und die durch ihn bewirkte Wohlfeilheit der Bücher in Schutz zu nehmen

scheint. „Es nimmt mich Wunder, sagt dieser Ungenannte, daß einige Gründe für die gemeinnützige Sache des Nachdrucks entweder ganz übersehen, oder doch nicht hinlänglich herausgehoben worden sind. Jedermann weiß, oder sollte doch wissen, daß eine weise Regierung, die sich um die Ketzereien cosmopolitischer Sophisten nicht zu kümmern hat, vor allen Dingen darauf denken muß, so wenig Geld als möglich auszugeben; zunächst aber darauf, daß das ausgegebene Geld hübsch im Lande bleibe. Hierdurch allein schon ist, um dies beiläufig zu sagen, die Befugniß einer Regierung, durch Begünstigung des einheimischen Nachdrucks den auswärtigen Buchhandel zu Grunde zu richten, so vollkommen erwiesen, daß es sich gar nicht der Mühe lohnt, die Rechtmäßigkeit desselben mit schwachen Gründen aus dem Naturrechte darzuthun. Folgende Bemerkungen aber dürften, wie ich hoffe, den fraglichen Gegenstand vollends in das erforderliche Licht setzen."

„Es ist anerkannt, daß die erste Quelle und ein hauptsächlicher Vorwand der Büchertheurung das Honorar ist, das die Schriftsteller sich nicht entblöden als eine Entschädigung, wie sie sagen, für ihre Mühen und den Aufwand ihrer Studien dem Publicum abzufordern. Wie klein! Den Advocaten, die das Recht im Gange erhalten und befestigen; den Aerzten, ohne die es

keine Gesundheit mehr geben würde; dem Geistlichen, der die Sünder der Hölle entreißt, und sie dem Himmel zuführt; diesen Allen wird Niemand ihren Lohn mißgönnen, erstlich, weil sie der Menschheit, dem Staate und jedem Einzelnen unentbehrlich sind; zweitens, weil sie sonst nichts haben. Nicht so steht es mit dem Gelehrten, dem Dichter, dem Philosophen. Haben diese nicht vor allen Dingen den schönsten und edelsten Genuß von ihren Werken? Haben sie nicht die Hoffnung des Ruhms bei der Welt und der Unsterblichkeit bei der Nachwelt? Und heißt es nicht das edle Recht der Erstgeburt für ein armseliges Linsengericht verkaufen, wenn sie für die Werke ihres Geistes einen Sold fordern, und diese dadurch, zum Nachtheile ihres Ruhmes, vertheuern? Oder wähnen sie etwa, dem Staate als solchen könne etwas an ihrem Daseyn liegen? Sie irren sich. Der Gelehrte, der Dichter, der Philosoph sind dem Staate entbehrliche, oft sogar beschwerliche Zierrathen, für deren Erhaltung er gar nicht nöthig hat, seinen Unterthanen eine Auflage zuzumuthen. Man weiß, was ein großer Cardinal, der sich auf das Regieren verstand wie wenige, einem Dichter antwortete, der ihn um einen Gehalt ansprach, weil er doch leben müsse. Ich sehe nicht, wozu das nöthig sey; antwortete der Cardinal, der doch auch selbst in müssigen Stunden Verse machte;

und jeder tüchtige Staatsmann wird so antworten, der seine Pflicht kennt, und den frivolen Schein der Liberalität verschmäht. Da nun nicht eben wahrscheinlich ist, daß sich die Schriftsteller von dem Anspruch auf das, was sie mit höhnender Ironie ihren Ehrensold nennen, durch die Schaam werden abbringen lassen, so muß man sie zu ihrer eignen Ehre nöthigen, dem niedrigen Golddurste zu entsagen, was auch unfehlbar geschehn wird, wenn man, statt den Nachdruck zu verbieten, vielmehr ein allgemeines Nachdrukkerrecht einführt. Dann werden die vornehmen Leipziger-Meßhändler wohl aufhören müssen, Honorare zu zahlen, da Niemand im Publicum so einfältig seyn wird, ein Buch in Leipzig zu kaufen, das er nach einer kleinen Weile um Vieles wohlfeiler aus Algier oder Reutlingen zugeschickt bekömmt. Indem dann der Sold wegfällt, so werden die Autoren, wie es längst hätte seyn sollen, auf die Ehre zurückgebracht, und wer sich daran nicht genügen lassen will, wird zu schreiben aufhören. Dies ist aber ein neuer Vortheil. Denn indem sich die Zahl der Bücher vermindert, wird auch bei dem Publicum der Anlaß zu unnützen Ausgaben für den Luxusartikel der Bücher verringert; und also auch wieder Geld erspart, was immer die Hauptsache ist."

„Eine zweite Ursache der Büchertheurung liegt in den Besuchen der Messen. Der Buchhändler,

welcher jährlich ein= oder auch zwei=mal zur Messe nach Leipzig reist, ist dreist genug, für das Vergnügen dieser Reise und für den ergötzlichen Aufenthalt in Leipzig eine Entschädigung von dem Publicum zu fordern, und das Publicum ist gutmüthig genug, ihm durch Abnahme seiner übertheuern Waare diese Forderung zuzugestehn. Der Nachdrucker thut auf das Vergnügen der Meßreisen Verzicht; er schafft seine Waare nicht mit theurer Fracht auf den allgemeinen Markt; und was er an Kosten erspart, kömmt dem Publicum bei dem Preise der Bücher zu gute. Wird nun der Nachdruck, wie zu wünschen ist, allgemein, so muß die Buchhändler=Messe eingehn, was wegen der durch sie genährten, höchst engherzigen und intoleranten Begriffe von Eigenthum und Recht, welche lediglich auf Vertheurung der Bücher abzielen, ein großer Gewinn für die Menschheit seyn wird."

„Eine besondere Rücksicht verdient noch die Papiernoth, die aus der Vermehrung der Bücher entstanden ist, und wenn die unselige Buchhändlerwirthschaft so fortgeht, immer höher steigen wird. Mit jener wird auch diese aufhören. Die Lumpen werden im Preise fallen, und der Staat, der jetzt auch viel mehr Papier verbraucht, wird es wenigstens wohlfeiler bekommen. Wie viele Ersparnisse, und welche Aussichten auf eine wahrhaft goldne Zeit, die dann anbrechen wird, wenn

das verderbliche Monopol der Buchhändler zerstört ist!"

„Außerdem werden hierdurch auch die Buchdrucker genöthigt werden, mit ihren gesteigerten Preisen herabzugehn. Die übersetzten Officinen werden veröden, und die, welche sich noch erhalten, werden ihre Arbeiter nöthigen, zu einer heilsamen Frugalität zurückzukehren. Niemand kann dieses unbillig finden, wenn er erwägt, daß diese Leute den Vorzug genießen, die besten Schriften während des Setzens zuerst zu lesen, und sich auf diese Weise recht unter der Hand, ohne allen Aufwand, ja für Sold, einen Schatz von Litteratur und Kenntnissen zu sammeln, für den wir Andern unser Geld in die Buchläden tragen müssen."

„Einsichtsvolle Staatsmänner werden diese Bemerkungen zu würdigen wissen. Sollte vielleicht der Eine oder der Andre, welcher gar zu weit sehen will, die Besorgniß hegen, daß, bei Befolgung meiner Vorschläge, der Bücherdruck in Kurzem ganz aufhören, und durch die Verminderung eines beträchtlichen Gewerbes ein Ausfall in den öffentlichen Einkünften erfolgen würde, so sind dieses Rücksichten, auf die ich nicht nöthig finde einzugehn. Vielmehr kehre ich zu dem Punkte zurück, von dem ich ausgegangen bin, daß das Wohl der Völker durch nichts so sehr gefördert wird, als durch Sparsamkeit und Ver-

minderung der Ausgaben; und daß, wer die Wohlfeilheit der Bedürfnisse befördert, auch das Wohl des Staates vermehrt. Es ist mir hierbei genug, auf die Beistimmung eines Griesinger, und so Manches Andern Solon unsrer Zeit rechnen zu können, welche zuverlässig auch gegen die, aus Vorwitz erhobenen Bedenklichkeiten Rath zu schaffen wissen werden."

So weit der Ungenannte. Wir fahren nun in eigner Person weiter fort.

* *

Hier bitten wir nun zuerst um die Erlaubniß, alle höhern und edlern Rücksichten, die für manche Ohren ein Abracadabra sind, bei Seite zu setzen, und uns nur an die allergemeinsten Grundsätze der Billigkeit zu halten. Man kann die Schriftstellerwelt, wenn man es nicht sehr genau nimmt, in zwei Classen theilen, von denen die eine hauptsächlich das Vergnügen und die Unterhaltung, die andre hauptsächlich den Nutzen und die Belehrung des Lesers in den Augen hat. Wenn nun dieser sein Geld ohne weiteres in die Bude des Seiltänzers, des Kunstreiters und Bärenführers, zu den Marionetten, dem Bauchredner und in die Hundecomödie trägt, und Niemanden einfällt, denen, die das Publicum auf diese oder eine ähnliche Weise belustigen, ein Maximum zu

setzen, warum soll es denn karg seyn gegen die, die ihm auf die bequemste Weise — was bei einem großen Theile der Lesewelt in besondern Betracht kömmt — die drückende Last seiner überflüssigen Zeit erleichtert? Hat etwa der Seiltänzer mehr Anspruch auf Dank als der Dichter, der ja auch, nach dem Ausdrucke eines Mannes, der aus Erfahrung sprach, auf einem straffen Seile wandelt [7]), und wenn er sich lange genug gequält hat, jeden Schein der aufgebotnen Mühe zu verbergen [8]), statt, wie jener, seinen schmalen Lohn in Ruhe zu genießen, vor den Aussprüchen mehr als einer Vehme, vor den zahlreichen Areopagen der gelehrten Zeitungen und den Assisen der litterarischen Unterhaltungsblätter zu zittern hat. Und darum, großer Gott, beneidet man ihn! Wir wissen zwar recht gut, daß mancher Dichter in Einem Monate vielleicht, ohne vom Schreibtische aufzustehn, mehr an Ehrensold bezieht, als der Nachdrucker mit seiner Geschäftigkeit und seinem jüdischen Schacherwesen im ganzen Jahre. Aber Jener hat das Dichten nicht in einem Monate gelernt, wie der Nachdrucker sein Handwerk in einer Stunde. Gesetzt aber auch, die geistigen Gaben, mit denen der Dichter die Welt entzückt, wären ihm von der Natur eben so eingebunden, wie der Ente das Schwimmen, der Katze das Mausen und dem Fuchse der Hühnerdiebstahl; ja, er brauche für die Ausbildung

dieser Gaben nicht einmal so viel Abrichtung als ein Hühnerhund, wer in aller Welt hat wohl ein Recht, die Gaben des Glücks unter Controlle zu nehmen, und ihrem Besitzer die daraus erwachsenden Vortheile zu entziehn, unter dem höhnenden Vorwande, daß ihm an der Ehre genügen müsse, ein Sohn des Glücks, ein Günstling der Götter zu seyn? Ein Recht, sagen wir. Denn die Gefahren, welche den Dichter so gut wie jeden andern Sohn des Glücks belauern, sollen doch wohl kein Recht begründen; wenn nicht etwa der Dieb, der in der Nacht bei ihm einsteigt; der Beutelschneider, der ihm im Gedränge die Taschen leert; der Straßenräuber, der ihm im Walde vielleicht das Leben nimmt; dadurch vielleicht zu einem Berechtigten wird, weil er seine Geschicklichkeit oder seine Kühnheit gegen einen Sohn des Glücks wendet. Und wenn diese nicht, warum denn der Nachdrucker, der weder Geschicklichkeit noch Kühnheit besitzt? Zwar der St.... Vertheidiger des Nachdrucks scheint so etwas anzunehmen. Beweißt er denn nicht — Gott und Logik mögen es ihm verzeihen! — daß das Eigenthumsrecht, das der Schriftsteller unstreitig auf sein Werk hat, so lange er es in seinem Schreibtisch verwahrt, in dem Augenblicke verloren geht, wo es gemeinnützig gemacht wird? — Was durch öffentliche Bekanntmachung gemeinnützig gemacht werden

soll, wird es durch den Nachdruck noch mehr. Wer kann das leugnen? Gerade so erfüllt das Geld, das unstreitig für den Umlauf bestimmt ist, diese Bestimmung, wenn der Räuber es aus einer verschlossenen Casse nimmt, und es entweder selbst nutzt, oder durch seine Gehülfen in Umlauf setzt.

Wir haben bisher nur von der Classe von Schriftstellern gesprochen, die für den Zeitvertreib und das Vergnügen der Lesewelt sorgt. Die zweite Classe, die für die Wissenschaften und den Unterricht arbeitet, und oft die geistige Errungenschaft eines ganzen mühevollen Lebens in ihren Schriften niederlegt, genoß vormals einer etwas größern Sicherheit, indem die Reutlingischen Tarquinier nur die Blüthen der schönen Litteratur und ihre emporragenden Häupter abzuschlagen pflegten. Jetzt fangen sie an auch in die Tiefe zu gehn. Es war nicht Achtung vor den Wissenschaften, was sie früher abhielt, ihre Hände und Finger, die, wie die Hände der Könige lang sind, nach den schweren Erzstufen der Gelehrsamkeit auszustrecken; sondern die Furcht, daß beim Transport so schwerfälliger Waare nichts zu verdienen seyn dürfte. Die Sache hat sich geändert. Die lebhaftere Bewegung, die auf dem Gebiete der Wissenschaften in Deutschland eingetreten ist, hat einige Artikel dieser Art in Umlauf gebracht, die als brauchbare Hülfsmittel des

Unterrichtes häufige Auflagen erlebt haben. Der Klang der oftgenannten Namen und Titel ist in die Hölen der Nachdrucker eingedrungen, und hat die nie schlummernde Gier nach fremdem Gute geweckt; und so drucken sie nun auch griechische Schulbücher und Lexica nach. Groß kann der Gewinn bei diesem Raube nicht seyn; denn auch die rechtmäßigen Verleger hatten, in Rechnung auf wiederholte Auflagen, den Preis so tief als möglich herabgesetzt. Aber was schadet das? Dem Nachdrucker kam doch das Honorar zu Gute, das der rechtmäßige Verleger zn bezahlen hatte; und wie der Geizige beim Horaz 9) auch den schlechten Kupferpfennig aus dem Kothe aufklaubt, so verschmäht auch der Nachdrucker das kleinste Vortheilchen nicht, das er, auf welcher Dungstelle es auch sey, zu finden hofft.

* *

Aber ihr könnt ja, sagen die Vertheidiger des Nachdrucks, Privilegia lösen, so habt ihr nichts zu fürchten. Es sind uns einige Beispiele bekannt, wo selbst Regierungen, unter deren Schutze das Unkraut des Nachdruckes wuchert, auf dieses Auskunftsmittel verwiesen haben. Was Lichtenberg hierauf geantwortet hat, mögen unsre Leser in der Anmerkung nachsehn 10); wir wollen nur bemerken, daß in der Zeit, wo es noch einen

deutschen Kaiser und ein deutsches Reich gab, und die kaiserliche Canzlei keinem unverdächtigen Buche ein bei ihr gesuchtes Privilegium versagte, durch dieses Mittel dennoch das Eigenthumsrecht der Verleger gegen den Raub der Nachdrucker keineswegs gesichert war[11]). Und jetzt sollte in dem zertheilten Lande die Sicherheit größer seyn? Wir zweifeln. Doch es sey. Ist man aber gewiß, bei jedem der Staaten, die sich an der Industrie der Nachdrucker freuen, ein Privilegium auszuwirken? Keineswegs. Folgendes Beispiel ist uns von guter Hand zugekommen. Der Verleger eines griechischen Wörterbuches sucht bei der zweiten Auflage desselben in einem Staate, welcher nicht in Africa, sondern in Deutschland liegt, um ein Privilegium nach. Nach langem Verzuge bekömmt er die Antwort, daß die zu einer solchen Vergünstigung erforderlichen Bedingungen nicht erfüllt worden. Der Bittsteller erweist hierauf, daß er keine der ihm bekannt gewordenen Bedingungen unerfüllt gelassen habe, indem er sich zugleich bereit erklärt, auch diejenigen in Erfüllung zu bringen, die ihm vielleicht unbekannt geblieben wären; nur bäte er um Mittheilung derselben. Nun erfolgt eine zweite Antwort mit der Erklärung, daß die erforderlichen Bedingungen allerdings erfüllt wären, man aber dennoch Bedenken trüge, ein Privilegium auf ein Buch zu geben, das sich von andern sei-

ner Art nicht wesentlich unterschiede, zumal der Verleger für die Kosten schon durch den Verkauf der ersten Auflage entschädigt sey.

Wir erzählen keine Fabel, sondern eine wahrhafte, mit Actenstücken belegte Thatsache. Mancher unsrer Leser wird staunen, aber ohne Grund. Wo das Unrecht geschützt wird, muß das Recht die Verweigerung des Schutzes zum Voraus erwarten.

* *

Denjenigen, die sich bei der Vertheidigung des Nachdrucks auf das Nichtvorhandenseyn eines Verbotes berufen, hat schon Lichtenberg ein Gesetz vorgehalten, dessen Gültigkeit nicht wohl in Zweifel gezogen werden kann: „Was ihr wollt, daß die Leute Euch nicht thun sollen, das thut ihr ihnen auch nicht" [12]). Gesetzt, es verirrte sich einmal ein ehrlicher Artikel auf das Lager eines Nachdruckers, würde er es mit Gleichgültigkeit ansehn, daß sein Nachbar ihn kaufte, um ihn, wie er es mit andern thut, nachzudrucken? Ja, noch mehr. Könnte er gleichgültig bleiben, wenn gleichgesinnte Collegen einen gewinnvollen Artikel, den er sich auf seine Weise angeeignet hat, auf die nemliche Weise vervielfältigen wollten? Müßte er nicht schon vor dem Gedanken

zittern, daß ein Gesetz erscheinen könnte, wodurch aller Nachdruck für ehrlich und rechtmäßig erklärt würde? ein Gesetz, wodurch das Monopol des Nachdruckers aufgehoben würde, das auf der Schande seines geächteten Gewerbes beruht, und ohne das es für ihn keinen Gewinn mehr gäbe.

* *

Wenn, wie uns vollkommen erwiesen scheint, der Nachdrucker gegen ein rechtmäßig verlegtes Buch, mag es privilegirt oder unprivilegirt, theuer oder wohlfeil seyn, überhaupt kein Recht nachweisen kann, so ist auch durchaus nicht einzusehn, wie durch den Fortgang der Jahre ein solches Recht entstehen, oder wie durch eine willkührliche Beschränkung des Eigenthumsrechtes auf eine gewisse Zeit (eine Beschränkung, die sich der Staat bei keinem andern Gegenstande erlaubt) der rechtmäßige Gewinn des Schriftstellers oder seines Verlegers geschmälert werden dürfe. Mag man diese Zeit lang oder kurz setzen, immer wird man eine Ungerechtigkeit begehn; immer wird man bei ihrer Bestimmung die Willkühr walten lassen müssen. Und wie kann in aller Welt der kleine Vortheil einer kleinen Anzahl von Menschen bei einem Gegenstande, der den meisten Bedürfnissen nachsteht, die Macht haben, Ungerechtigkeit und Willkühr zu rechtfertigen? Warum

soll das auf jeden Fall zweideutige Gewerbe des Nachdrucks auf Kosten des entschieden rechtlichen Buchhandels begünstigt werden, wie ganz offenbar geschieht, wenn ein Buch einige Jahre nach seiner Erscheinung, vielleicht eben wenn seine gute Stunde erschienen ist, dem Nachdrucker als gute Prise überantwortet wird? Ob man wohl glaubt, das Beste der Wissenschaften und des Publicums zu fördern, wenn man durch solche Bestimmungen das Erscheinen mühsamer Werke, wohin eben auch Wörterbücher gehören, erschwert, vielleicht auch ganz unmöglich macht? Und warum soll unter allen Arten von Producenten den Schriftsteller allein eine solche Ungunst drücken, daß man ihm und den Seinigen die Frucht seines mühsamen Lebens, vielleicht das Einzige, was er seinen Kindern hinterlassen kann, erst schmälert, und dann gänzlich entzieht? Thäte er da nicht besser, sein Licht unter den Scheffel zu stellen, wo es doch nicht von dem Samiel des Nachdrucks angeweht werden kann?

Möge der Genius der Wissenschaft unser Vaterland vor Gesetzen bewahren, die verderblicher wirken würden, als die bisherige Anarchie!

Anmerkungen.

1) Vermischte Schriften. 3r Theil. S. 174. in der Epistel an Tobias Göbhard in Bamberg.

2) „Ich will nicht leugnen, mein Herr, hätten Sie mir den Beweis des Satzes, daß der Nachdrucker ein Dieb sey, der ein Buch, das kein Privilegium hat, nachdruckt, mündlich abgefordert, so hätte ich Ihnen denselben zwar nicht versagt, aber das hätte ich auch gethan, ich hätte erst meine Uhrkette weggesteckt. Denn der, dessen Gewissen ein solcher Callus bedeckt, daß er das nicht fühlt, ist warlich ein gefährlicher Mann; und ohne ein kaiserliches Privilegium über Börse und Leben reisete ich nicht mit ihm allein des Nachts durch den Spessart.“ Lichtenberg a. a. O. S. 214.

3) Der Büchernachdruck aus dem Gesichtspunkt

des Rechtes, der Moral und der Politik gegen Dr. L. F. Griesinger, von K. E. Schmid. Jena. 1823. 8.

4) Auch Blackstone läugnet, daß durch den Kauf eines Exemplares ein Recht zur Vervielfältigung des Buches erworben werde, „so wenig, sagt er, als der Käufer einer Einlaßkarte zu einem Concert oder Schauspiel dadurch ein Recht erhält sie nachzumachen.“ Eine solche Karte ist auch Eigenthum des Käufers. Er kann sie wieder verkaufen; er kann ihren Preis erhöhen, und hierdurch einen Gewinn daran machen, wäre dieser Gewinn auch zehnmal höher als der zuerst dafür gezahlte Preis. Niemand hindert ihn daran. Aber die Karte zehnmal nachzumachen, wäre, wie Jeder begreift, ein strafbares Unrecht, gesetzt auch die falschen Karten würden um den niedrigsten Preis verkauft.

5) Dem Gedränge, in welchem sich der Nachdrucker bei seiner Vertheidigung befindet, muß man die Schiefheit seiner Ansichten zu Gute halten. Dahin gehört auch die Anwendung des Ausdrucks Monopol, und die Beschuldigung eines Monopols, die auch von dem Stuttgarter Anwald des Nachdrucks vorgebracht wird. Hierauf hat Schmid voll=

kommen siegreich geantwortet. Uebrigens ist dieser Gegenstand fast schon erschöpft in einer alten Schrift, die den Titel führt: „Unpartheyisches Bedenken, worinne aus allen natürlichen, sittlich- und menschlichen, Civil- und Criminal-Rechten und Gesetzen bewiesen wird, daß der unbefugte Nachdruck privilegirter und unprivilegirter Bücher ein grob- und schändliches allen göttlichen und menschlichen Rechten und Gesetzen zuwider laufendes Verbrechen und infamer Diebstahl sey." Cöln. 1742. 8.

6) „Wenn ein Buchhändler seinen Autor auf's Ungewisse reichlich bezahlt; auf's Ungewisse große Summen auslegt; Verbindungen mit Gelehrten sucht; diese Verbindungen oft mit Kosten und Zeitverlust unterhält, um Werke an's Licht zu bringen, die ohne seine Betreibung, ohne seine Belohnungen nicht herausgekommen wären; und ein Nichtswürdiger, der sich zwar einen Buchhändler nennt, aber so wenig zu dieser würdigen Gesellschaft gehört, als die Dragoner-Apostel und ihre geweihten Sender unter die Heiligen, druckt dem Manne sein Buch nach, sobald er hört, daß der gute Absatz nicht mehr ungewiß ist; schlägt dadurch den eifrigen Mann

für's Künftige nieder, ja ruinirt ihn unter gewissen Umständen: daß dieser Schleichdrucker ein Dieb ist, so gut als irgend einer, mit dessen Gerippe der Wind spielt, das hab' ich gesagt, glaub' es noch, und will es gegen alle Jesuiten der Welt vertheidigen. Ja, ich will noch mehr sagen. Wer einen solchen Schleichdrucker öffentlich beschützt, beschützt einen Dieb, und macht sich des Diebstahls theilhaftig." Lichtenberg a. a. O. S. 209.

7) Ille per extentum funem mihi posse videtur
Ire poeta, meum qui pectus inaniter angit.
Horat. II Epist. 1, 210.

8) Ludentis speciem dabit et torquebitur. Horat. II Ep. 2, 124.

9) Qui melior servo, qui liberior sit avarus,
In triviis fixum qui se demittit ob assem
Non video. I Epist. XVI. 63.

10) „Was? weil Privilegia einigen Personen besondern Schutz versprechen, darf man deswegen die Bücher nachdrucken, die diesen Schutz nicht haben? den Mann anfallen, der sich nicht wehren kann, oder nicht Geld und nicht Gelegenheit hat sich Gewehr zu kaufen? in die Gärten steigen, an

deren Thür kein Blech Selbstschüsse verkündigt? Bäume in Alleen umhauen, wenn kein Pfahl mit dem Staubbesen droht, oder den Pflug stehlen, oder auch nur gebrauchen, weil er unangeschlossen auf dem Felde liegt? O herrlich." L. Vermischte Schriften. 3 Th. S. 179.

11) Dies geschah selbst im Anfange des vorigen Jahrhunderts, wo das Ansehn der kaiserlichen Majestät noch wenig geschwächt war, an den Verlagsartikeln des ehrenfesten Thomas Fritsch. S. das Unpartheiische Bedenken ꝛc. S. 20 f.

12) Luther, der, was recht und unrecht war, wohl zu beurtheilen verstand, schreibt in der Warnung über den Wittenbergischen Bibeldruck: „Der verfluchte Geiz hat unter allen andern Uebeln, so er treibet, sich auch an unsre Arbeit gemacht, darinnen seine Bosheit und Schaden zu üben; welcher unsern Buchdruckern diese Büberey und Schalkheit thut, daß andre flugs bald hernach drucken, und also der Unsern Arbeit und Unkosten berauben zu ihrem Gewinn; welches eine recht große Räuberey ist, die Gott auch wohl strafen wird, und keinem ehrlichen Christenmenschen wohl ansteht."

4. Taubheit und Blindheit.

1801.

Unter den dauernden Gebrechen des menschlichen Körpers möchte die Taubheit leicht das schlimmste seyn. Zwar wird es vielleicht nur wenige Menschen geben, die sie nicht der Blindheit vorzögen, und dieses Urtheil mag unter gewissen Voraussetzungen gegründet seyn: aber im Allgemeinen die Blindheit für das größere Uebel zu halten, ist ein Irrthum, der zum Theil daraus entspringt, daß Taubheit selten so radical und vollständig ist, als Blindheit, theils aber auch aus der Gewohnheit der Menschen, sich in ihrem Urtheile durch den ersten Eindruck bestimmen zu lassen, und nebenbei auch sich um die Beschwerden, die sie Andern verursachen, wenig zu kümmern.

Der Blinde findet in seinem Unglück mancherlei Trost. Warum hat die Blindheit von Alters her eine gewisse Heiligkeit gehabt? Warum dachten sich die Alten so manchen Sänger

und Seher blind? Schien nicht die Nacht, die ihre Augen umhüllte, gleichsam ein Schleier, der ihnen die verschoßnen Farben und die Nichtigkeit der wirklichen Welt wohlthätig verbarg, damit sich in ihrem umschirmten Gemüthe eine unendlich schönere ungehindert entfalten könnte? Indem sich ihr Auge dem irdischen Lichte schloß, ging in ihrer Seele ein reineres Licht auf, und beleuchtete den Pfad zu den höher liegenden Gegenden, in die ihr inneres Auge jetzt ungehemmt vordrang. Tiresias und Thamyris, die blinden Seher, schauten in das Dunkel der Zukunft, und in Homer's und Ossians Seele strahlten die Thaten der Vorzeit in einem Glanze, den sie in der Zeit, wo sie geschahen, nicht gehabt hatten. Milton, der sich an diese Ehrwürdigen anschließt, und dessen Augen auch vergebens rollten, um die Strahlen der Sonne zu finden,

hört deshalb nicht auf
zu wallen, wo das Chor der Musen wohnt,
An hellen Bächen, in der Haine Schatten,
Auf sonnenreichen Hügeln*).

Der Anblick des Blinden erregt Mitleiden, da seine Hülflosigkeit Jedem in die Augen fällt; die Menschen sammeln sich um ihn, geben ihm ihre Theilnahme zu erkennen, und suchen ihn

---

*) Paradise lost. III. 26.

seinen Verlust durch erheiterndes Gespräch vergessen zu machen. Was ist rührender, als der blinde Oedipus von seiner Antigone, oder der blinde Belisar an der Hand eines Knaben geführt? Nun lasse man den alten Mann taub seyn statt blind, und es ist um die Rührung geschehn. Der sinnliche Eindruck entscheidet hier, und selbst das gefühlvollste Herz hält nur mit Mühe das Lächeln über ein schmerzloses, äußerlich unbemerkbares Gebrechen und dessen Folgen zurück. In der That was ist lächerlicher und doch zugleich peinlicher, als die Anstrengung einer Familie, sich dem tauben Hausvater verständlich zu machen, der immer eines Dolmetschers bedarf, ein Wort mit dem andern verwechselt, und oft erst nach tausenderlei oft lächerlichen Mißverständnissen den Sinn der an ihn gerichteten Rede faßt? Jedermann vermeidet ihn, so lang es möglich ist, und das Beste, was er in seiner Verlassenheit thun kann, ist, sich der Gesellschaft der Todten zu widmen, oder dumpf über sich selbst hinzubrüten.

Nie fürwahr muß man den Zauber einer menschlichen Stimme empfunden, nie muß man bemerkt haben, daß ohne die Mannichfaltigkeit ihrer süßen Modulazionen die Rede ein todter Buchstabe bleibt; man muß nie beachtet haben, wie unendlich tiefer das ausgesprochne Wort in die Seele dringt, als das geschriebene, um den

Verlust des Gehörs für ein kleineres Uebel zu halten, als den Verlust des Gesichtes. Welchen Ersatz hat denn der Taube für sein Unglück? Nicht den mindesten. Ja, wenn sich bei dem Blinden die Kräfte des Geistes erhöhen, werden sie bei dem Tauben abgestumpft*); und wenn die Blindheit weicher und zärtlicher macht, so macht die Taubheit oft mißtrauisch, störrig und hart. Ein trockner Egoismus bemächtigt sich seiner; und indem die zarten Töne des Gefühls nicht mehr in seine Ohren dringen, stirbt allmählig das Mitgefühl in seinem Herzen aus.

In dem Umgange mit Andern büßt der Blinde nur wenig ein, der Taube fast Alles. Für ihn sind die Mienen des Redenden immer nur ein höchst unsichrer Dolmetscher; und der Anblick einer anmuthigen Gestalt ist ein höchst unvollständiger Genuß beim Mangel der Rede, die sich der Taube umsonst zu errathen quält. Man setze noch hinzu, daß schöne Gestalten selten, schöne Gedanken und gefällige Reden aber unendlich häufiger sind. Diese vernimmt der Blinde, und zu dem, was er mit den Ohren vernimmt, schafft seine Einbildungskraft eine analoge Gestalt. Was Jedem begegnet, der einen

---

*) κωφὸς heißt stumpf und taub; κωφότης Taubheit und Stumpfsinn.

schönen Gesang hört, ohne den Mund zu sehn, aus dem er hervorgeht, daß sich ihm ein Bild von Schönheit vor die Seele stellt, das begegnet dem Blinden bei jedem freundlichen Worte, bei jedem schönen und geistvollen Gedanken, bei jedem Tone einer melodischen Stimme. Und alle diese Dinge finden sich häufig genug. Schöne Seelen in mißgestalteten Körpern; anmuthige Worte auf Lippen, die niemand küssen mag, sind keine so seltne Erscheinung. In diesem Falle gewinnt der Blinde ganz offenbar, so wie der Taube ganz offenbar verliert. Dieser sieht nur die häßliche Gestalt, was aber die häßliche Gestalt vergessen macht, das bleibt ihm unbekannt. Will man sagen, daß ihn der Anblick der Schönheit dafür entschädigt? Mir scheint es nicht so. Und sieht nicht auch der Blinde die Schönheit mit seinem innern Auge, während er zugleich den sie beseelenden Geist genießt, den der unglückliche Taube höchstens nur ahndet, ohne ihn je mit sicherm Erfolge aus der Gestalt herauszudeuten.

Indessen pflegen Menschen, denen ihre Bedürfnisse und Geschäfte weder Zeit noch Hang zu freier Mittheilung übrig lassen; Gelehrte, die das Leben aufopfern, um nach dem Tode ein metaphorisches Leben zu führen; alle die, welche die Erde nur als einen Marktplatz und die

Menschen als Käufer und Handelsleute betrachten; endlich auch alle an Geist und Herzen verwahrloßten Menschen, alle diese pflegen die Taubheit mit Resignation zu ertragen. Für sie wäre die Blindheit allerdings ein weit größeres Uebel; und durch die Taubheit verlieren sie wenig. Zahlen und Wörter finden sie auch in ihren Büchern wieder.

Und so darf man sich nicht eben wundern, daß sogar die Taubheit ihre Lobredner gefunden hat. Zwar was hat man nicht Alles gelobt? Ein Mann, der selbst nichts weniger als ein Narr war, prieß die Narrheit, so wie der reiche Lehrer Nero's die Armuth prieß. Es hat aber einen Lobredner der Taubheit gegeben, der selbst taub, sein Gebrechen einem ebenfalls tauben Freunde rühmt. Beide waren Poeten; beide standen bei ihren Zeitgenossen in großem Ansehn; beide endlich waren Sterne des poetischen Siebengestirns, das im sechzehnten Jahrhundert an dem Hofe Franz des Ersten und seiner Nachfolger glänzte, aber wie jenes alexandrinische Siebengestirn von dem Nebel der Zeit bedeckt und fast gänzlich erloschen ist. Joachim du Bellay schrieb ein Lob der Taubheit in ziemlich guten Versen, und legt ihr unter Andern das Verdienst bei, seinen Freund Ronsard zu einem großen Manne gemacht zu haben. Er

würde der Wahrheit näher gekommen seyn, wenn er gesagt hätte, daß die Taubheit seinem Freunde die Rauheit seiner Verse versteckt habe; aber freilich ist dieses ein Glück, das manche Dichter bei einem übrigens vollkommen gesunden Gehöre genießen sollen.

Zerstreute Blätter.

Viertes Buch.



1. Zu Göthe's Nachlaß.

1832.

Das geniale Werk der Kunst entsteht, wie die Pflanze und der Baum, aus unscheinbaren Anfängen, und entwickelt sich, mühsam oft, in wechselnder Witterung durch Gestein und hartes Erdreich bis zur Vollendung. Hieran denkt selten Einer, wenn er vor dem mit duftenden Blüthen oder goldnen Früchten prangenden Baume steht; so wie von zahllosen Beschauern nur sehr wenige ahnden, wie viele Uebungen, Versuche und Studien erforderlich waren, um eine Messe von Bolsena, eine Schule von Athen oder ein **Incendio del Borgo** zu Stande zu bringen. Gern entzieht der Künstler fremden Augen die aufgewendete Mühe, um den reinen Genuß der Bewundrung des vollendeten Werkes nicht zu trüben; wie die Pracht einer kühn gewölbten Kuppel erst dann erscheint, wenn das Gerüst weggenommen ist, über welchem sie der mechanische Fleiß Stein bei

Stein mühsam zusammengekittet hat. Was aber der Künstler, wenn sein Werk vollendet ist, nicht mehr beachtet, das sucht der Kritiker auf, indem er sich beim Aufspüren der ersten historischen Anfänge des Kunstwerkes und der Entwickelung seiner einzelnen Theile gern mit der Hoffnung täuscht, den Genius in dem Innern seiner Werkstatt zu belauschen, und dem Geheimnisse seines Schaffens, dem Verborgnen und Unsichtbaren durch das Sichtbare auf die Spur zu kommen. Diese Hoffnung bleibt freilich unerfüllt; aber das Forschen selbst ist ein belehrendes Geschäft, und unter den mannichfaltigen Bestrebungen der Kritik gewiß nicht das unbelohnendeste.

Ein kleiner Beitrag aus der Kunstgeschichte des verehrtesten unsrer Dichter wird hier vielleicht nicht unwillkommen seyn. Als wir in der Ankündigung von Göthe's Nachlaß lasen, daß darinne auch die erste Ausführung des Götz von Berlichingen erscheinen würde, erinnerten wir uns der frühern Bearbeitung eines andern seiner Werke, der unvergleichlichen Iphigenia, nächst Torquato Tasso vielleicht der vollendetesten seiner Dichtungen, von der sich aus dem Nachlasse Ernst des Zweiten eine genaue und saubere Abschrift in der öffentlichen Bibliothek zu Gotha befindet. Von dieser wollen wir hier einige Nachricht geben.

Einiges davon weiß der Leser zwar schon aus Göthe's eignem Munde. In der Beschreibung

der ersten italienischen Reise thut er der Papiere Erwähnung, die er nach Karlsbad mitgenommen, der Vorlesungen, die er daraus in geistreicher Gesellschaft gegeben, der Mahnungen, der er darauf wegen der unvollendeten Arbeiten an seinem Geburtstage erhalten, und wie dieses Alles Herdern veranlaßt habe, ihm anzuliegen, daß er doch vor Allem Iphigenien noch einige Aufmerksamkeit schenken möchte. „Das Stück, fährt er hierauf fort, ist mehr Entwurf als Ausführung; es ist in poetischer Prosa geschrieben, die sich manchmal in einem jambischen Rhythmus verliert, auch wohl andern Sylbenmaaßen ähnelt. Dieses thut freilich der Wirkung großen Eintrag, wenn man es nicht sehr gut liest, und durch gewisse Kunstgriffe die Mängel zu verbergen weiß.“ Auf der Reise nach Italien, auf dem Brenner, sondert er das Stück aus dem mitgenommenen Paket, und wählt es zu seinem Begleiter in das schöne warme Land, dessen Grenzen er jetzt sich nähert*). Unter Italiens heiterm Himmel, umgeben von den edelsten Werken der alten und neuen Kunst, gewann Iphigenia die Gestalt, in der wir sie jetzt bewundern.

Anlage und Aufriß des ganzen zwar erscheint in dem Entwurfe schon, wie in dem ausgeführ-

---

*) Göthens Werke. Ausg. letzter Hand. XXVII. S. 26. f. 169. 251. 254. f.

ten und vollendeten Werke. Der Gang der Handlung ist in beiden derselbe; auch ein großer Theil des umgebenden Gewandes; viele der glänzendesten Bilder, der überraschendsten Wendungen sind in unsrer Handschrift nicht blos entworfen, sondern bis in das Kleinste ausgeführt; und doch ist in Rücksicht auf die Vollendung zwischen der Iphigenie der Handschrift und der des Druckes ein solcher Unterschied, daß wir kaum begreifen, wie irgend eine Kunst des Vorlesers die Mängel der Ausführung habe verbergen können.

Der bekannte Ausspruch des Demosthenes, daß bei einem Werke der redenden Kunst der Vortrag das Erste, Zweite und Dritte sey, bewährt sich auch an der Iphigenie. Der Gedanke, aus der sie hervorgegangen, ist von antiker Großartigkeit, die Oekonomie der Handlung überlegt, das Interesse fortschreitend; aber die Ungleichheit in der Ausführung verkümmert den Genuß. Ohne Zweifel hatte Göthe schon bei der ersten Bearbeitung gefühlt, daß dieser Stoff seiner ganzen Beschaffenheit nach die großartige Form der alten Tragödie fordre, und dieses Gefühl hatte ihn eben bewogen, die Prosa, nicht, wie er sagt, manchmal, sondern sehr oft in den jambischen Rhythmus einschreiten zu lassen, ohne noch, wie es scheint, über den Grund seines Gefühls zur Klarheit gekommen zu seyn. Da nun also Vieles, auch der äußern Form nach,

poetisch ausgeführt ist, das Uebrige aber, oft mit schnellem Abfalle, in ganz schlichter, unrhythmischer Prosa einhergeht, die bisweilen selbst der Farbe und des Numerus höherer Prosa ermangelt: so bekommen wir den Eindruck eines Gemäldes, in welchem hier und da Einzelnes vollendet hervortritt, das Uebrige aber in flüchtiger Andeutung eben nur zu einem ergänzenden Uebergange dient. Es war gewiß in Folge jenes richtigen Gefühls, daß G. in der ersten Bearbeitung vornemlich die sententiösen Gedanken rhythmisch hervorhob, wie gleich in dem, das Ganze so würdevoll eröffnenden Monolog: „Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern || ein einsam Leben führt, ihn läßt der Gram || des schönsten Glückes nicht genießen; || ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken || nach seines Vaters Wohnung.“ || Viele der kräftigsten Sprüche haben dort schon ihre ganze Ründung, wie z. B. im ersten Akte: „Was man Verruchten thut, wird nicht gesegnet.“ — „Der Andre hört von Allem nur das Nein.“ — „Wenn ihnen eine Lust im Busen brennt || Dann hält kein heilig Band sie vom Verräther ab || der sie dem Vater oder dem Gemahl || Aus lang bewährten, treuen Armen lockt.“ ||

An mehr als einer Stelle bedurfte es zur Vollendung des jambischen Rhythmus nur eines geringen Zusatzes, einer und der andern Sylbe vielleicht; aber oft ist dieser kleine Zusatz zu einer

wesentlichen Verschönerung geworden. Nach der eben angeführten Bemerkung über die Art der Weiber, heißt es in der Handschrift: „Schilt nicht, o König, unser Geschlecht!“ Jetzt in der Umarbeitung:

Schilt nicht, o König, unser arm Geschlecht!

und dieses kleine einsylbige Beiwort, gibt, indem es den Vers ausfüllt, der Rede die dort mangelnde Farbe eines bestimmten Gefühls. An andern Stellen, wo das Sylbenmaaß durchgreifendere Veränderungen nöthig machte, treten jetzt die einzelnen Glieder der Rede, ohne wesentliche Umstaltung des Gedankens, in kräftigerer Wirksamkeit hervor. In Iphigeniens Unterredung mit Arkas hieß es: „Welch' Leben ist's, das an der heiligen Stätte gleich einem Schatten um ein geweihtes Grab vertrauern muß! Glaubst du, es ließe sich ein fröhlich Leben führen, wenn diese Tage, die man unnütz durchschleicht, nur Vorbereitung zu jenem Schattenleben sind, das an dem Ufer Lethe's, vergessend ihrer selbst, die Trauerschaar der Abgeschiednen feiert. Unnütz seyn, ist todt seyn! Gewöhnlich ist dieses eines Weibes Schicksal und vor allen meins.“

Wie unendlich kräftiger, edler und bedeutender jetzt:

Welch' Leben ist's, das an der heiligen Stätte,
Gleich einem Schatten um sein eigen Grab,
Ich hier vertrauern muß! Und nenn' ich das

Ein fröhlich selbstbewußtes Leben, wenn
Uns jeder Tag vergebens hingeträumt
Zu jenen grauen Tagen vorbereitet,
Die an dem Ufer Lethe's, selbst vergessend,
Die Trauerschaar der Abgeschiednen feiert?
Ein unnütz Leben ist ein früher Tod;
Dies Frauenschicksal ist vor allen meins.

Wie in dieser Rede früher mit dem poetisch ausgeführten, rhythmisch einhertretenden Bilde die alltägliche Prosa des Ausdrucks: „Unnütz seyn ist todt seyn. Gewöhnlich ist dies eines Weibes Schicksal." unangenehm contrastirt, so gleich darauf in Arkas Ermahnung, nach vier poetischen, fast unverändert beibehaltenen Zeilen, die Worte: „Der König hat beschlossen heute mit Dir zu reden; ich bitte mach's ihm leicht!" und gegen den Ausgang hin, nach einer schwungvollen Stelle in Iphigeniens Rede, die matten Worte: „Mir ist selbst viel daran gelegen, daß ich nicht betrogen werde." — Und so an vielen andern Stellen.

In der Erzählung, welche Iphigenie dem Thoas von ihrer Abkunft macht, einem der herrlichsten Erzeugnisse deutscher Poesie, finden sich die ergreifendesten Züge schon in der Handschrift. Der Anfang aber wird in ihr durch ein schwaches prosaisches Beiwort entstellt: „Ich bin aus Tantals m e r k w ü r d i g e m Geschlecht." wofür es jetzt heißt:

Vernimm, ich bin aus Tantalus Geschlecht.

ohne allen schwächenden Beisatz, da Wort und Name genügt. Die Erzählung schreitet hierauf in der Handschrift schwungreich fort, schließt aber in ihrer ersten Abtheilung klang- und farblos mit den Worten: „Aus ihnen entspringen Thyest und Atreus, denen noch ein Bruder aus einem andern Bette im Wege steht, Chrysipp an Namen; sie führen einen Anschlag auf sein Leben aus, und der erzürnte Vater fordert von Hippodamien ihres Stiefsohns Blut." Nicht besser schließt der mittlere Theil der Erzählung; so wie auch ihr letzter Theil matt beginnt und schwächlich endet: „Sie zwangen mich vor den Altar, wo die Göttin barmherzig mich vom Tode rettete, und wundervoll hierher versetzte. Iphigenie, Agamemnons und Clytämnesterns Tochter ist's, die mit Dir spricht." Jetzt im Drucke mit welcher ergreifenden Würde:

Sie rissen mich vor den Altar und weihten
Der Göttin dieses Haupt. — Sie war versöhnt;
Sie wollte nicht mein Blut, und hüllte rettend
In eine Wolke mich; in diesem Tempel
Erkannt' ich mich zuerst vom Tode wieder.
Ich bin es selbst, bin Iphigenia,
Des Atreus Enkel, Agamemnon's Tochter,
Der Göttin Eigenthum, die mit Dir spricht.

Wie hier, dem Könige gegenüber, die der Göttin zum Dank und Dienst verpflichtete Prie-

sterin sich über sich selbst erhebt, und wie jedes ihrer Worte dem Wunsche des um ihren Besitz werbenden fromm und kräftig entgegen tritt, bedarf keiner Andeutung.

Weiter hin, da durch die Erzählung von der Geschichte ihres Hauses in Iphigeniens Seele das Verlangen nach der Heimath heftiger aufsteigt, und zu Wunsch und Bitte wird, hat die Handschrift: „Soll ich nicht meinen Vater und meine Mutter gerne wieder sehn, die mich als todt beweinen, und in den alten Hallen von Mycene meine Geschwister! Daß, wenn Du mich dorthin auf leichten Schiffen senden wolltest, Du mir ein neu und doppelt Leben gäbest.“ An die Stelle dieser unscheinbaren Worte, die nicht einmal einen Anflug von Wärme haben, und durch die Zugabe einiger müßigen, diesem Stile ganz fremden Beiwörter nicht gehoben werden, ist jetzt der Ausdruck innigen Gefühls in bilderreichem Schmucke getreten:

Und sagst Du Dir nicht selbst, wie ich dem Vater,
Der Mutter, den Geschwistern mich entgegen
Mit ängstlichen Gefühlen sehnen muß?
Daß in den alten Hallen, wo die Trauer
Noch manchmal stille meinen Namen lispelt,
Die Freude, wie um eine Neugeborne,
Den schönsten Kranz von Säul' an Säule schlingt.
O, sendetest Du mich auf Schiffen hin!
Du gäbest mir und Allen neues Leben.

Wir können die Erzählung Iphigeniens nicht verlassen, ohne noch einer Verschiedenheit in der ersten und zweiten Bearbeitung Erwähnung zu thun. In der Beschreibung der Thyesteïschen Mahlzeit hat die Handschrift mit fast nüchterner Kürze, Poesie und Prosa mischend, vitrea fracta, wie es Petronius nennt: „Er ergreift die Knaben, schlachtet sie heimlich, und setzt sie ihrem Vater zur schaudervollen Speise vor; und da Thyest an seinem eignen Fleische sich gesättigt, wirft Atreus, der Entsetzliche, ihm Haupt und Füße der Erschlagnen hin." Jetzt ist der geründeten Erzählung eine schöne Ausführlichkeit gegeben, in welcher das Schreckliche durch den Gegensatz des Rührenden höchst wunderbar erhöht wird:

Und da Thyest an seinem Fleische sich
Gesättigt, eine Wehmuth ihn ergreift,
Er nach den Kindern fragt, den Tritt, die Stimme
Der Knaben an des Saales Thüre schon
Zu hören glaubt, wirft Atreus grinzend
Ihm Haupt und Füße der Erschlagnen hin.

Solche bedeutungsvolle Ausführungen, meist belebende und verstärkende Züge, oder noch öftrer mildernde Uebergänge, die was schroff neben einander stand, zart verknüpfen und vorbereiten, mangeln in dieser Erzählung der Handschrift noch an mehrern Stellen. So sagt, um nur noch ein Beispiel anzuführen, nach der Erwäh=

nung von Hippodamiens Selbstmorde, Thoas seltsam genug: „Es wälzet böse That vermehrend sich weiter durch's Geschlecht." Worauf Iphigenie die Erzählung wieder aufnimmt mit den Worten: „Ein Haus erzeugt nicht gleich den Halbgott noch das Ungeheuer." Jetzt ermuthigt Thoas die Erzählende, als sie von ihren Erinnerungen überwältigt schweigt; und Iphigenie hebt von neuem mit einer Betrachtung an, durch die der verletzende Gedanke an das, wozu die Erzählung fortschreitet, gemildert und das Gemüth zur Wehmuth gestimmt wird:

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält, und still sich freuend
An's Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht! — Denn es erzeugt nicht gleich
u. s. w.

Wir könnten noch vieles, nicht minder Bedeutsame auf ähnliche Weise vergleichen, wie z. B. aus den ersten Auftritten des zweiten und dritten Aktes, wo in der Handschrift schon das Meiste in abgemessener Rede einhergeht, in der Erzählung von Orestes' Rückkehr aber die auffordernde Rede Elektra's nur kurz angedeutet ist, und der große schaudervolle Zug

Hier drang sie jenen alten Dolch ihm auf,
Der schon in Tantals Hause grimmig wüthete —

gänzlich mangelt; statt aber diese Einzelheiten zu häufen, deren genauere Angabe nur in einer kritischen Ausgabe dieser Tragödie an ihrer Stelle seyn würde, wollen wir aus der Schlußscene des vierten Aktes den Anfang von Iphigeniens Monolog nach der ersten Abfassung hierher setzen, den dann jeder Leser leicht mit dem, was die Ausgaben bieten, vergleichen kann, um an einer zusammenhängenden Rede den hohen Gewinn zu schätzen, den sie der zweiten Bearbeitung verdankt. Es heißt dort:

„Folgen muß ich ihm, denn der Meinigen große Gefahr seh' ich vor Augen. Doch will mir's bange werden über mein eigen Schicksal. Vergebens hoff' ich still verwahrt bei meiner Göttin den alten Fluch über unser Haus verklingen zu lassen, und durch Gebet und Reinheit die Olympier zu versühnen. Kaum wird mir in Armen ein Bruder geheilt, kaum naht ein Schiff, ein lang erflehtes, mich an die Stätte der lebenden Vaterwelt zu leiten, wird mir ein doppelt Laster von der tauben Noth geboten. Das heilige mir anvertraute Schutzbild dieses Ufers wegzurauben, und den König zu hintergehn. Wenn ich mit Betrug und Raub beginne, wie will ich Segen bringen, und wo will ich enden? Ach warum scheint der Undank mir, wie tausend Andern, nicht ein leichtes unbedeutendes Vergehn? u. s. w.

2. Dichterloos.

Wo warst Du denn als man die Welt getheilet?

1827.

Der Göttinger Antiquar Kunkel, dessen humoristischen Lebenslauf Lichtenberg zu schreiben vorhatte, leider aber nicht geschrieben hat, pflegte, nach den von ihm eingesammelten Erfahrungen, den Acker der Wissenschaften und die Insassen auf demselben in vier Classen zu theilen. Die erste Abtheilung faßte diejenigen in sich, welche Brod und Ehre tragen, wie die Facultäts-Wissenschaften, die deshalb auch den bedeutungsvollen Namen der Brodstudien führen; in die zweite setzte er die, welche weder Brod noch Ehre bringen z. B. die Kritik; wobei aber nicht zu vergessen ist, daß die Erfahrungen des Mannes aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammen; die dritte wieß er denen an, bei denen Ehre genug, aber wenig oder kein Brod gewonnen wird,

wie z. B. die Poesie, die er in seinem Latein Poesia nannte, nach der Analogie von Theologia, Astrognosia u. d. g.; in die vierte endlich classificirte Er solche Beschäftigungen, bei denen hinlängliches Brod, aber wenig Ehre gewonnen wird; wie Advocatia, Oeconomia u. dergleichen. Seit der Zeit, wo Lichtenberg jenen Tarif nach den Ansichten seines Kunkel entworfen hat, mag sich die Sache bei dem einen oder dem andern Gegenstande etwas geändert haben; bei der Poesie aber ist es im Allgemeinen dabei geblieben, und wird auch wohl so lange dabei bleiben, als bei weitem die meisten Menschen von Einfluß die Beschäftigung mit der Poesie für einen angenehmen Müßiggang halten, bei dem der Staat und die Rentkammer leer ausgeht. Höchst selten wird sich daher ein Staatsmann, ein Minister oder ein Cameralist entschließen, ein Gedicht zu lesen, es müßte denn auf ihn gemacht und nicht lang seyn; worüber sich auch niemand wundern wird; vielmehr darüber, daß es je eine Zeit habe geben können, wo die Weisheit der Welt ihren Thron auf dem unfruchtbaren Helikon aufschlagen mochte, statt ihn in einem Rothschildischen Comptoir zu befestigen. Wer hat aber je gehört, daß ein Rothschild, statt Zahlen zu summiren, Sylben gezählt habe, oder daß aus einem Poeten ein Rothschild geworden sey? Können doch von denen, die das poetische Handwerk treiben, die we-

nigsten richtig nur bis sechs zählen, wie sich an einer Unzahl falsch gemessener Hexameter nachweisen läßt; die Reimer in kurzen Versen bringen es nicht einmal so weit; und was es mit den scolopendrischen Modulationen des thebanischen Schwanes für eine Bewandniß habe, ist noch keineswegs ergründet; gewiß aber wird kein gesetzter Mann behaupten wollen, daß ein Sonnet mit den klangreichen Schellen an seinen vierzehn Zipfeln ihm schöner klinge, als der einfache und reine Klang edeln Metalls in gut ausgeprägten Münzsorten. Bei dieser notorischen Unbrauchbarkeit, um derentwillen ja schon Plato die Dichter aus seinem Staate zu der einfachen und herben Kost von Lorbeer-Beeren und kastalischem Wasser — der einzigen, die in der Restauration der Musen zu haben ist — verweist, haben sie nicht das mindeste Recht, über Unglück zu klagen, so wenig als Jener, der bei der Kaiserkrönung über dem Angaffen der Reichskleinodien die Austheilung des gebratenen Ochsen versäumt hatte; was denn auch Schiller recht verständig erkannt, und ganz in unserm Sinne, nur, nach seiner Weise, mit stolzern und vornehmern Worten ausgesprochen hat. So ist es auch in Wahrheit immer gewesen, von jener Zeit an, wo der blinde Homer den Königen bei der Mahlzeit aufspielte, und ich kenne keinen Dichter von Rang, selbst in dem von dem übersprudeln-

den Becher der Musen trunkenen Hellas, der nicht über Armuth zu klagen gehabt hätte. Die Armuth hat also ein verjährtes Recht auf die Poeten*), so wie diese ihrer Seits mehr als irgend ein andrer Stand Anspruch auf das bekannte Solamen miseris haben. Es ist auch nicht meine Absicht durch Anführung einiger Ausnahmen die Kraft dieses Trostes zu schwächen; sondern vielmehr das Gegentheil. Erstlich, weil eben jede Regel durch die Ausnahmen bestätigt wird; zweitens, weil die reichen Poeten, die ich anzuführen habe, alles andre eher als wahrhafte Poeten waren. Wir haben daher nichts dagegen, wenn ein Dichter seine Armuth als einen Beglaubigungsgrund für seinen edeln Beruf geltend machen will; auf jeden Fall aber wird er zu dem wohlhabenden Nebenbuhler sagen dürfen: Du bist zu reich an Gold, um reich an Geist zu seyn. Sey erst so arm als ich, dann wollen wir weiter mit einander sprechen.

Ich glaube indeß keineswegs, daß die Dichter unsrer Zeit so weit in der Weisheit vorgeschritten

---

*) Sie ist die Mutter der Poesie, wenn wir einem Dichter des vorigen Jahrhunderts, Joachim Beccau, glauben, bei dem es heißt:

Apollo ließ einmal die blaue Sternenbahn,
Begab sich in die Welt und traf die Armuth an;
Die hat er sich alsbald zum Ehgemahl erkoren:
Von diesen Eltern ist die Poesie geboren.

sind, wie etwa Diogenes und Krates, und in späterer Zeit Apollonius, die, um ungestört philosophiren zu können, alle ihre zeitliche Habe wegschenkten, und sich freiwillig arm machten; vielmehr dürfen wir wohl mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß von zehn Dichtern wenigstens neun die erste Charade oder das erste Klinggedicht, das sie in das Morgenblatt oder in die Zeitung für die elegante Welt einrücken ließen, nicht blos für einen Schritt zum Ruhme, sondern zum Reichthum ansahn. Hat nicht Pope, denkt der Unerfahrne, der noch auf der Höhe der Jugend und Hoffnung steht, hat nicht Pope, den ja August Wilhelm Schlegel nicht einmal für einen Dichter gelten läßt, für seinen Homer — der nun freilich weder der Mann von Chios mehr war, noch, nach Schubart, der trojanische Hofpoet des pius Aeneas — die runde Summe von 16666 Pfund Sterling erhalten, was mehr ist, als sämmtliche deutsche Dichter in Meusels gelehrtem Deutschlande, oder die zahlreiche Schindelische Theegesellschaft von Dichterinnen und Novellistinnen zusammen besitzen mag. Ich müßte mich doch, fährt der junge Mann in seinen Selbstgesprächen fort, auf die göttliche Musenkunst, der ich mein Leben zu widmen denke, ganz schlecht verstehn, wenn ich meine Verse nicht für unendlich besser halten sollte, als die Hexameter des alten Oppianus, dessen Jagd- und

Fisch-Gedichte mein Rector vorzugsweise carmina aurea nannte, weil der Verfasser von dem römischen Kaiser, dem sie gewidmet sind, für jeden Vers einen Goldgulden empfangen habe. Ich habe nicht vergessen, denkt er weiter, daß der wakkere Mann, der freilich von der Höhe unsrer vaterländischen Poesie keine Vorstellung hatte, dann jedesmal die Ermahnung beifügte, den Gradus ad Parnassum nicht aus der Hand zu legen, der, wenn wir es recht anfingen, für uns eine gefahrlose Fahrt in den Schacht der Goldgruben fürstlicher Munificenz werden könnte. Wenn wir es recht anfingen, sagte er dann noch einmal mit erhöhter Stimme, etwa wie jener griechische Poet, von welchem Macrobius in seinen unschätzbaren Saturnalien erzählt, daß er dem Kaiser Augustus, so oft er sich in den Senat erhob, ein Gedicht überreichte. Schon öfters hatte er dieß gethan, ohne doch eine Belohnung zu empfangen, als ihm eines Tages der Kaiser, den er wie gewöhnlich auf dem Wege erwartete, ein kurzes von ihm selbst verfertigtes Epigramm einhändigen ließ. Der schlaue Grieche las das Blatt, und nachdem er durch Worte und Mienen seine Bewunderung bezeigt hatte, zog er einige Denare aus seinem Beutel und überreichte sie dem Kaiser mit den Worten: Bei Deinem Glücke, Großmächtigster, ich gäbe Dir mehr, wenn ich mehr hätte. Die Umstehenden lachten nun zwar; der

Kaiser aber rief seinen Schatzmeister, und befahl ihm, dem Poeten 100000 Sestertien auszuzahlen, was, nach Gronovius, Rome de l'Isle und andern gelehrten Antiquaren, genau 5456 Thaler sächs. beträgt. — So viel, setzte er dann mit strahlendem Antlitz und triumphirend hinzu, so viel vermag ein kluger, durch die Schule geschärfter Kopf zu gewinnen, und solche goldne Früchte trägt die göttliche Musenkunst! —

Solche außerordentliche Fälle, wobei sich Glück, Klugheit und Freigebigkeit vereinigt, mögen nun wohl in dem Leben dieses oder jenes Poeten vorgekommen seyn; aber man stirbt nicht immer reich, wenn man einmal das große Loos gewonnen hat; und wem sind nicht Beispiele bekannt, wo das Glück mit einem einzigen Striche seines Schwammes die ganze Rechnung jahrelanger Mühen ausgewischt hat? Selten ist ein Dichter auch ein guter Wirth, und nicht jeder hat, wie Peter Corneille eine Frau zur Seite, die, während er die Helden der Vorzeit aus der Unterwelt heraufbeschwört, für das Feuer in der Küche sorgt, Buch hält über Einnahme und Ausgabe, und wenn es im Hause brennt, dem um einen Reim verlegnen Manne die Sorge des Löschens abnimmt. Und doch starb Corneille, der größte Dichter seiner Zeit, nicht reich. Eine Ausnahme von der Regel sollte einer seiner Zeitgenossen machen, der zehn Jahre früher als er den Schau=

platz der Welt betreten hatte, und ihn auch zehn Jahre früher verließ, der Verfasser der Pucelle, der von Einigen übermäßig gefeierte, von Andern übermäßig verhöhnte, jetzt vergessene Jean Chapelain. Dieser hatte freilich einen Mann zum Gönner, dessen Anweisungen auf den königlichen Schatz eben so sicher, als seine Wechsel auf poetische Unsterblichkeit ungewiß waren, den allmächtigen Cardinal Richelieu, der, wie man sagt, seine eignen Gedichte bisweilen, um das Urtheil des Publicums zu bestechen, unter Chapelain's Namen verbreiten ließ. Während dieser an seiner großen Epopöe arbeitete, war ihm ein ansehnlicher Jahrgehalt zugesichert, und man behauptet, er habe sich nicht eben bemüht, die Zeit dieses Gehaltes abzukürzen. Darum hieß es auch, Chapelain's Jungfrau sey ein unterhaltenes Mädchen (fille entretenue), aber ihrem einzigen Liebhaber so treu, daß sie sich um keinen andern bemühe. Als endlich die erste Hälfte des langen Werkes in einem ansehnlichen Folio-Bande erschienen war — der zweite hat nie das Licht gesehn — wurde ein Epigramm*) verbreitet, das die Gesinnung des unparteiischen Publicums darüber aussprach, und ohngefähr so lautete:

Von Chapelain, des Pindus Stolz und Zierde,
Erwartete die Welt mit brennender Begierde

*) von Linière.

Der Jungfrau Preis, zu Frankreichs Heil gesandt;
Seit zwanzig Jahren war sie in der Welt bekannt,
Und bis zum Himmel ward der Heldin Ruhm getragen;
Nun ist sie unter uns seit zwanzig Tagen,
Und schon wird sie von keinem mehr genannt.

Gegen diese und ähnliche Stiche der Uebelwollenden fand Chapelain den heilenden Balsam in seinem wachsenden Reichthume. Er häufte Geld auf Geld, um, wie die Spötter sagten, seine Jungfrau durch ihre Aussteuer an den Mann zu bringen, oder auch im Falle der Noth, sie durch die Kirche selig sprechen zu lassen, was, wie bekannt, eine kostspielige Ehre ist. Wenn ihn aber sein schwerfälliges Gedicht nur lächerlich machte, so machte ihn sein Geiz verächtlich. Immer war er schlecht gekleidet, und selbst an warmen Tagen verbarg er seinen abgetragnen und geflickten Rock unter einem Mantel. Er hatte sich bei seinem Neffen, der sein einziger Erbe war, in die Kost verdungen, und versäumte nie, wenn er außer dem Hause eingeladen war, den Werth der Mahlzeit von dem Kostgelde abzuziehn. Dieser Geiz beschleunigte seinen Tod. Eines Tages, wo er sich in die Akademie begab, deren Sitzung er, um des Jettons willen, nie versäumte, war das Wasser in der Straße von einem Gewitterregen angelaufen; er hätte sich ein Bret legen lassen können, aber dieß hätte einige Sous

gekostet; er zog also vor durchzuwaden. Die Erkältung zog ihm ein Fieber zu, woran er starb. Um sich während der Krankheit zu erheitern, ließ er den Geldkasten neben sein Bett stellen, und umgab sich mit den vollen Säcken. Unter diesen Trostmitteln starb er. Sein Erbe fand ein baares Vermögen von 50000 Thalern vor.

---

3. Allotria.

1828.

Pedantische Geschäftsmänner und einseitige Jugendlehrer pflegen Alles, was nicht unmittelbar zu dem Geschäfte, das sie treiben, oder zu dem Gegenstande, den sie lehren, gehört, mit dem Namen von Allotriis zu brandmarken. Ich habe einen Juristen gekannt — er war einer der ersten Räthe im Justiz-Collegium — der nie etwas Anderes las als Acten und die Gesetzsammlungen seines Landes; von allem Andern aber sich fern hielt. Als ich eines Tages zufällig mit ihm in einem Gasthof in Weimar zusammen war, und mir am Abend die Zeit im Theater vertreiben wollte, warf ich ihm die Frage hin, ob er nicht meinem Beispiele folgen wollte? Er verneinte es. „Das ist mir zu abstrakt", sagte er — er wollte sagen, es läge seinen Neigungen zu fern — „ich habe mich nie mit solchen Allotriis abgegeben." Gegen jenen Grundsatz wäre auch

nichts einzuwenden, wenn der innre Mensch eine Fabrikarbeit wäre, die bei strenger Theilung der Arbeit, also durch Einseitigkeit der Betreibung allein, zur Vollkommenheit gedeihen kann; und es ist auch gar nicht zu bezweifeln, daß, um sich in einer Wissenschaft oder Kunst recht fest zu setzen, nichts heilsamer ist, als sich einige Zeit lang so viel als möglich ausschließend mit ihr zu beschäftigen, und anderes Nebenwerk bei Seite zu lassen. Indessen ist Lernen und Bilden zweierlei, und was in der Schule und beim Handwerk rathsam seyn kann, ist es darum doch nicht für das Leben überhaupt. Wie weit man auch dort zu gehen habe, soll hier nicht untersucht werden; der Stoff umfaßt zu viel; hier mag blos die Bemerkung stehn, daß in dem Leben eines Geschäftsmannes die Nebendinge (Allotria) eine Bedingung der Zufriedenheit und ein Schutzmittel gegen den Mißmuth sind, dem er bei einförmigen Geschäften selten entgeht. Ich freue mich deshalb immer, wenn ich höre, daß ein Geschäftsmann neben dem, was seine Pflicht fordert, noch etwas Anderes, was er sich selbst gewählt hat, treibt; wenn er z. B. Etwas, das kein Geld ist, sondern wohl Geld und Mühe kostet, sammelt, weil ich dann überzeugt bin, daß dem Manne eine reiche Quelle der Zufriedenheit geöffnet ist. Es ist schon viel sich in diesem einförmigen Leben Gelegenheit zu Freuden zu verschaffen, deren man

sich nicht zu schämen braucht; und wem es für einen Genuß dieser Art nicht an Empfänglichkeit fehlt, der wird beim jedesmaligen Mustern des gesammelten Schatzes alle Freuden, die er beim Erwerb des Einzelnen gehabt haben mag, noch einmal fühlen. Das ist Eines. Das zweite ist, daß, wenn er seine Neigung — im Anfange vielleicht nur eine Phantasie — mit einigem Erfolge befriedigen will, er ihre Gegenstände auch wissenschaftlich kennen lernen muß. Dann wird aus dem, was zunächst nur Ergötzung war, Ernst, und dieser Ernst wird wieder eine Quelle neuen Genusses. Wie mancher Prediger hat sich auf diese Weise in dem Gebiete der Naturwissenschaften, der Mechanik, der Astronomie angebaut; wie mancher Arzt hat sich auf dem Felde der Numismatik einen Namen gemacht! War nicht einer unsrer achtbarsten Astronomen ein Amtmann, der den Himmel anfänglich nur in Nebenstunden aus seiner Amtmannsstube betrachtete? und einer der gelehrtesten und fleißigsten Aerzte, der unsterbliche Haller, trieb er nicht zur Erholung die Dichtkunst mit dem glücklichsten Erfolge? und lebt nicht noch jetzt in Bremen ein thätiger praktischer Arzt, der den Himmel durch seine Entdeckungen bereichert hat?

Das Berufsgeschäfte ist in dieser Beziehung mit dem zu vergleichen, was es verschafft, mit dem täglichen Brode, die Neigung nebenbei mit

dem Nachtische. Was dabei dem Gaumen am meisten zusagt, weiß Jedermann; darum ist aber doch keineswegs zu fürchten, daß ein verständiger Mann die sättigende Kost bei Seite schieben und sich blos an das Naschwerk halten werde. Wenn daher mancher Vorstand Gefahr für die Geschäfte fürchtet, weil einer der Untergebnen Allotria treibt, und vielleicht, um ihn nützlicher zu machen, seine Amtsgeschäfte verdoppelt, und ihn mit Arbeiten belastet, die jeder Andre eben so gut thun könnte; so kann er zwar dem Manne seine unschuldige Freude verderben, aber das Geschäfte wird darum nicht besser gefördert werden, als bei einer tüchtigen Direction auch ohne dieß geschehen wäre. Es gibt gewiß keinen verderblichern Grundsatz in der Regierungskunst, als den, daß man von Jedem der Angestellten so viele Arbeit fordern müsse, als er nur mit aller seiner Kraft zu leisten vermöge. Immerhin mag eine Dampfmühle ihre einförmige Bewegung Tag und Nacht fortsetzen; aber der denkende Mann, dem in der dumpfen Mühle des Staates, die er treiben hilft, keine Zeit gelassen wird, in sich hinein oder über sich hinaus zu schauen, und keine Freude übrig bleibt, als einen Stoß Akten oder ein Bündel Rechnungen mehr durchgearbeitet zu haben, ist er nicht übler daran als das Lastthier, dem doch wenigstens gestattet ist, zur Erholung den Takt des Ganges zu wechseln? und ist wohl eine

Regierung weise zu nennen, die den besten Theil des Volks in diesem unseligen Mühlknappendienste aufreibt?

Wenn ein Fürst, ein Minister, ein Präsident seine Obliegenheit kennt, und sie mit Gewissenhaftigkeit vollbringt, vor allen Dingen aber das verderbliche Zuvielregieren vermeidet, so ist keine Gefahr, daß auf den niedrigen Stufen der Staatshierarchie die Bewegung stocke wegen der Liebhabereien. Bei geordneter Thätigkeit findet ein denkender Mann sehr bald die rechten Mittel, sein Berufsgeschäfte, so wie es seyn muß, zu vollbringen, und daneben noch Muße für seine Liebhaberei zu gewinnen. Friedrich der Zweite verwaltete ein großes Reich fast allein; der Kriegsstand, die Oekonomie, die Finanzen des Landes und der Flor der Wissenschaften, Alles, was er für einen Gegenstand seiner Pflicht hielt, ordnete sich unter seinen Händen und gedieh, und nachdem er am Morgen jedes Geschäft ohne Aufschub und mit der größten Pünktlichkeit vollbracht hatte, gönnte er sich den Genuß der Musik, der Poesie, der Lectüre und der eignen Schriftstellerei. Nur bei einer solchen Einrichtung bleibt der innere Mensch lebendig, und sein eigentlicher Kern, von Zufriedenheit genährt, bleibt gesund. Je weiter sich die Zweige eines Baumes verbreiten, und je mehr seine Wurzeln ausgreifen, desto mehr erfrischende Nahrung bedarf er; und so möchten

wir jedem Fürsten irgend eine wissenschaftliche Liebhaberei wünschen, die ihn erquicke, wenn ihn das Regentenamt ermüdet hat. Er selbst und sein Volk würden sich dabei gewiß wohl befinden.

* *

Es ist in diesen Blättern bisweilen von einem Fürsten gesprochen worden*), der zu den merkwürdigern Erscheinungen unsrer Zeit gehört. Der vorletzte Herzog von Sachsen-Gotha und Altenburg, August Emil, wußte seinem, im Ganzen sehr einförmigen Leben durch wissenschaftliche Liebhabereien Erheiterung zu verschaffen. Zu verschiedenen Zeiten zog ihn Verschiedenes an, jetzt Musik, ein andermal Mahlerei, am treuesten aber verfolgte er seine poetischen Compositionen. Fast kein Tag verging, wo er nicht Briefe dictirte, bald in deutscher, bald in französischer Sprache, und auch seine Briefe waren mehr oder weniger Poesie, und fast ohne Ausnahme denen

*) S. Vermischte Schriften 1 Th. S. 81—86. Ausführlicher ist sein Leben von uns besprochen in der Hallischen Allgemeinen Litteratur-Zeitung 1822. Jul. no. 172. p. 497 — 504. (woraus meist in des Freiherrn von Lupin Biographien lebender Personen. 1 Theil. S. 70 — 75. und im Neuen Conversations-Lexikon I. 2. S. 479 — 484. geschöpft ist.)

ähnlich, die der gelehrte Verfasser der Memoria Augusti*) in dieser Denkschrift bekannt gemacht hat. Für romantische Dichtungen waren zwei Tage in der Woche bestimmt, und da diese seit dem Jahre 1811 mit der größten Regelmäßigkeit inne gehalten wurden, und der Herzog gewöhnlich drei oder vier Stunden ohne Unterbrechung dictirte, so erwuchs im Laufe von zehn Jahren eine Masse von Manuscript des mannichfaltigsten Inhaltes, wie wohl nur wenige Schriftsteller von Profession, und sicherlich keiner der vom Lord Orfort verzeichneten Royal Authors aufzuweisen hat. Diese Arbeiten machten ihm die größte Freude, und ob sich ihre Kenntniß gleich fast nur auf den Autor und den Schreiber beschränkte (nur wenigen Begünstigten wurde bisweilen Etwas davon vorgelesen) und er auch nie ernstlich an ihre Bekanntmachung dachte, so waren sie doch recht eigentlich sein Taggedanke und sein Traum. Er wohnte mit seiner Phantasie in den Gegenden, in denen seine Romane spielten; er kannte jede Stelle darin, und schmückte sie mit jedem Reize der Natur und der Kunst. Auch gelehrter Schmuck mangelte nicht. Von dieser letzten Art ist es mir erlaubt eine Probe mitzutheilen, welche zeigen mag, mit welchen geistrei-

---

*) Der Geheime Hofrath Eichstädt in Jena.

chen Spielen dieser Fürst sich und seine Umgebungen zu erheitern wußte.

Im Jahre 1821 erhielt der Verfasser dieses Aufsatzes folgende Zeilen von der Hand des Herzogs:

„Wie ließe sich wohl, mein guter J., die Umschrift einer goldnen Grabeslampe erklären: MITASPATHON LVHOYMENOS? Und wie auf dem fünfdochtigen Deckel derselben goldnen Lampe das Psychenhaupt, umringt von einer Geißel, einem Ringe, Händen, die sich schließen, einem ungewöhnlichen Zweige, und dem Schlußwort PYRIMAN? Die Lampe wurde ohnweit einem Mithra-Tempel in dem Columbarium der Familie Cäcilia Flaminica gefunden. Bitte, bitte um ernste Deutung. Ihr Freund

Emil."

Auf diese Anfrage, in welcher die eigne Erfindung ihres Gegenstandes nicht zu verkennen war, erhielt der Herzog folgende Antwort:

„Die gelehrten Inschriften und Symbole auf der in dem Columbario der Familie Cäcilia aufgefundenen Lampe, die sich ohne Zweifel in dem reichen Schatze von Villa Grigi *) befindet, würde vielleicht selbst dem gelehrten Antiquar der Her-

*) Einer der Hauptorte des Romans, an welchem sich ein reiches Kunst-Museum unter der Aufsicht des hier erwähnten Marascagni befand.

zogin Emilie, dem unvergleichlichen Marascagni, schwer zu enträthseln seyn, wenn sich nicht zufällig einige andre Denkmäler jener Gegend erhalten hätten, die ein Licht auf diesen dunkeln Gegenstand zu werfen scheinen."

„Das erste dieser Denkmäler ist eine Inschrift aus dem Zeitalter des Septimius Severus, unter dessen Regierung der Mithras-Dienst in voller Blüthe stand:

Deo magno Mithrae
Pollenti. Aeterno. Invicto.
L. Aemilius
Vna cum Conjuge Sanctissima castissima
Caecilia Flaminica
Pyrimano. Sacerdote. Patre patrato delibutus
Sacratissimis Mysteriis
Per Omnia Probatissimus.

„Ohne Zweifel gehörte diese Cäcilia zu dem Geschlechte, in dessen Grabmale die Lampe gefunden worden ist. Sie war mit einem L. Aemilius vermählt, oder eigentlich wohl nur durch ein mystisches Band mit ihm verbunden, das der Keuschheit des edeln Paares keinen Eintrag that. Diese Vermuthung wird durch eine andre, etwas verstümmelte, aber leicht zu ergänzende Inschrift bestätigt, die nothwendig derselben Zeit und Gegend angehört:

L. Aem...ius
et Caeci...ia.... aminica
conjuges
Deo Invicto Mithrae
Perpetuam Sanctamque castimoniam
Vovent.

„Diese Denkmäler, die den Gelehrten aus Gruters und Muratoris Sammlungen längst bekannt sind, mit der aufgefundenen Lampe verglichen, lassen nicht zweifeln, daß dieses Kunstwerk auf die Weihung verfertigt worden, um das Andenken jener religiösen Handlung des edeln Paares auch nach seinem Tode zu erhalten."

„Pyriman ist, wie aus der ersten Inschrift erhellt, der Priester, welcher die Weihung verrichtet hatte, und zwar der erste des ganzen Collegiums, welcher den Titel Pater Patrum und Pater Patratus führte."

„Was die erhaben gearbeiteten Symbole betrifft, so ist ihre Deutung nun sehr erleichtert. Das Haupt der Psyche soll erinnern, daß ein vorwitziges Eindringen in verschleierte Geheimnisse die mystische Erhebung der Seele über das Irdische hemmt und vernichtet, so wie Psyche dadurch, daß sie ihren Gemahl beleuchtete, ihre Seligkeit verlor. Die Geißel verstärkt die Allegorie, indem sie eben sowohl auf die Peinigungen bezogen werden kann, die Psyche nach ihrer That erlitt, als die Prüfungen, die der

Weihe der Mithrasdiener vorausgingen. Der Ring und die geschlossenen Hände bedürfen als Symbole der Ehe keine Erklärung; der Zweig von ungewöhnlicher Form aber ist ohne Zweifel eine Brenthis (βρένθις) oder Thridakine (θριδακίνη), eine Art von lactuca, von der Nikander beim Athenäus berichtet, daß sie die sinnlichen Begierden schwäche; so daß dieses Symbol auf den Vorsatz des edeln Paares deutet, in rein-mystischer Gemeinschaft mit einander zu leben."

„So weit geht die Erklärung leicht und ohne Anstoß von Statten. Aber die Umschrift

Mithaspathonluhoumenos!

was sollen wir aus dieser ungeheuern Wortbildung machen? Wie sollen wir sie aufklären, wenn nicht ein Strahl des Mithras selbst uns zu Hülfe kömmt und die Dunkelheit erhellt?"

„Die Endsylben und einige Elemente des Wortes deuten trotz der lateinischen Schriftzeichen auf Griechischen Ursprung hin. Da nun die Lampe ohne Zweifel in Italien verfertigt ist, so darf man vermuthen, daß der Künstler die vorgeschriebenen Worte der fremden Sprache nicht richtig nachgebildet habe, und als der Fehler einmal begangen war, ihn, wenn er bemerkt wurde, ohne Verunstaltung des herrlichen und heiligen Werkes, nicht verbessern konnte. Wir dürfen also zur Vermuthung flüchten; und was könnte

da wohl Anders in den verunstalteten Buchstaben enthalten seyn als die Worte:

ΜΙΘΡΑΣ ΠΑΘΩΝ ΛΥΕΙ ΜΕΝΟΣ.

Mithras lößt die Gewalt der Leidenschaften. Ein Satz, der sich vollkommen zu den Verhältnissen des keuschen Paares paßt."

„Indem ich mich mit dem schönen Denkmale beschäftige, das ganz gewiß eine der schönsten Zierden des fürstlichen Antiquariums von Villa Grigi ist, erinnere ich mich zweier Epigrammen der griechischen Anthologie, die bis auf den heutigen Tag von keinem Ausleger vollständig haben erklärt werden können. Das eine lautet so:

Καικιλία Ψυχῆς κακὰ πήματα τῆς περιέργου
σκεπτομένη, βίοτον πέσσω ἀεὶ καθαρόν.

wobei bisher Niemand an die Psyche, Alle nur an die Seele dachten. Jetzt ist Alles klar. „Indem ich Cäcilie die argen Leiden der neugierigen Psyche erwäge, erhalte ich mein Leben immer rein."

„Noch deutlicher ist die Beziehung des andern Epigrammes auf die mystische Lampe:

Ἐν γάμῳ ἁγνὸς ἐὼν Αἰμίλιος, ὦ μέγα θαῦμα,
χρυσοῦν λύχνον ἔχει μάρτυρα σωφροσύνης.

„Rein und keusch in der Ehe, o großes Wunder! hat Aemilius die goldne Leuchte zur Zeugin seiner Sittsamkeit."

„So viel bin ich für jeßt im Stande über das merkwürdige Kunstwerk nach der gegebenen Beschreibung zu sagen. Möge meine Deutung der Herzogin Emilie genügen, und die Zustimmung des großen Marascagni erhalten, der sie in diesem Falle mit seiner ausgebreiteten Belesenheit besser stützen und ausschmücken wird, als ich mit meinen geringen Mitteln vermocht habe."

Das Ergötzliche, oder mit Lieutnant Pistol zu reden, der Humor von der Sache war, daß der Herzog nach Empfang dieser Antwort, durch ihren treuherzigen Ton getäuscht, eine Zeitlang die Erdichtungen darinne für Wahrheit nahm, und sich überredete, vermittelst der ihm inwohnenden divinatorischen Kraft, an die er glaubte, selbst ein wirklich vorhandenes, nicht ein von ihm ersonnenes Kunstwerk beschrieben zu haben.

---

4. August Emil als Schriftsteller. 1823.

Die mangelhaften, zum Theil irrigen Nachrichten, die durch einige politische Blätter über den litterarischen Nachlaß des verstorbnen Herzogs von S. Gotha verbreitet worden sind, veranlassen mich Einiges über diesen Gegenstand mitzutheilen, was aus eigner Ansicht geschöpft ist, um nach meinen Kräften zu verhüten, daß ein künftiger Lord Orfort, der etwa über fürstliche Autoren schreiben möchte, den verbreiteten Irrthum an die Stelle des nur Wenigen bekannten Wahren setze.

Das einzige, im Druck erschienene Werk des Herzogs ist das Kyllenion oder ein Jahr in Arkadien. (Gotha). 1805. 8., welches der Tochter des Verlegers gewidmet ist, deren Namen das dem Werke vorgesetzte Akrostichon verräth. Dieses Werk besteht aus zwölf, mit den Namen der athenienſischen Monate bezeichneten Idyllen,

durch die sich ein dünner historischer Faden zieht, welcher ursprünglich an persönliche, aber nur leise angedeutete Verhältnisse geknüpft ist. Seine Entstehung verdankte es den Lobpreisungen der Geßnerischen Idyllen, durch die eine junge Französin den Widerspruch des Herzogs reizte, der sich anheischig machte, da sie vornemlich den griechischen Geist jener Idyllen hervorgehoben hatte, Idyllen zu schreiben, die auf eine ganz andre Art durch und durch griechisch seyn sollten [1]), ein Versprechen, aus dem Manches, was in diesem Werke mit Recht getadelt worden ist, erklärt werden muß. Die Zeit, in der es erschien, war seiner Verbreitung nicht günstig. Der Verfasser war nur Wenigen bekannt; die kritischen Tribunale schwiegen; auch in leichtern Tagblättern geschah seiner nicht oft Erwähnung [2]); und so mag der Kaltsinn, womit diese ungewöhnliche Erscheinung aufgenommen wurde, verursacht haben, daß der Herzog ein ähnliches Werk, das er um jene Zeit unternahm, und wovon sich die Anfänge unter seinem Nachlasse finden, unvollendet ließ. Es verdient hier noch bemerkt zu werden, daß der Herzog die kleinen, dem Kyllenion eingewebten Gedichte selbst in Musik gesetzt hat, wobei er sich, da ihm die Theorie dieser Kunst ziemlich fremd war, der Hülfe eines geübten Contrapunctisten bediente, der aber nichts von künstlerischer Genialität besaß; in den Compositionen des Her-

zogs aber wollen Kenner seine eigenthümliche Originalität wieder erkennen. Mehrere dieser Lieder sind auch durch Compositionen Himmels und Maria von Webers dem größern Publicum bekannt geworden.

Früher als dieses Werk, noch vor dem Antritte seiner Regierung, hatte der Herzog ein Mährchen nach einem weitläufigen Plane angefangen, das den Titel **Polyneon** (Viel-Neu) führte, von ihm selbst aber gewöhnlich mit dem Namen einer der Hauptfiguren desselben, Panedone oder Panedonia (All-Lust) bezeichnet wurde. Nächst diesem, in eine entfernte Insel gebannten Götterwesen steht als Hauptperson ein Lykaonischer Jäger, Barys genannt, ein blühender Cyparissus, ein anmuthiger Flötner und ein blasser König; jeder in die Geschichte der aus ihrem Himmel Verwiesenen verflochten. Von dem Inhalte des Werkes aber möchte es um desto schwerer seyn Rechenschaft zu geben, da es unvollendet geblieben ist, wenn auch nicht die räthselhafte, phantastische Zusammensetzung die Auffassung der innern Verbindung fast unmöglich machte. Die vornehmsten Personen, die sich in diesem wunderbaren Labyrinthe bewegen, sind nach des Dichters Angabe von Grassi in sieben großen Bildern dargestellt, ursprünglich bestimmt, ein Schlafzimmer zu schmücken [3]), in welchem der Herzog alle Herrlichkeiten eines Feentempels vereinigen wollte.

Das Zimmer ist nicht gebaut, das Mährchen nicht zu Ende geführt worden, und so fehlt diesen schönen Gemälden der erläuternde Commentar, den der Künstler vielleicht selbst nicht einmal zu geben vermöchte [4]).

Nach Vollendung des Kyllenions begann der Herzog ein neues Werk, für das ich keine passende Benennung weiß. Die Anwesenheit einer geistreichen Jugendfreundin, der Baronin Cäcilie von Werthern, gab ihm die Idee zu einem gemeinschaftlichen Roman, welcher aus Briefen zweier Freundinnen hohen Ranges bestehen sollte. Ein bestimmter Plan war dabei nicht festgesetzt; Jedes sollte sich, um den Ton der Wahrheit fest zu halten, ohne Zwang bewegen dürfen. Der Herzog eröffnete den Briefwechsel mit gewohnter Lebhaftigkeit, im Character einer jungfräulichen Wittbe, der Großherzogin Anna; Serena, die Jugendfreundin, antwortete; und die Erwiederung auf diesen Brief erfolgte schon am nächsten Tage. Wahrscheinlich aber wurde durch die Lebhaftigkeit, mit der der Herzog die Sache betrieb, die ursprüngliche Verabredung gestört. Die Freundin mochte bald bemerken, daß auf diese Weise aus dem, was ein Spiel sein sollte, ein sehr ernsthaftes Geschäfte werden würde; sie schwieg; und der Herzog, dem die Sache nun lieb geworden war, setzte sein Werk, theils in Briefform, theils in Form eines Tagebuches allein

fort. Auch in diesem war Manches, ja das Meiste, auf persönliche Verhältnisse gebaut; diese aber, immer nur als leichte Veranlassung benutzt, wurden in der Ausführung so umgestaltet, und mit einer solchen Fülle poetischer Zugaben ausgeschmückt, daß die Grundfäden kaum von den wenigen Eingeweihten zu erkennen waren. Als sich in diesen Verhältnissen Einiges änderte, wurde das weit ausgesponnene Werk allmählig bei Seite gelegt; ein anderes wurde eingeschoben, nach kurzer Zeit aber ausschließend bearbeitet. Auch dieses fing in Briefform an. Eine Jungfrau, Namens Emilie, italienischer Abkunft, aber als Kind nach Deutschland versetzt, und von ihren Eltern, man erfährt nicht recht warum, auf mannigfaltige Weise gequält, rettet auf den Höhen des Thüringerwaldes einem Knaben das Leben, und hegt nun zu diesem eine heftige Liebe, die sie sich aber selbst nicht gesteht. Dieser Knabe ist nun zum Jüngling gereift, und an ihn sind die meisten Briefe gerichtet 5). In diesen Briefen erscheint der Herzog in doppelter Gestalt; einmal als die Briefstellerin Emilie; dann als ein Fürst, an dessen Hofe ihr junger Freund Xaver lebt. Diese beiden Personen, obgleich der Idee nach eine und dieselbe, behandelt der Verfasser durchaus auf verschiedne Weise. Die Jungfrau Emilie mit zärtlicher Vorliebe; den Fürsten mit einer Ironie, die oft an Bitterkeit streift. Nach der

Rettung Emiliens aus ihren ängstlichen Verhältnissen, erweitert sich die Scene; die Briefe werden reichhaltiger, und gehen endlich in ein Tagebuch aus, das das ganze innere und äußere Leben der phantasiereichen Emilie mit großer Ausführlichkeit darstellt. Beschreibungen von Reisen durch romantische Gegenden; Schilderungen von reichgeschmückten Pallästen und Villen; von Gärten wie die der Armida; von Kunstsammlungen voll der außerordentlichsten Gegenstände; von Hoffesten, Erleuchtungen, Klosterbesuchen — dieses und ähnliches wechselt mit dem Ausdrucke mannichfaltiger Gefühle ab. Diesem reich ausgestatteten Labyrinthe fehlte nichts als der historische Faden der Ariadne, um den Leser mit Lust hindurch zu führen, statt, daß ihn jetzt häufig ein Gefühl anwandelt, dem Gefühle des Seefahrers gleich, der während der Windstille an einer romantischen Küste lavirt, und durch die unaufhörliche Bewegung des Schiffes nicht von der Stelle gebracht wird [6]). Es mag wenige Werke geben, die mit mehr Geist und reicherer Phantasie ausgestattet wären; und doch zweifeln wir, daß viele Leser die Gedult haben würden, diese Massen von Briefen, und die noch größern Massen von Tagebüchern mit Aufmerksamkeit durchzulesen. Für den Druck sind sie, schon ihres Umfanges wegen, nicht geeignet [7]).

Mit diesem Werke, ihm dem liebsten von

allen, war der Herzog bis an seinen Tod beschäftigt. Es ist geschlossen, aber nicht vollendet; denn Manches, was er um des innern Zusammenhanges wegen hinzufügen zu müssen glaubte, ist nicht hinzugekommen. Das Mangelnde zu ergänzen, wäre Niemand im Stande, sollte er auch vollkommen in die Gedanken des Herzogs eingeweiht seyn. Wenn dieser bisweilen im Gespräche über das, was er einschalten wollte, Gedanken fallen ließ, so waren dieß meist nur einzelne Funken, die eben so schnell erloschen, als sie aufgesprüht waren. In der Ausführung aber seine Manier nachzubilden, würde ein eitles Bemühen seyn.

So viel von den schriftstellerischen Werken dieses ausgezeichneten Fürsten. Außerdem ist aus seiner Feder eine große Menge von Briefen in deutscher und französischer Sprache geflossen. Nicht leicht verging ein Tag, wo er nicht einen oder einige Briefe dictirte, deren keiner leer und gehaltlos war. Geschäfte betrafen die wenigsten. Die Proben, welche der mehrmals von uns angeführten Memoria beigefügt sind, geben eine richtige Vorstellung von der Art, wie er Briefe abfaßte. Denn so seltsam in ihnen Einiges erscheinen mag, und so abweichend von gewöhnlichem Briefstyle, so war dieß doch eben seine natürliche Art, von der er sich, wie uns aus zahllosen Beispielen bekannt ist, nicht leicht entfernte.

Ich muß hier noch einer Schrift erwähnen, die bei ihrer Erscheinung dem Herzoge zugeschrieben worden ist. Sie führt den Titel: Vierzehn Briefe eines Kartheusers, geschrieben im Jahr 1755 zu Paris. Herausgegeben von Karl Pougens. Paris. 1820. 45 S. 8. Der Verfasser der Mèmoria berichtigt (p. 32) jenen Irrthum, doch weniger, wie es scheint, aus eigner Ueberzeugung, als auf fremdes Zeugniß. Wir sind im Stande, über diesen Punkt genügenden Aufschluß zu geben. Diese Briefe sind Uebersetzung. Das vor uns liegende Original führt den Titel: Lettres d'un Chartreux éctites en 1775, publiées par Charles Pougens. Paris chez Mongié ainé. MDCCCXX. 87 Seiten. 12mo. Der Herzog, von der Sonderbarkeit des Inhaltes angezogen, fing eine Uebersetzung an, stand aber bald von dieser Arbeit ab, und übertrug sie dem Geheim-Secretär*) Wüstemann, welcher der gelehrten Welt durch eine Uebersetzung von Mazois Palais de Scaurus, und der Paraphrase der Institutionen des Theophilus (Berlin 1823) bekannt ist. Der Herzog ließ sich die Uebersetzung vorlesen, änderte hin und wieder, und fügte einiges Eigne hinzu [8]). Von ihm ist der Schluß der Vorrede, welcher also lautet: „Doch wie ich in fremder

---

*) Gegenwärtig: Geheimer Rath von Wüstemann zu Altenburg.

Sprache, in der Sprache der Feinde, der Demüthiger meiner unglücklichen Nation diese Briefe Euch, ihr gefühlvollen Fremden, anzubieten wage, fraget nicht! Eben so wenig als wer mir das Recht gab, diese vergessenen Zeilen dem Staube des Familienarchivs zu entziehn. Leset und weinet was ich weinend in der Sprache meiner Ahnen las. Doch Ihr seyd keine lustgierigen, wonnesatten, gemeinen Herzen. Unnütz wäre Euch zu bitten, für die Ruhe der namenlosen Jungfrau, des längst vergeßnen Anatolos zu beten. So betet denn für sie und für den, der so unglücklich war, die rauhe feindliche Sprache zu lernen, und der so glücklich ist, in dieser mühsam erlernten Sprache jetzt zu Euerm reinen, minnefreien Herzen zu reden. Euch, ihr Großmüthigen, Euerm Herzen lispelte ich das Wort der Weihe, Euch weih' ich das Weihwort, das einst vor 65 Jahren ein treuer verschwiegener Freund der reinen minnefreien Herzen seiner Zeit weihte."

Das in diesen Zeilen erwähnte Weihwort findet sich am Schlusse (S. 45), und ist ebenfalls Zusatz des Herzogs:

„Ihr, die ihr nicht lüstegierig, nicht Minnefreuden-satt Euer Beneiden in kaltes, eisiges, unnützes Klägeln hüllt; Ihr, die ihr nicht fremde Herzen übermüthig wäget, Ihr ungemein liebenden, Ihr rein und treu und rücksichtslos lieben-

den, Ihr ohne Hoffnung, ohne Anspruch lieben=den, Ihr Glück und Besitz, Gegenwart und Ge=genliebe entbehrenden, seltnen Gemüther, Euch widm' ich diese Briefwahl. Tadelt auch nicht den vielleicht strenger Kirchenzucht widrig han=delnden Freund; denn ohne ihn hättet Ihr nicht vernehmen können den Jubel, die Entzückungen, die Verzückungen, die Phantasien, die Fieber=träume, die letzten Worte des in den Ueber=schwenglichkeiten lauterer Liebe untergehenden Ana=tolos; denn nur ich war zuletzt sein Schreiber, sein Vertrauter, da ich nicht sein Beichtiger war."

Dieses, und ein kurzer Anhang der Briefe auf der vorletzten Seite (S. 44) ist der Antheil, den der Herzog an den ihm zugeschriebenen Er=gießungen einer anachoretischen Liebe hat.

Anmerkungen.

1) Die Entstehung des Kyllenion's ist, nach unsern Angaben (in der Allgem. L. Z. 1822. no. 172. p. 500) in Eichstädts trefflicher Memoria Augusti (Gothae. 1823. 4. p. 30.) richtig erzählt worden, wo wir uns doch in Beziehung auf die Worte: femina Francogallica, quae praeter gentis suae morem, Gesneri, Helveti poetae, virtutes praedicaverat — die Bemerkung erlauben, daß die Bewunderung Geßners damals noch ein stehender Glaubensartikel bei den Franzosen war, die ihn aus Huber's Choix de Poesies allemandes und einigen Nachahmungen französischer Dichter kannten. Die junge Französin aber, von der hier die Rede ist (die nun längst verstorbene, damals 16jährige Gräfin Adèle de Bueil), las die Besten unsrer Dichter mit

Sinn und Gefühl, und setzte sie oft, zum Aergerniß ihrer Landsleute, über die französischen.

2) Am besten und richtigsten ist es wohl in der eben erwähnten Memoria gewürdigt p. 30. 31. wo es unter Andern heißt: Idem liber non modo phantasiae incitatione et calore, visorumque quadam quasi audacia excellit, habetque mirificam quandam gratiam novitatis; verum etiam lectionis magnam copiam ostendit etc. Das Manuscript ging vor dem Drucke durch meine Hände, und kehrte mit einigen unbedeutenden Veränderungen und mit folgendem Sonnet zurück:

Arkadien.

Von welchem Leben glühn Kyllenes Höhen!
Welch' Drängen zarter Knaben, holder Frauen!
Ich seh' in Rosenschimmer Hirten gehen,
Und hoch aus Strahlenwolken Götter schauen.

Und auf der Hügel goldnen Gipfeln wehen,
Es wehen auf den sonnumfloßnen Auen
Der Liebe Hauch, Verlangen, Sehnsucht, Flehen,
Und unter Spiel und Scherz ein süßes Grauen.

Aus heil'gen Grotten strömen leise Lieder;
Die Flur erbebt vor Lust, und Blumen drängen
Sich vor aus ihr, und schlingen Liebeskronen.

Es kehrt das Gold entschwundner Zeiten wieder;
Meer, Luft und Erde tönet von Gesängen;
Und unter Hirten wollen Fürsten wohnen.

An demselben Tage erhielt ich auf die nemlichen Reime folgendes Sonnet, dessen eigentliche Beziehung mir aber jetzt, nach so langer Zeit, nicht mehr klar ist.

Ruf.

Ich grüß' Euch wieder, holder Freistatt Höhen;
Umarm' euch wieder reizend milde Frauen.
Darf ich, Ihr theuern, mit den Buhlen gehen,
Um wieder, was ich längst entbehrt, zu schauen?

Ich fühle schon der reinsten Lüfte Wehen:
Mich rufen auch des Glückes Myrthenauen;
Mich bannet hier der Sängerchöre Flehen,
Und in der Sinne Rausch ihr göttlich Grauen.

Doch wer versteht hier meine Räthsellieder?
Wer theilt der kranken Seele ew'ges Drängen?
Wer trägt wie ich der Minne Dornenkronen?

Ich blicke forschend nach dem Fernland wieder.
Es strömt mein Ruf in Träumen, in Gesängen;
Er schwebt zu mir; er bleibt, um hier zu wohnen.

Das Spiel wurde von mir durch ein zweites Sonnet auf dieselben Reime fortgesetzt:

Der Hyperboreer.

Wen nie zu Hellas goldbekrönten Höhen
Der Ahndung Fittig trug, wem Hirtenfrauen
Und Schäferknechte nur im Tempe gehen,
Der kann Arkadiens Wonne nicht erschauen.

Er sitzt, wenn Frühlingslüfte buhlend wehen,
Am Heerde kochend; sticht auf Veilchen-Auen
Salat, und flieht von Philomelens Flehen
Den Gänsen zu, den weißen und den grauen.

„Was kümmern mich, spricht er, der Musen Lieder?
Ich ess' und schlaf' in Prosa; all das Drängen
Des Reimervolks um welke Lorbeerkronen"

„— Was nützt das Zeug? — mir ist's in Tod zuwider;
Weg Schwan, weg Nachtigall! Nur den Gesängen
Der Grauen horch' ich, die am Ister wohnen."

3) Das erste dieser Gemälde, das aus der Hand des Künstlers hervorging, die zum Himmel aufschauende Panedonia mit einer Leier in der Hand, veranlaßte den Referenten zu einem Sonnet an Grassi:

Der Liebe trunknen Wonnen hingegeben,
Vergessend ihrer Erdenwallfahrt Mühen,
Schwebt Panedone; ihre Wünsche streben
Den Sphären zu, wo höhere Freuden blühen.

Des Wohllauts holde Genien umschweben
Die Rosenlippen, die von Liedern glühen;
Und unter ihrer Finger zartem Beben
Seh' ich die Funken heller Töne sprühen.

Fürwahr dich hat kein ird'scher Leib empfangen;
Der Himmel ließ aus Lilien dich erstehen:
Du lagst in Ahndung, Traum und Lust verlohren.

Dann stiegst du mit sehnsüchtigen Verlangen
In Grassi's Brust, und wardst in süßen Wehen
Aus ihr zum zweitenmal verklärt gebohren.

Da diese Zeilen in die Hand des Herzogs gekommen waren, schrieb er, mit Beziehung auf zwei andere Figuren seines Mährchens, mit Beibehaltung der Reime des zuerst empfangenen folgende zwei Sonnette:

Der Sybarit.

Ich bebe auf der Myrten-Hügel Höhen;
Denn sichrer sitz' ich kosend unter Frauen,
Und lasse lieber meine Diener gehen,
Daß sie für mich in grause Fernen schauen.

Ich schaudre bei der Abendlüfte Wehen;
Nie lockten mich Garganos wilde Auen;
Ich fliehe vor der nackten Bettler Flehen;
Ein Andrer helfe; mich verscheucht das Grauen.

Leicht schrecken mich der lauten Freude Lieder;
Bei Freuden-Festen ängstigt mich das Drängen;
Mir schwindelt gleich beim Duft von Lilien-Kronen.

Des Ambra's starkes Oel ist mir zuwider;
Und zu gemein die Liebe in Gesängen,
Und ganz fatal das bei einander wohnen.

Der Lykaonier.

Ich morde gern das scheue Wild der Höhen,
Doch lieber noch die Unschuld zarter Frauen;
Und soll ich irgendwo mich froh ergehen,
So wehrt man mir das Gehen und das Schauen.

Mit Kitzel seh' ich fremden Leides Wehen:
Mit Sehnsucht wilden Krieges blut'ge Auen;
Vernehm' mit Lust der Feinde leises Flehen,
Und lache laut ob Mitleid's kindischem Grauen.

Auch sing' ich gern der frechen Wollust Lieder,
Und fühle gern der Unzucht wildes Drängen;
Und schlafe gern auf blutigen welken Kronen.

Schon längst ist mir des Dankens Zwang zuwider;
Ich gähne bei phantastischen Gesängen,
Und will am liebsten unter Pferden wohnen.

4) Um dieselbe Zeit erfreute Graffi den Herzog zu seinem Geburtstage mit einer Copie von Caracci's aufschwebendem Genius, der, nach dem Wunsche

des Künstlers, folgende Terzinen zur Begleitung gegeben wurden:

Fern von gemeiner Menschheit wüster Rotte
Von dumpfen Schlummers Banden fest umwunden,
Lag ich im Dunkel einer Felsengrotte.

Vergebens kreißten auf und ab die Stunden;
Und dem gebundnen Sinne war's entwichen,
Ob jemals ich des Lebens Lust empfunden.

Denn matte Schatten nur von Träumen schlichen
Durch meiner Seele Nebel auf und nieder,
Verworren, formlos, düster und verblichen.

Und wie der Geist, so auch des Leibes Glieder,
Der Sehnen Kraft gebunden und befangen,
Und schlaff hing meiner Schultern bunt Gefieder.

Sieh! da begann ein wundersüßes Bangen
In tiefster Brust urplötzlich mir zu schwellen,
Und Schlaf und Wachen, Tod und Leben rangen.

Die graue Nacht zerfloß in weiten Wellen;
Durch düstern Nebel strömten Purpurflammen,
Und Nektarduftend silberhelle Quellen.

Und Harmonien, die vom Himmel stammen,
Ergossen sich, und schwebend auf den Wogen
Der Töne, fühlt' ich Lebenslust entflammen.

Und wie inbrünstig Iris Farbenbogen
Mit weichen Armen Jovis Thron umschließen,
So fühlt' ich mich von Harmonien umzogen;

Und wähnte mich gewiegt auf Blumenwiesen,
Geküßt von weicher Frühlingslüfte Wehen;
Und Duft des Aethers schien mich zu umfließen.

Und eine Stimme tönte von den Höhen:
„Erwach'! o Jüngling! zu des Lebens Thoren
Gebietet Dir das Schicksal einzugehen."

„Ein Knabe ruft Dir, eben jetzt geboren,
Ein Fürstensohn — auf, schüttle Deine Schwingen! —
Dem zum Genossen wurdest Du erkoren."

„Die Kränze, die um Deinen Arm sich schlingen,
Und diese Lorbeern in den braunen Haaren,
Wirst Du von ihm einst Jovis Throne bringen,

„Ein Denkmal seiner Tugend, zu bewahren
Wo Strahlenkränze edle Fürsten loben,
Die Bürgersinn mit Musenkünsten paaren."

Ich sprang empor. Der Banden flugs enthoben,
Versucht' ich meiner Schwingen Kraft zu regen,
Und wurde leichten Flugs emporgehoben.

Und eilte Dir mit Liebesgluth entgegen;
Ich zeigte Dir in Träumen Deine Kronen,
Und führte Dich auf meinen Sonnenwegen

Den Hallen zu, wo hohe Götter thronen,
Im Ringeltanz die Charitinnen schweben,
Und Mnemosynens hehre Töchter wohnen.

Du sahst das Traumgesicht mit Wonnebeben,
Der Freude Gluthen färbten Deine Wangen;
Mit jenem Traum begann Dein höhres Leben.

Sechs Lustra sind seit jener Nacht vergangen;
Von mir geführt wirst Du die Sternenreise
Beglückt vollenden, wie Du angefangen,
Zur Wonne mir, Dir selbst zu ewigem Preise.

5) Der Herzog hatte sich ursprünglich seine Aufgabe höchst schwierig gestellt. In allem ihrem Thun von außen gehemmt, kann Emilie nur verstohlenerweise schreiben; überdieß aber ist sie durch einen Eid gehindert, sich dem Jünglinge, der sie nur Einmal auf einem Maskenballe in Gesellschaft von drei andern ganz gleich gekleideten Jungfrauen gesehen hat, deutlich zu erkennen zu geben. Da sich nun bald zeigte, daß sich die Geschichte in solchen Fesseln gar nicht fortbewegen konnte, wird Emilie, man weiß nicht recht wie, in ihr ursprüngliches Vaterland gerettet, wo sie in Fontechiaro eine Freundin, in Villa Grigi hohe Verwandte und fürstlichen Rang findet.

6) Wer die Arbeiten des Herzogs kennt, wird das Urtheil unterschreiben, das wir an einer andern Stelle (Allgem. Lit. Zeit. 1822. p. 502.) ausgespro-

chen haben: „Das Einzelne ist reich, neu, glänzend, oft wunderbar und außerordentlich; aber das Ganze leidet an dem Mangel fortschreitender Bewegung, der sich aus der Art seiner Entstehung und Fortbildung, vielleicht auch überhaupt aus der Eigenthümlichkeit des Verfassers erklärt. Für ihn war die Abfassung eines Romans nicht ein Geschäft, sondern eine Ergötzung, wobei er sich gern mit Bequemlichkeit auf breiten Bahnen bewegte, ohne durch die voraus bestimmte Richtung eines festen Planes gebunden zu seyn. Fast immer dictirte er. Wenn nun der dazu Berufene an den bestimmten Tagen zur bestimmten Stunde erschien, fuhr der Herzog an der Stelle fort, wo er in der vorhergehenden Sitzung abgebrochen hatte, und dictirte oft drei und vier Stunden nach einander, ohne Unterbrechung, die geistreichsten Dinge in der gewähltesten Sprache, und in gut geordneten, wohlklingenden und richtig gebildeten Sätzen. Nie verwirrte, nie verbesserte er sich. Der erste Wurf hätte für den Druck genügt."

Auch in metrisch gefaßter Rede bequemte er sich nicht gern nach einem bestimmten Gesetze; wie sich

denn die dem Kyllenion eingefügten Lieder durchaus in selbstgewählten Rhythmen bewegen. Wir bemerken hierbei, daß von den in der Memoria Augusti p. 58—66. mitgetheilten Liedern nur das erste (p. 58.) bestimmt von ihm herrührt; das 2te gehört ganz gewiß einem andern Dichter. In den ungedruckten Werken sind hie und da griechische Distichen und Inschriften eingestreut, zu denen er den Gedanken hergegeben hat. Er selbst wußte kein Griechisch, war aber auch weit entfernt sich diese Kenntniß anzumaßen, so wenig als der Italienischen und Englischen Sprache, wovon doch auch manches in den Emilianischen Briefen vorkömmt. Warum er an dieser Sprachmengerei Vergnügen fand, wissen wir mit Sicherheit nicht zu sagen. Wenn er etwas in einer fremden Sprache ausgedrückt haben wollte, sagte er es dem Schreiber gewöhnlich französisch vor, und überließ diesem die Sorge der Uebersetzung. Auf Correctheit kam es dabei nicht an.

7) Der Referent, unter dessen Fingern der Armida-Garten entstanden ist, widmete dem Herzog an seinem Geburtstage, statt glänzender Seltenheit, die er von Andern zum Geschenk annahm, bisweilen

einige Verse, die sich denn gewöhnlich auf den Inhalt der Werke bezogen, mit denen der Herzog eben beschäftigt war. Wir lassen hier einige von ihnen folgen, da sie in Beziehung auf das zuletzt erwähnte Werk die Stelle eines converen Spiegels vertreten können, der die Gegenstände einer weiten Gegend in einem engen Raume verkleinert zeigt.

I.

Welch' froher Jubel füllt die weiten Hallen?
Wie tönt der Dom von abgemessnen Tritten?
Wer sind die Männer, fremd an Tracht und Sitten,
Die neu bekränzt durch Villa Grigi wallen?

Ihr seyd es, Welschland's Sänger. Du vor Allen,
Schwan Valchiusa's. Unter Deinen Schritten
Tönt Wiederhall von süßen Liebesbitten,
Und Sehnsuchtsklage holder Nachtigallen.

Und Tempe's*) hohes Thor, zu lang verschlossen,
Geht auf, die Palmen schütteln ihre Kronen,
Und jubelnd rauscht des Lorbeers stolzer Wipfel.

Fern lauschet Marescagna**), unverdrossen

*) Name einer von den Ahnen Emiliens gestifteten Akademie.

**) Der Antiquar der Herzogin Emilie.

Zu deuten jede Kunst entlegner Zonen,
Und küßt respectvoll Deines Mantels Zipfel.

2.

Wie einst, als aus den lauen Meereswogen
Dione sich zum Licht emporgerungen,
Die Himmlischen auf ihrem Strahlenbogen
Voll frohen Staunens sich herabgeschwungen:

So kömmt aus heil'ger Fern auf Wohllaut's Wogen,
Die zarten Arme liebevoll verschlungen,
Ein Chor erhabner Wesen hergezogen,
Der Wünsche Jubel auf beredten Zungen;

Ein Kranz beseelter Blumen, auserkohren
Aus Deinen Zaubergärten Fontechiaro,
Und Grigi, Vallombros' und Valtornaro.

Zuletzt, die Feder hinter tauben Ohren,
Erscheint, wo sich Glückwünschende versammeln,
Der Schreiber, auch ein frommes Wort zu stammeln.

3.

Wer schuf in dieses heiligen Felsthals Enge,
Wo liebend Grigás *) weiße Tauben girren,
Ein zweiter Dädalus, so holde Irren,
So phantasienreiche Wundergänge?

---

*) Die Schutzheilige der Gegend von Grigi.

Wem gilt hier dieses fröhliche Gedränge?
Der Greise Lob, der Jugend heitres Schwirren?
Die Melodien, die jubelnd sich verwirren?
Und der Paulinerinnen Festgesänge?

Dein Name weckt des frohen Volks Entzücken;
Dein Name, dem die Priester Segen zollen;
Ihn feiern Deiner Paradiese Geister.

So lang des Apennin beschneiter Rücken
Hesperien theilt, des Arno Fluthen rollen,
So lang lobt dieser Wunderbau den Meister.

4.

Vom fernsten Osten, wo des Indus Wogen
Der jungen Sonne blonde Locken spiegeln,
Kömmt, diesen Tag der Freude zu besiegeln,
Ein wunderbares Wesen hergezogen.

Auf Pfaden, siebenfarb, wie Iris Bogen,
Schwebt sie zu Dir, leicht, wie auf Phönixflügeln,
Bekränzt mit Blüthen von Hygieens Hügeln,
Von wannen frischen Lebens Düfte wogen.

Und jeder Weisheit Himmelsblumen prangen
In ihrer Hand, sinnvoll zum Kranz verschlungen,
Ein sichrer Schutz vor Charon's düsterm Kahne.

Der Jugend Zauber blüht auf ihren Wangen;
Doch prießen schon der Urwelt goldne Zungen
Die ewig junge Muse Thamarane*).

*) Ein feenartiges Wesen in dem Romane.

5.

Und wo sich Villa Grigi's Wunderzinnen
Aus Deines Friedens heiligem Stein*) erheben,
Hemmt sie den Flug, und hohe Worte schweben,
Von ihrem Mund, ein Zauber allen Sinnen:

O Du, so spricht sie, dem die Charitinnen
Der schönsten Gaben reiche Blüthe geben;
Ich will Dir goldner Tage Fülle weben,
Und einen Faden, gleich dem meinen, spinnen.

Wo Du auch wandelst, sollen Rosen schwellen;
Um Deine Stirn sich Amaranthen winden;
Auf Lilienblüthen soll Dein Wagen gleiten.

Für Dich gebiet' ich Fontechiaro's Quellen,
Und Prattis Hain, und Valtornaro's Gründen,
Des Lebens süß Nepenthe zu bereiten.

6.

Tief in dem Schooß des Gebirgs, und von Felsen umlagert, gemeiner
Sterblichen Augen entrückt, birgt sich ein heiliges Land.
Ewig bekränzt es der Lenz; wenn draußen der Sturm im Gewölk wühlt,
Lachet dem heiligen Land freundlich des Himmels Azur.
Pinien tanzen am Rand des Gebirgs auf den schwankenden Füßen;

*) Das Residenzschloß von Gotha heißt der Friedenstein.

Und in dem strahlenden Blau schütteln die Palmen das Haupt.
Neben den Palmen der Aloën Pracht, und der duftenden Cedern
Langhinstreckende Reihn machen zum Tempel den Wald,
Still und heimlich und hehr. In dem tieferen Thale verweht des
Zephyrus Hauch das Arom, das er den Blumen entführt.
Denn hier woget ein weites Gefield paradisischer Rosen,
Gleich wie ein wallendes Meer, wo sich Aurora beschaut;
Und an dem Spiegel des See's erheben sich Tempel auf stolzen
Säulen erhöht, von stets grünendem Lorbeer umkränzt;
Freundliche Villen, Kiosken, und stattlicher Prunk von Pallästen,
Wunder von göttlicher Kunst, sinniger Ahnen Gebäu;
Pratti's Gärten; Asklepios Hain, voll heilender Gaben,
Ganges' Geschenk, und der Quell schäumend von heilsamer Kraft;
Und zu dem Lichte der Weg*), und ihr heiligen Hallen des Tempe,

*) Cammino alla luce. Name eines Frauenklosters in dem Romane.

Griga's stilles Asyl, Wunder der Wunder auch Du.
Holde Oasis, o sey mir gegrüßt, Du der reizenden Mutter
Schöneres Kind, und nimm freundlich den Wandernden auf.

7.

Warum rauscht so melodisch der Hain, wie von Aeolus Harfen?
Warum flüstert der Bach liebliches Lautengetön?
Kränze verschlingen von Zweig sich zu Zweig, und in Düfte von Weihrauch
Hüllet der Hügel sich ein; Blüthen erfüllen die Luft,
Purpurn, weiß und rosig, und wirbelnd zur Erde hernieder,
Decket der duftende Schnee schwellend das liebliche Thal.
Festlicher Chortanz zieht zum Altar mit gewogenen Schritten,
Und aus den Hallen hervor tönet der fromme Gesang;
Mystische Lieder dem Ganges entstammt, und den Ufern des Peneus,
Herrlicher Arno, auch Dir, zierlich zu Einem verwebt.
Denn Ein Name durchtönet allein und durchschlingt die Gesänge;

Wenn er den Lippen entschwebt, schauern die Haine vor Lust,
Und es erwecket der See die krystallenen Wellen zum leisen
Tanz, und die schmeichelnde Luft schmieget den Blumen sich an:
„Sey o heiliges Fest uns gegrüßt! der entzückenden Freude
„Fest! o kehre noch oft!“ — also ertönet das Lied.
„Spende dem Gütigen Glück aus dem nimmer versiegenden Urborn;
„Wie Er selber es stets spendet aus reichem Gemüth.“
Also entschallet dem Tempel das Lied; der begeisterte Nachhall
Sendet den frommen Gesang liebend von Lande zu Land,
Und von Herzen zu Herzen hinfort; und von jeglichem Munde
Tönet es: „Heiliges Fest, kehr' ihm noch öfters zurück.“

8) In der Memoria p. 73. heißt es in Beziehung auf diese Schrift: Praefationem libri, quem nota 29 memoravimus, si scripsit Augustus, qui eam scripsisse nobis videtur, praeclare ab eo dictum est quod extat p. 7. „Derjenige, welcher diese feu=

rigen Zeilen entwarf, war weder ein Schöngeist, noch ein Akademiker; vielleicht war er mehr werth, denn er war nur ein einfacher und gefühlvoller Mensch." Der Verfasser irrt. Auch diese Worte gehören dem französischen Verfasser an, und lauten im Originale: Celui qui a tracé ces lignes brulantes n'était ni un bel esprit ni un académicien: il valait mieux peut-être; car il n'était qu'un homme simple et sensible.

5. Die Ana und ihre Glaubwürdigkeit.

Alte und neue Ana.

1824.

Wer ein wenig in Sammlungen von Anekdoten und Einfällen bewandert ist, muß die Bemerkung gemacht haben, daß sich dieselben Geschichten oft wiederholen, ohne etwas Anderes als einzelne Umstände, Datum, Ort und Namen zu verändern; indem sie, wie die Erfindungen der sogenannten äsopischen Fabeln, als eine Art von Gemeingut behandelt wurden. Gewisse Geschichten, sagte Fontenelle, haben das Recht, sich mehr als einmal zuzutragen; daher über ihre wahre Heimath zu streiten, unnütz, obschon es vielleicht nicht uninteressant ist, das erste Samenkorn einer Erzählung im Alterthume aufzuspüren, und dann durch alle Metamorphosen und Palingenesien von Jahrhundert zu Jahrhundert zu verfolgen. Daß

solche Untersuchungen nicht ohne Reiz und Nutzen sind, hat der vielbelesene und scharfsichtige Verfasser*) der Beiträge zur Geschichte der romantischen Poesie (Berlin. 1818) an vielen Beispielen durch glückliche Licht verbreitende Forschungen gezeigt. Eine solche Sichtung der ganzen großen Masse mit solchem kritischen Geiste unternommen, würde die langen Reihen der Ana außerordentlich verdünnen, und man würde oft mit Erstaunen sehn, wie alt das Neue, und wie ungewiß das Eigenthumsrecht auf diesem Gebiete ist. Der gesellschaftliche Genuß würde dadurch nicht verringert werden; gute Erzähler würden nach wie vor das Alte neu machen, das Gehörte oder Gelesene als etwas Selbsterlebtes vorbringen, und zu diesem Behufe Namen und Oerter nach Belieben verändern dürfen, ohne sich dabei im Mindesten um ältere Berechtigungen oder um die historische Wahrheit zu kümmern. Der Schein der Wahrheit ist hierbei hinreichend, und die historische Kritik wird nicht laut, wenn die ästhetische befriedigt wird. Wenn nur das Letztere immer geschähe! Wenn nur nicht oft die schönsten Geschichten bei ihrer Wiederholung und Auffrischung in ihren wesentlichsten Zügen bald durch

*) Fr. Wilh. Valentin Schmidt, Professor zu Berlin, leider seitdem allzu früh für die Wissenschaften gestorben.

ungeschickte Zusätze bald durch Auslassungen verunstaltet würden! Die Beispiele sind häufig, am häufigsten in Gesellschaft; aber auch in Tagblättern begegnet man nicht selten Geschichten, die uns in ihrer ursprünglichen Gestalt wie anmuthige Kinder anlächelten, und nun durch böse Hände, Augen und Zungen gleichsam umgetauscht, gar nicht mehr als dasselbe Wesen, sondern als mißgestaltete Wechselbälge erscheinen.

* *
*

Vor einiger Zeit machte eine geschätzte politische Zeitung folgendes furchtbare Ereigniß bekannt: Ein Vater hatte im Zorn sein Kind wegen einer Unfertigkeit geschlagen; der Schlag war so unglücklich ausgefallen, daß der Knabe todt zur Erde fiel. Die Mutter, die in Wochen liegt, läßt, um schnell zu Hülfe zu eilen, ihren Säugling im Bade, und dieser ertrinkt, eh sie zurückkehrt. Sie selbst sinkt vor Schrecken todt nieder; und der Mann, über alles das Unglück verzweifelnd, henkt sich auf. So war binnen einer Stunde — in kürzerer Zeit als eine Schicksals-Tragödie spielt — eine ganze Familie auf die schrecklichste Weise ausgerottet. Die Geschichte war nach allen Umständen als vollkommen glaubwürdig erzählt; Ort und Zeit war genannt; man konnte nicht zweifeln. Da sie mich also sehr

lebhaft ergriff, theilte ich sie meiner Frau mit, die mich einige Monate vorher durch die Geburt eines Knaben erfreut hatte. Sie entsetzte sich darüber noch mehr als ich; und da wir, außer dem neugebohrenen Kinde, noch einen Knaben hatten, der bei Gelegenheit Unfug trieb, so war ihre Einbildungskraft den ganzen Tag geschäftig, aus der einen Zeitungsgeschichte eine ganze Brut möglichrr Unfälle zu ziehn. Ich versuchte jetzt Mancherlei, um sie zu zerstreun; aber umsonst. Das fatale Gespenst der Zeitungs-Tragödie drängte sich immer wieder zu, und sah bei jeder Rückkehr gräßlicher aus. Ich wollte es nun durch den Zweifel beschwören. Das fand aber eben so wenig Eingang. Wie ich nur glauben könnte, sagte die liebe Frau, die aber in der Selbstquälerei eine Virtuosin ist, wie ich mir nur einbilden könnte, daß man eine so grausenvolle Geschichte aus bloßem Muthwillen erfinden, daß man sie so nach allen Umständen, als etwas eben Geschehenes in eine privilegirte Zeitung setzen würde, nur um die Leser dadurch zu peinigen? Es hieße das die Zweifelsucht über ihre Gränzen treiben, nnd es möchte wohl heilsamer seyn, diese unglückliche Begebenheit als eine Warnung gegen auflodernde Hitze (sie sah mich dabei mit einem bedeutenden Blicke an), oder gegen Unvorsichtigkeit zu Herzen zu nehmen.

Wir waren für den Abend in ein befreunde-

tes Haus eingeladen, und diese Einladung war vor der Ankunft des unglücklichen Zeitungsblattes angenommen worden; jetzt aber war meine Frau nicht zu bewegen, das Kind, das den Abend noch einmal gebadet werden sollte, der Wärterin zu überlassen, der sie sonst das größte Vertrauen schenkte. Nachdem ich nun alle Mittel der Beredtsamkeit ohne Erfolg erschöpft hatte, und meine Frau doch nicht allein lassen wollte, bat ich meinen Freund schriftlich um Entschuldigung, wobei ich Etwas von dem fatalen Zeitungsartikel einfließen ließ. Dieser Freund antwortete sogleich, wenn uns nichts weiter, als dieser panische Schrekken zu Hause hielte, so könne er uns die Versicherung geben, daß die Fratze, die ihn verschuldet habe, zu der Phantasmagorie der Zeitungsschreiber gehöre, die ihre langen Columnen auf Krieg, Emeuten und Censurfreiheit berechnet hätten, und nun bei dem Segen des Friedens und der Vorsicht der Polizei durch Mangel an Artikeln, nicht weniger als die Kornwucherer durch den Ueberfluß, in Verzweiflung gesetzt würden, und sich deshalb genöthigt sähen, die Leichname alter Geschichten aus dem Grabe der Anekdotensammlungen auszuwühlen.

Meine Frau fand dieses Alles, so wie die angefügte Wiederholung der Einladung sehr verbindlich; aber die erwartete Wirkung blieb aus; denn die Ueberzeugung war ihr nicht gekommen.

Am nächsten Morgen kam unser Freund selbst, und schlug, scheltend und lachend zugleich, in einem, zu diesem Zwecke mitgebrachten Buche*) das Capitel von seltsamen, schrecklichen und jämmerlichen Geschichten auf, und las uns daraus Folgendes vor:

„Zu unsrer Zeit schickte ein wohlhabender Bauer von Beausse, der auf dem Felde Garben band, seinen kleinen Sohn nach Hause, um etwas zu holen; und da er ihm zu lange ausgeblieben ist, wirft er ihm, da er kömmt, einen Klumpen Erde an den Kopf, wovon der Knabe todt niederfällt. Im Schrecken hierüber läuft er nach Hause und henkt sich in seiner Scheune auf. Seine Frau, die eben mit einem Kinde an der Brust im Bade sitzt, erfährt was geschehen ist, und indem sie aus dem Wasser springt, um zu ihrem Manne zu eilen, läßt sie das Kind in das Wasser fallen, wo es ertrinkt. Bei der Rückkehr von dem todten Manne findet sie auch das Kind todt, und henkt sich nun in Verzweiflung neben ihrem Manne auf."

Durch dieses Aktenstück war der Prozeß entschieden, und meine Frau mußte eingestehn, daß meine Zweifel allerdings e i n i g e n Grund gehabt

---

*) Thrésor d'histoires admirables et mémorables de nostre temps, mises en lumière par Simon Goulart. 1610. 8.

hätten. Aber was liegt daran, setzte sie hinzu, ob sich ein solches Unglück jetzt oder vor zwei Jahrhunderten zugetragen hat? Die Sache bleibt immer dieselbe, und so hatte ich vollkommen recht, die Sorge für mein Kind zu verdoppeln.

Die mütterliche Liebe ist in allen ihren Erscheinungen etwas so Rührendes und Erfreuliches, daß man sie gern auch gelten läßt, wenn sie Fehler umschleiert. Die Rechthaberei meiner Frau wurde also nicht weiter gerügt. Wenn, fuhr unser belesener Freund lächelnd fort, eine Geschichte durch öftre Wiederholung eine größere Beglaubigung erhielte, so wäre die eben erwähnte eine der zuverlässigsten. Erzählt nicht auch der Bischof Andreas Dudith in seiner Schrift von Bedeutung der Kometen, nach dem Berichte eines zuverlässigen Freundes, daß im Jahr 1578 eine Frau in der Stadt Bochna in Groß-Polen, als sie eben ihren Säugling in's Bad gesetzt habe, durch das klägliche Geschrei eines größern Knaben erschreckt worden sey. Sie läuft hinaus, findet den Knaben, der in ein Messer gefallen ist, in seinem Blute, und während sie im Hause nach Hülfe ruft, ertrinkt das Kind in der Badewanne. Der Mann kömmt dazu, und indem er das geschehene Unglück seiner Frau beimißt, erschlägt er sie. Jetzt lagen drei Leichen vor ihm, und in der Verzweiflung über so gehäuftes Unglück henkt er sich auf.

Das ist allerdings wieder dieselbe Geschichte,

sagte meine Frau, die sich immer wiederholt, gleichsam um den heilsamen Schrecken nicht ersterben zu lassen. Aber ich weiß nicht, wie es kömmt, durch diese Wiederholung verliert sie etwas von ihrem Grausenhaften, vielleicht weil man beinah glauben muß, es sey dabei auf den Effect abgesehn.

Diese Kunst, fuhr jetzt unser Freund fort, hat doch jener Alte noch besser verstanden, der vielleicht alle jene Unglücksgeschichten veranlaßt hat. In der Anekdotensammlung des Aelianus, einem der reichhaltigsten Magazine dieser Art, findet sich folgende schauderhafte Erzählung: „Zu Mitylene lebte ein Mann, Namens Makareus, ein Priester des Dionysus, dem äußern Anschein nach ein wohlgesinnter Mann. Im Herzen aber war er ein Schalk. Einst kam ein Fremder zu ihm, und gab ihm eine Summe Goldes aufzuheben, welche Makareus vor den Augen des Fremden in einem der verborgensten Winkel des Tempelbezirkes vergrub. Nach Verlauf einiger Zeit kömmt der Eigenthümer zurück, und verlangt seinen Schatz. Makareus führt ihn an den bewußten Ort, als ob er sein Verlangen erfüllen wollte, erschlägt ihn aber, und scharrt ihn an der Stelle ein, wo das Gold gelegen hatte. Kurze Zeit darauf fiel das Fest des Dionysus ein. Makareus begeht es mit großer Pracht, in der Hoffnung, seine That bei dem Gotte in Vergessenheit

zu bringen. Umsonst. Als er sich, nach vollbrachtem Opfer, zu dem Bacchanal entfernt hat, ahmen seine beiden Knaben die feierliche Handlung an dem noch brennenden Altare nach, und der ältere schlachtet den jüngern mit dem Opfermesser. — dem nemlichen vielleicht, womit der Vater den Fremdling ermordet hatte. Auf das Geschrei des Geopferten läuft die Mutter herbei, und indem sie den einen Knaben in seinem Blute schwimmen sieht, während der andre das blutige Schlachtmesser noch in der Hand hält, reißt sie einen Feuerbrand von dem Altar und erschlägt den Knaben. Auf die Nachricht hievon eilt Makareus von dem Bacchanal nach Hause, und erschlägt seine Frau mit dem Thyrsus, den er noch in der Hand hält. Die Sache wird bekannt; Makareus wird festgenommen, und gesteht auch den geheimen Mord des Fremden und den begangnen Raub. Er stirbt auf der Folter, und büßt so, nach der Schickung der Götter, seine Unthat durch den eignen schmachvollen Tod und den gräßlichen Untergang der Seinigen."

Die große Aehnlichkeit, die sich in so vielen Begebenheiten bei den verschiedensten Völkern und in sehr verschiednen Zeiten findet, macht allerdings den Glauben an die historische Wahrheit öfters wankend. Wie manches große und glorreiche Ereigniß des alten Roms ist aus der Armuth

der ältesten Quellen und aus dem Wunsche der Geschichtschreiber hervorgegangen, das, was ihnen in griechischen Sagen gefallen hatte, auf den vaterländischen Boden überzutragen? Ist denn der Kampf der Horazier und Curiazier etwas Anderes als eine zweite Auflage des Kampfes um Thyrea? nur durch die Ermordung der Schwester des Siegers und die darauf folgenden Ereignisse romanisirt. Und die List, mit der der junge Tarquinius die Gabier täuscht, und der symbolische Rath, den ihm sein Vater ertheilt, ist nicht jene der Wiederhall der That des Zopyrus bei Babylon, dieser die Wiederholung des ganz ähnlichen Rathes, durch den Thrasybulus seinem Freunde Periander ein Capitel des Macchiavell einschärfte? Solche Beispiele, deren Anzahl sich leicht vermehren läßt, geben der Zweifelsucht reiche Nahrung. Wenn auch die Aehnlichkeit von zwei Begebenheiten noch kein Grund ist, die eine oder die andre für erdichtet zu halten; so kann man sich doch, bei auffallenden Umständen, in Rücksicht auf das Einzelne kaum erwehren, ein unhistorisches Einschwärzen wunderbarer Züge zu argwohnen*). Bei nicht wenigen kann man die

*) Reichhaltige Bemerkungen über diesen Gegenstand findet man in Weiske's gelehrter Schrift: De Hyperbole, errorum in historia Philippi Amyntae filii commissorum genitrice. Lipsiae. 1818. 4. wo Part. I. p. 12. unter mehrern Schriftstel-

Fälschungen und ihren allmähligen Fortgang mit großer Bestimmtheit nachweisen. In der Geschichte der marathonischen Schlacht erzählt Herodotus ganz einfach, „der Polemarch Kallimachus sey dabei umgekommen, nachdem er sich als einen tapfern Mann bewiesen habe." — Dieser Zusatz bot Stoff zu Ausschmückungen. Einer der Sophisten, die den persischen Krieg oft zu einem Tummelplatze eitler Rederei machten, dachte an den alten, fabelhaften Käneus, der im Kampfe mit den Centauern lebendig und unverwundet [1]) von den Keulen seiner Gegner in die Erde getrieben worden war. Wie dieser, so stand auch Kallimachus zahlreichen Feinden gegenüber [2]). Alle ihre Geschosse waren auf ihn gerichtet; ihre Pfeile, Speere und Schwerter trafen ihn; aber er fing sie auf, wie ein demantner Thurm, wie eine unzerstörbare Mauer, wie ein unverwüstlicher Fels, und ermüdete die unermeßliche Macht des Königs. Lange that seine Seele in dem zerschlagenen Leibe Widerstand. Endlich starb er, aber fiel nicht. Die scheidende Seele gebot dem Leibe auszudau-

---

lern auch Lancellotti Farfalloni degli antichi istorici. Venet. 1636. erwähnt wird. Dieses Buch ist unter dem Titel: Les Impostures de l'histoire ancienne et profane. Paris. 1770. 8. in das Französische übersetzt, enthält aber nicht viel mehr, als Verdächtigungen alter Geschichten in Voltärischem Geschmack.

ern. Er blieb festgewurzelt stehn, und täuschte noch lange Zeit die Feinde, die nicht glauben konnten, daß der Stehende gestorben sey."

In dieser Gestalt pflanzte sich die Geschichte fort, und noch in einer spätern Zeit erzählen prahlhafte Sophisten von griechischen Helden, die lebend dem ganzen Asien Widerstand gethan, und todt noch das persische Heer durch den bloßen Anblick geschreckt hätten *). Auch das Mittelalter trug einzelne Züge dieser Geschichte auf seine Helden über. Als Ruy Diaz, bekannter unter dem Ehrennamen des Cid Campeador, zu Valencia gestorben war, wurde sein einbalsamirter Leichnam, mit dem Helme auf dem Haupte, das Schild am Arme, und in voller Rüstung auf sein edles Roß gesetzt, und zog so, von seiner Wittbe begleitet, durch das Maurische Heer, das die Stadt hart bedrängte. Alles erbebt. Das Heer ergreift die Flucht, um sich in die Schiffe zu retten; viele kommen im Meere um, und unter diesen zwanzig Könige. So siegte der Cid auch nach dem Tode noch, wie er es in seinen letzten Augenblicken verkündigt hatte.

Die Geschichte eines andern Helden der marathonischen Schlacht hat ähnliche Ausschmückungen erhalten. Von Kynägirus sagt Herodotus nichts weiter, als daß er ein persisches Schiff

*) Himerius Or. II. 21. X. 1.

mit der Rechten festgehalten, diese ihm aber mit einem Beile abgehauen worden sey. Spätere rhetorisirende Erzähler lassen ihn nach Verlust der rechten Hand das Schiff mit der Linken fassen, und, nachdem er auch diese verlohren, packt er das Schiff mit den Zähnen, worauf ihm endlich der Kopf abgehauen wird. Mit diesen Ausschmückungen ist die Geschichte in viele Bücher übergegangen, und hat auch an spätere Erzählungen andrer Länder den einen und den andern Zug abgegeben. Aehnliches meldet der Baron von Herberstain in seinen Moskowitischen Geschichten bei Gelegenheit der Schlacht, die im Jahr 1502 von dem Liefländischen Heermeister, Walther von Plettenberg, mit einer kleinen Schaar gegen ein weit überlegenes Heer von Moskowiten geliefert wurde. Der Heermeister hatte die Schlacht gewonnen, da es aber an Mitteln zur Verfolgung des fliehenden Feindes fehlte, kehrte dieser wieder um, und richtete in dem kleinen Haufen der Sieger ein furchtbares Blutbad an. Bei dieser zweiten Schlacht wurde der liefländische Fähndrich Conrad Schwarz schwer verwundet und zu Boden geworfen. Dem Tode nah ruft er nach einem Manne, der ihm die Fahne abnähme; worauf Lucas Hamersteter herbei eilt, der sich für einen Bastard des Herzogs von Braunschweig ausgab. Der Sterbende mochte diesem nicht trauen, oder ihn der Ehre nicht werth

achten, das Banner der Heermeister zu tragen, genug, er hält seine Fahne fest mit der Hand. Der Andre will sie ihm entreißen; umsonst; nun haut er Jenem die Hand ab. Aber der unerschrockne Mann faßt die Fahne mit der Linken, und zerreißt sie mit den Zähnen in Stücken. Hierüber stirbt er. Hamersteter bemächtigt sich nun des Restes, und läuft damit zu den Feinden über, und diese Verrätherei bringt, ich weiß nicht wie, einer großen Anzahl tapfrer Männer den Tod. Den Verräther selbst fand Herberstain zu Moskau am Hofe des Czars, wo er ausgezeichnete Ehre genoß. Das Uebrige dieser Geschichte gehört nicht hierher. Uns ist es genug, an den liefländischen Kynägirus erinnert zu haben.

Anmerkungen.

1) Ecce ruunt vasto rabidi clamore bimembres,
Telaque in hunc omnes unum mittuntque feruntque.
Tela retusa cadunt: manet imperfossus ab omni
Inque cruentatus Caeneus Elateïus ictu.
Ovid. XII. Met. 494—497.

2) Worte des Polemo in der epitaphischen Rede p. 9. 10. ed Steph. Einer der Spätlinge der griechischen Poesie läßt (b. Stobae. Tit. VII. p. 91.) einen der Perser ausrufen!

O welch' eitles Bemühn! welch' endlos strebender Schlachtkampf!
Was nur sollen wir einst, zu dem Könige kehrend, verkünden?
Warum, König, entsandest du uns zu unsterblichen Kämpfern?
Werfen wir, fallen sie nicht; wir verwunden sie, aber sie fliehn nicht.

Ein Mann tödet ein Heer, und er selbst steht mitten im Schlachtfeld
Blutig, ein Bild des gewaltigen, nie zu bezwingenden Ares,
Aufrecht, wie sich ein Baum auf den eisernen Wurzeln empor hält,
Will er nicht sinken. Er kömmt wohl selbst zu den Schiffen hierher noch.
Lichte die Anker, Pilot! entfliehn wir dem Drohen des Leichnams!

---

6. Mundus alter et idem.

Joseph Hall, ein gelehrter und geistreicher Mann, welcher in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts als Bischof von Norwich starb, beklagt in einem seiner Briefe*) mit großer Wehmuth die Streitigkeiten, welche damals die protestantische Kirche theilten, und empfiehlt den streitenden Parteien mit vielem Nachdruck zwei Tugenden, die sich bei Lehrern des Christenthums von selbst verstehen sollten, leider aber am seltensten bei ihnen gefunden werden, Mäßigung und Liebe. „Wenn wir, schreibt er, diese beiden Tugenden besäßen, so würden die Streitigkeiten weder uns selbst, noch der Kirche durch uns schaden, aber leider ist

*) Epistres meslées traduites par Jaquemont. Decad. VII. 6. p. 506. Die Werke dieses Bischofs, welcher früher Professor der Rhetorik zu Cambridge war, und als Deputirter der Dortrechter Synode beiwohnte, sind in drei Bänden gesammelt. London. 1625 und 1634. fol.

unsere Eigenliebe für beide allzu mächtig. Diese ist es, welche die Schranken und Dämme der Zwietracht öffnet. Die Menschen legen einen Werth auf gewisse Meinungen, weil es ihre Meinungen sind; und diesen soll die Wahrheit dienen, nicht sie beherrschen. Sie wollen, daß das, was sie angenommen haben, für wahr gelte; der Sieg, nicht die befriedigende Ueberzeugung wird gesucht; der Sieg des Urhebers, nicht der Sache. Selten sind diejenigen, die eben so wohl nachzugeben, als zu widerlegen und zu disputiren verstehn."

Diesem wohlgesinnten und gelehrten Prälaten wird eine erdichtete Entdeckungsreise beigelegt*), die, wie einige ähnliche Werke**), zu einem

*) Mundus alter et idem, sive terra australis antehac semper incognita autore Mercurio Britannico. Die vor uns liegende Ausgabe ist zu Utrecht. 1643. 12. erschienen, aber voll Druckfehler. Eine frühere in Hanau 1607. 8. erschienene wird in Gratiani Agricolae Auletis sonderbaren Reisen. Pars II. p. 36. erwähnt. Der Verfasser war anfänglich unbekannt, und der erste Herausgeber, William Knight, sagt in der, weder Ort noch Zeit angebenden Vorrede, daß die Schrift von dem Mitgliede einer Universität zu seiner eignen Ergötzung abgefaßt worden, nachher aber, da er sich zur Theologie gewendet, nicht weiter von ihm beachtet worden sey.

**) Wie die Reisen Nicolaus Klimms von Holberg, und das Meisterwerk Jonathan Swifts, die Reisen Gullivers, eine Dichtung, die, bei großer

Spiegel der Sitten dienen sollte. Sie umfaßt in vier Büchern die Beschreibung vieler Länder, die er auf der Felucke Phantasie besucht, und deren Eigenthümlichkeit meist schon durch ihren Namen angedeutet wird *); Crapulia, mit seinen zwei Provinzen, Pamphagonia und Yvronia, und der Hauptstadt Artocreopolis, die von Gastwirthen, Köchen, Beckern und Senatoren **) bevölkert ist. Die Ehrenämter werden hier nach dem Umfange des Bauches ertheilt, und jeder ernsten Berathung geht eine Mahlzeit von wenigstens sechs Stunden voraus. In den Schulen wird die Jugend im Essen und Trinken unterrichtet,

---

Tiefe, das Verdienst eines höchst einfachen und treuherzigen Vortrags hat. Man weiß, daß ein irländischer Bischof kurz nach der Erscheinung dieses Buches sagte, „er habe es mit Vergnügen gelesen, doch sey er auf Einiges darinne gestoßen, das ihm schwer falle, dem Reisenden auf sein Wort zu glauben;" ein Urtheil, das dem Buche größere Ehre macht, als dem Scharfsinne des Beurtheilenden.

*) Einen ausführlichen Auszug haben wir in der Zeitung für die elegante Welt. 1824. no. 99—102. gegeben.

**) Senatores statt coenatores. Der witzige Eßkünstler Montmaure pflegte als Grund der Größe Roms die weisen Rücksichten anzuführen, die man auf die Küche genommen. Schon Romulus habe bei der ersten Einrichtung cent cénateurs ernannt, und nach Vertreibung der Könige habe man les lois des douze tables gegeben.

und Apicius de opsoniis et condimentis mit ihr gelesen. Statt der Bibliotheken dienen Buffets. Das Wappen des Landesfürsten hat die Devise: digere et impera*). In dem Lande Viraginea, welches in mehrere große Provinzen (Linguadocia. Risia. Rixatia u. a.) getheilt ist, ist die Hauptstadt Gynäkopolis, eine Art von Republik, wo Jedes regieren will, und alle Geschäfte in öffentlichen Versammlungen ausgemacht werden, in denen alle Mitglieder zugleich sprechen und keines hört. Ihre Vorstände wurden früher nach Maasgabe ihrer Schönheit und Wohlredenheit gewählt; dann aber, weil Jede sich selbst wählte, wurde beschlossen, das Wahlrecht denen anzuvertraun, die sich weder für schön noch für beredt erklärten. Da wollte nun keine einzige die Stelle einer Wählerin einnehmen. — In Amazonia tragen die Frauen Hosen, und die Männer spinnen. Einstmals verschworen sich die Männer zur Wiedererlangung ihrer Freiheit; das Complot wurde aber durch einen Mann entdeckt, der eben von seiner Frau gezüchtigt werden sollte; und

*) Hall's Erfindung ist in den vorhingenannten sonderbaren Reisen, deren 2r Theil (gedruckt zu Pazziville in der Crapulischen Landschaft Moronia. 1722.) mit der Beschreibung des Landes Crapulien angefüllt ist, benutzt worden. Ein mit schwerfälliger Gelehrsamkeit belastetes Buch!

seitdem ging ihnen auch der letzte Rest von Freiheit verlohren.

Ein großes, wüstes, aber sehr bevölkertes Land ist Moronia. Die Einwohner legen großen Werth auf hohe Titel, und lassen sich gern bewundern. Man muß ihnen in allen Dingen recht geben; denn Widerspruch können sie nicht vertragen. Kein Moronier ist je allein, und wenn es sich ja trifft, so spricht er mit sich selbst. Sie sind auch ihren Frauen unterworfen und wünschen sich dazu Glück, weil ihnen das Regieren zu viele Mühe macht. Ein District dieses Landes ist Moronia mobilis. Hier ist Alles in beständigem Wechsel. Die Gesetze werden nur auf ein Jahr gegeben. Auf der Akademie Dudosa ist jeder Lehrer sein eigner Schüler, so daß es eigentlich weder Lehrer noch Schüler gibt. Sie besteht aus zwei Collegien, derer, die gar nichts annehmen, auch nicht einmal dieses; und das der Neuerer, die allen Fleiß auf Erfindung neuer Formen wenden. Alle Erfindungen werden hier nur nach der Neuheit, nicht nach dem Nutzen geschätzt. Diese Classe steht bei den Hofleuten im größten Ansehn. In einer Abtheilung von Moronien, Moronia aspera genannt, leben die Einwohner ohne Verkehr unter einander. Sie hängen nur ihren Einbildungen nach, die in der Vorstellung von Dingen bestehn, die weder sind, noch seyn werden. In einer andern Abtheilung,

dem Herzogthume Orgilia, leben die Einwohner in beständigem Streite, und es gilt kein Gesetz, sondern die Gewalt. Man sieht hier Niemanden, der nicht verstümmelt wäre; auch gilt Niemand für schön, dessen Gesicht nicht mit Narben bedeckt ist. Ein bejahrter Mann ist hier eine unbekannte Erscheinung. Der Mittelpunkt aber von ganz Moronien ist Moronia fatua. In dieser ist eine Abtheilung, wo sich die Einwohner für außerordentlich klug halten und Alles ergründen wollen. Sie sind alle Einäugig, weil sie ein zweites Auge zum Scharfsehn für schädlich halten. Einige gehen nackt, um die Zeit zu sparen; Andre bauen Häuser ohne Wände, um der frischen Luft willen. In ihre Stadt Pazzivilla haben sie 16 Thore gebrochen, um den Eingangs-Zoll zu vermehren. — In dem glücklichen Moronien sind alle Einwohner von Adel. Sie leben gewöhnlich schlecht, geben aber alljährlich ein prächtiges Gastmahl, dem zu Liebe sie das übrige Jahr hungern. Sie gehen in geborgten Kleidern, halten aber viele Bedienten, und führen lange Namen und Titel. Hier liegt auf einem hohen Berge von chemischem Golde ein krystallenes Schloß, in welchem die Göttin des Glückes wohnt. Hier ist immer das größte Gedräng. — Der letzte District des Landes ist Moronia pia, höchst vernachlässigt, weil die Einwohner wenige Zeit für das Irdische haben

Götter gibt es hier so viele als Menschen von dem verschiedensten Material, und immer werden mehrere gemacht. Die größte Mannichfaltigkeit aber herrscht in der Provinz Doxia.

Das letzte Land, in das der Reisende gelangt, ist Lavernia; ein unfruchtbarer Raum, wo aber doch die Einwohner in Ueberfluß leben. In der Provinz Larcinia rastet der innere Krieg nie, der auch immer von den Bewohnern des benachbarten Phenacia genährt wird. An der Gränze des Landes in dem Thal Bugietta wohnen die Zeitungsschreiber in niedlichen Landhäusern, und die Astrologen, Leute, die, nebst den Poeten und Juristen das größte Ansehn in Phenacia genießen. Die Phenaker sind sehr civilisirt und verrichten ihre Geschäfte bei Nacht. Es ist bei ihnen ein großer Ueberfluß an Advocaten und Processen, wodurch oft ganze Provinzen in die Hände von Juristen fallen. Ihre Kleidung ist doppelfarbig. Alle leiden an der Argentanchina, und ihre Haut hat eine besondre Kraft das Silber anzuziehn und fest zu halten. Da sie von Betrug leben, so verändern sie täglich ihre Mienen, Kleidung und Stimme, so daß man sie nicht wieder erkennen kann. In den Schulen werden die Künste des Hermes gelehrt, und die Geschichte der Thaten dieses Gottes ist die Bibel dieser Leute. Auch werden jene Künste mit großer Fertigkeit nachgeahmt, vorzüglich von den Gastwir-

then, so daß ein Reisender sein Gold, wie die Juden bei der Belagerung von Jerusalem, nur in seinen Eingeweiden sichern kann.

An der äußersten Gränze von Lavernien liegt die Provinz Plagiana, wo man zahlreiche Denkmäler des Alterthums, aber unter neuem Namen findet; und Coditia, wo die Einwohner nie die Augen zum Himmel erheben, und wie die Schweine grunzen. Der einzige Gott, den sie verehren, ist Chrysius, und sie begeben sich nie zur Ruhe, ohne zu ihm gebetet und ihm ihre Verehrung bezeigt zu haben.

7. Mezzofanti.

Aus meinem Tagebuche.

1825.

Am 28sten August hatte ich die Freude, den Bibliothekar und Professor der morgenländischen Sprachen, den Abbé Mezzofanti, in Bologna*) kennen zu lernen.

Der Name dieses Mannes, welcher meiner Ansicht nach, in der prächtigen, an sehenswerthen Dingen reichen Stadt die größte Merkwürdigkeit ist, war seit nicht langer Zeit dem deutschen Publicum bekannt geworden. Am längsten kannten ihn die Leser der Correspondence astronomique; aber die Anzahl dieser Leser ist nicht groß, da nur wenige wissen, was diese in wissenschaftlicher Rücksicht unschätzbare Zeitschrift für einen Reichthum andrer, höchst anziehender Gegenstände ge-

*) Gegenwärtig Präfect der Vaticanischen Bibliothek.

legentlich aus dem unerschöpflichen Schatze ihres berühmten Herausgebers spendet.

Der Baron von Zach machte die Bekanntschaft des merkwürdigen Mannes, als er im September 1820 Bologna besuchte, um die ringförmige Sonnenfinsterniß zu beobachten. Der Abbé Mezzofanti, obgleich kein Astronom, war unter der kleinen Anzahl der Beobachtenden, und wurde bald für den gelehrten Astronomen ein zweites Wunder neben der ringförmigen Sonnenfinsterniß. Dieser Mann, schreibt Zach, spricht zwei und dreißig Sprachen. Bei unserm ersten Zusammentreffen redete er mich in ungarischer Sprache an, und machte mir im besten Magyarisch ein so zierlich gewendetes Compliment, daß ich im höchsten Grade darüber erstaunt war. Er sprach hierauf deutsch mit mir, zuerst in sächsischer, dann in österreichischer und schwäbischer Mundart, Alles mit einer Wahrheit und Richtigkeit der Aussprache, die mein Erstaunen auf das Höchste trieb. Eben so sprach dieser außerordentliche Mann Englisch mit dem Capitän Smyth, Polnisch und Russisch mit dem Fürsten Wolkonsky, welche beide unter den Beobachtenden waren, und nicht etwa stotternd und stammelnd, sondern mit derselben Geläufigkeit, mit der er seine Muttersprache, das Bolognesische Patois, gesprochen haben würde. — Bei einem Mittagsmahle, erzählt Herr von Zach weiter, beim

Cardinal-Legaten Spina, saß ich neben ihm. Nachdem ich hier mehrere Sprachen mit ihm versucht hatte, die er alle weit besser sprach als ich, fiel mir ein, ganz aus dem Stegreife, einige Walachische Worte an ihn zu richten. Ohne sich zu besinnen, ja, ohne auch nur, wie es schien, zu bemerken, daß ich ihn in einer so fremdartigen Sprache anredete, antwortete er mir auf der Stelle in derselben Sprache und mit solcher Geläufigkeit, daß ich zu ihm sagen mußte: Langsam, langsam, mein Herr Abbé! Ich kann Ihnen nicht folgen; ich bin mit meinem walachischen Latein zu Ende. Ich hatte seit vierzig Jahren nicht in dieser Sprache gesprochen, oder auch nur gedacht, ob ich sie gleich in meiner Jugend sehr gut verstand, wo ich in einem ungarischen Regimente diente, und in Siebenbürgen in Garnison lag. Dem Professor aber war sie geläufiger als mir, und ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß er noch eine andre Sprache wußte, die ich nie hatte lernen können, ob ich gleich weit bessere Gelegenheit als er dazu gehabt hätte, indem mehrere, die sie sprachen, in meinem Regimente waren, ich meine die Zigeunersprache. Aber wie hatte ein Mann, der nie seine Vaterstadt verlassen hatte*), sich eine Sprache aneig-

*) Dieses ist nicht genau. Mezzofanti hatte sich in seiner Jugend auch in Venedig aufgehalten.

nen können, die nicht geschrieben wird, und in der es keine gedruckten Bücher gibt? Während der italienischen Kriege lag ein ungarisches Regiment zu Bologna in Garnison; der Professor entdeckte einen Zigeuner darunter; er macht ihn zu seinem Sprachmeister, und lernte mit der ihm eigenthümlichen Leichtigkeit in kurzer Zeit jene Sprache, die, wie man glaubt, ein verunstaltetes Patois einiger Stämme der indischen Parias ist.

Diese im vierten Bande der Correspondance astronomique (S. 191 f.) beiläufig gegebne Nachricht von dem Mithridates unsrer Zeit hatte bei einigen Lesern Zweifel erregt; Herr von Zach kömmt daher im fünften Bande (S. 161 ff.) von neuem darauf zurück. „Man hat gesagt, schreibt er, daß die zwei und zwanzig Sprachen, die der König von Pontus gesprochen haben soll, nur so viele Mundarten gewesen, und daß Cyrus nicht, wie Valerius Maximus erzählt, die Namen aller seiner Soldaten, sondern nur die seiner Generale gewußt habe. Dieß kann seyn, wir wissen es nicht; was wir aber zuverlässig wissen, ist, daß der Professor Mezzofanti sehr gut deutsch, ungarisch, slavonisch, walachisch, russisch, polnisch, französisch und englisch spricht. Man hat gesagt, der Fürst Wolkonsky und Capitän Smyth hätten bei ihrem Zeugnisse für den bewundernswürdigen Linguisten die Höflichkeit obwalten lassen. Aber ich habe den Fürsten ganz allein gefragt, wie

Mezzofanti russisch spräche. Er antwortete mir, er wünschte sein Sohn spräche so gut. Dieses Kind, das immer mit seinem Vater auf Reisen gewesen war, sprach besser englisch und französisch als russisch. Der Capitän Smyth sagte auf gleiche Weise: der Professor spricht das Englische correcter als ich. Wir Seeleute verderben unsre Sprache auf dem Schiffe, wo Irländer, Schotten und Ausländer aller Art sich mischen, so daß man da oft das allerwunderlichste Kauderwelsch spricht. Der Professor hingegen spricht es richtig, ja selbst zierlich; so daß man sieht, er hat die Sprache studirt.

Der Professor M., fährt Herr von Z. fort, besuchte mich eines Tages im Gasthofe. Ich war nicht in meinem Zimmer, sondern bei einem andern Reisenden, dem Baron von Ulmenstein, Obersten im Dienste des Königs von Hannover, der mit seiner Gemahlin reiste. Man führte Herrn M. auch dahin, und da ich der einzige war, der ihn kannte, so stellte ich ihn der übrigen Gesellschaft als Professor und Bibliothekar der Universität vor. Er nahm sogleich an der Unterhaltung Theil, die in deutscher Sprache geführt wurde, und nach einer geraumen Zeit zog mich Frau von Ulmenstein bei Seite, um mich zu fragen, wie denn das zuginge, daß ein Deutscher Professor und Bibliothekar an einer italienischen Universität sey. Ich antwortete ihr, er sey kein

Deutscher, sondern ein guter Italiener, und zwar aus Bologna selbst. — Man denke sich das Erstaunen der Gesellschaft, die Fragen und Erklärungen, die hierauf folgten! — Das Zeugniß der Frau von U., einer gebohrnen Deutschen von vieler Bildung, die selbst vier Sprachen mit großer Vollkommenheit spricht, kann in diesem Falle und unter solchen Umständen Niemanden verdächtig seyn."

„Indeß, heißt es weiter, ist dieses nicht eigentlich dasjenige, was ich sagen wollte, sondern Folgendes:"

„Als das Februarstück des Jahres 1820 erschienen war, in welchem Mezzofanti's Erwähnung geschieht, hatte ich einem meiner Correspondenten in Oesterreich einen Engländer empfohlen, dessen Bekanntschaft ich in Genua gemacht hatte. Dieser Reisende, welcher Alles, was in fremden Sprachen geschrieben ist, liest und versteht, spricht oder will nur seine Muttersprache sprechen, und mein Correspondent spricht nicht englisch. In seinem nächsten Briefe bezeigt er mir sein Bedauern, nur mit Hülfe eines Dolmetschers mit diesem interessanten Reisenden sprechen zu können, und drückt sich hierüber auf folgende Weise aus:

„Es hat mir ungemein leid gethan, mich mit Herrn ** nicht nach Bequemlichkeit unterhalten zu können; denn keiner von uns hat nur einen Schatten von dem Talente des Professors

in Bologna, den Sie in Ihrem Februarstück erwähnen. Aber à propos von diesem Professor! Ich muß Ihnen sagen, daß es mir großes Vergnügen gemacht hat, durch Sie die Bestätigung dessen zu erhalten, was mir der Chevalier Odelga, Oberster und Commandant des Regiments Prinz Leopold von Neapel, von diesem bewundernswürdigen Manne erzählt hat. D'Odelga ist ein Böhme, und hat sich in seiner Muttersprache mit Mezzofanti unterhalten, und er versicherte mir, daß er ihn für einen Landsmann gehalten hätte, hätte er nicht gewußt, daß er ein Italiener sey. Ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß ich nur die Hälfte von dieser Erzählung glaubte, da ich die böhmische Sprache für die Folter einer italienischen Zunge ansehe. — Dieses ist also noch ein Zeugniß, das man nicht für bestochen halten kann."

So weit der deutsche Astronom über den italienischen Linguisten. Den Rest seines Artikels füllt eine Anzahl von Beispielen einer seltnen Gedächtnißkraft, von Simonides an bis auf jenen Corsen, welcher im sechzehnten Jahrhundert die Mnemonik lehrte*), und von diesem herab bis auf unsre Zeiten. Unter allen diesen Beispielen aber ist nicht ein einziges, historisch beglaubigtes, das über das außerordentliche Talent des italieni-

*) Muret. Variae Lectt. III. 1.

schen Professors, oder auch nur daneben gesetzt werden könnte. Eine lange Reihe von Namen oder einzelnen Wörtern nach einmaligem Anhören vorwärts und rückwärts wiederholen zu können, oder ein Gedicht, eine Rede, die einmal gehört oder gelesen worden, im Gedächtnisse aufgefaßt zu haben, das waren die außerordentlichen Kunststücke, wozu sich die uns bekannten Mnemoniker erhoben, und die wir selbst in großer Ausdehnung und mit überraschender Fertigkeit von dem, durch seine Bemühungen um die Pasigraphie berühmten Professor Schmidt in Dillingen, und einem seiner Zöglinge, Dr. Wirth, haben üben sehn. Aber diese Männer besaßen doch nur einen Theil des Talentes, durch das M. so bewunderswürdig ist, das große und sichre Gedächtniß, ohne das die Aneignung des Materials einer Sprache freilich unmöglich ist; aber um sie correct und mit Geläufigkeit, um sie mit fehlerfreier Aussprache und richtigem Tone zu sprechen, um ein Gespräch darinne zu führen, dazu werden ganz andre Gaben als ein großes Gedächtniß erfordert. Wie klein ist verhältnißmäßig die Anzahl derer, die sich, selbst während eines längern Aufenthaltes unter einem fremden Volke, der Landessprache so weit bemächtigen, daß sie den Ausländer nicht verriethen! und wie schnell verliert sich die mühsam erworbene Fertigkeit, wenn sie nicht durch fortgesetzte Uebung gleichsam im Gange erhalten

wird! Mezzofanti aber hat sein Vaterland nie verlassen, und bei der Menge der Sprachen, die er spricht, müssen oft lange Zwischenräume eintreten, in denen sich keine Gelegenheit zur Uebung darbietet. Daß er ein Italiener ist, muß auch in Erwägung gezogen werden. Polen und Russen, durch ihre consonantenreiche Sprache geübt, eignen sich leicht die Eigenthümlichkeiten eines mildern Idioms an; aber was kann weiter von einander liegen als die flüssige Weichheit eines italienischen und die Arbeitsamkeit eines slavischen oder ungarischen Organs? als die vollen Töne des schönen Landes, ove'l sì suona, und die gemischten, selten reinen, bald breit gezognen, bald flüchtig gelispelten Laute des nebligen Albion? Und nun noch die gänzliche Verschiedenheit der grammatischen Wortbildung, der syntactischen und rhetorischen Zusammenfügung, dessen endlich was die Regel und dessen, was der herrschende Gebrauch fordert! Ein reisender Engländer, Hall, wenn ich nicht irre, erzählt, daß er sich Stundenlang mit M. unterhalten, und sein Englisch nicht nur rein von den Fehlern gefunden habe, die selbst Engländer nicht immer vermieden, und seine Aussprache so gut, wie die eines Britten, der einige Zeit (er nennt ein Jahr!) von seinem Lande entfernt gewesen sey. Nicht minder außerordentlich ist die geschmeidige Leichtigkeit, mit der M. in der Unterhaltung von einer Sprache zur

andern, von der südlichsten zu der nördlichsten, von den östlichen zu den westlichen, übergeht, und, ohne irgend einen Schein von Anstrengung, mehrere der verschiedenartigsten zu gleicher Zeit spricht. Einer meiner Freunde, welcher vor mehreren Jahren in Bologna verweilte, traf mehrmals mit ihm bei der Professorin Tombroni zusammen. Mit ihm sprach M. deutsch, mit einem Andern, der vor Kurzem aus Bengalen zurückgekehrt war, Malayisch, mit der übrigen Gesellschaft italienisch, Alles zugleich, und das eine mit so weniger Mühe als das andre. Und wenn bei verwandten Sprachen so leicht die schmale Gränzmarke Verwirrung verursacht, so daß der Deutsche in Holland, der Holländer in Deutschland die Mutter- mit der Schwestersprache oft bis zur Unkenntlichkeit mischt, so ist bei M. Alles scharf begränzt, und sein Gang auf jedem Sprachgebiete fest und sicher.

Diesen merkwürdigen Mann kennen zu lernen, mußte ich wenigstens einen Versuch machen. Ich wurde auf das Beste aufgenommen. Wir unterhielten uns länger als eine Stunde in deutscher Sprache, so daß ich hinlängliche Gelegenheit hatte, mich von der Fertigkeit zu überzeugen, die er in dieser besaß. Seine Unterhaltung war belebt, sein Ausdruck gewählt und richtig, die Aussprache durchaus nicht fremdartig, und nur hie und da, wie es mir vorkam, mit einem Anfluge des oberdeutschen Accentes bezeichnet. Er war

mit deutscher Litteratur nicht unbekannt; sprach unter anderm von Vossens Verdiensten um Metrik, und äußerte einiges Bedenken über die Nachahmung der alten Sylbenmaaße. Seine Urtheile waren treffend, wie sein Ausdruck, und ohne Anmaaßung. Dieses Gebrechen talentvoller Leute scheint ihm gänzlich fremd. In seinem ganzen Wesen ist keine Spur von Charlatanismus zu finden.

Mezzofanti ist von mittlerem Wuchse, doch mehr klein; er ist mager und blaß; sein Aussehn wie das eines schwächlichen Mannes. Er scheint zwischen funfzig und sechzig zu stehn. Sein Haar fängt an sich grau zu färben. Seine Bewegungen sind leicht und ungezwungen, und sein ganzes Wesen zeigt, daß er viel mit Menschen umgegangen ist. Er ist Professor der morgenländischen Sprachen, und liegt seinem Amte mit Eifer ob, so wie er auch alle Tage seine Messe liest.

8. Die Sternwarte des Seebergs.

Unter den Merkwürdigkeiten des kleinen Gotha ist für Freunde ernster Wissenschaft die Ernestinische Sternwarte des Seebergs nicht die unbedeutenste. Auf der Anhöhe, von der sie die Gegend beherrscht, wird sie auch von Nichtastronomen als das Denkmal eines weisen Fürsten mit Theilnahme betrachtet, der nicht blos als Liebhaber der Wissenschaften, in denen er seine Erholung fand, sondern auch in vielen andern Beziehungen, und zugleich als das Muster eines biedern und gewissenhaften Mannes den Einwohnern seines Landes unvergeßlich geblieben ist*). Als er diese Uranienburg aus seinen Mitteln zu gründen begann, war in seinem Lande die Kenntniß und Liebe zu den mathematischen Wissenschaften gering; auf dem Gymnasium wurden sie eben nur für

*) S. in diesen Verm. Schriften. I Th. die Rede auf Ernst II. vornemlich S. 74—81.

den nothwendigsten Bedarf gelehrt, und von der Sternkunde meinten wohl die Meisten, daß das, was davon brauchbar sey, in jedem Hauskalender gefunden werde. Ich selbst habe gehört, daß der Lehrer der Geschichte und Geographie in der obersten Classe des Gymnasiums vom Katheder herab die Astronomie verspottete, und unter andern sagte: „Da meint Mancher, er wüßte, wie weit der Mond von der Erde sey und wie groß. Sind sie denn oben gewesen, die Narren?" Dergleichen gemeiner Unsinn käme jetzt nicht einmal aus dem Munde eines Taglöhners; aber Vieles erscheint dem jetzigen Geschlechte undenkbar, was vor sechzig Jahren noch möglich war. Aeußerte doch, als die Sternwarte erbaut und eingerichtet war, ein reisender Engländer, der sie, nach der Weise vieler seiner Landsleute, ohne Kenntniß und Theilnahme, nach Anweisung seines Guide des Voyageurs besehen zu müssen glaubte, gegen den Baron von Zach, den damaligen Director der Anstalt: Für den kleinen Fürsten eines Binnenlandes, der keine Marine hätte und haben könnte, wäre doch der Aufwand für ein solches Werk zu groß, und könnte besser genutzt werden. — Wollten Sie lieber, antwortete Zach, er gäbe sein Geld für Maitressen, für Jagdhunde oder für Rennpferde aus?

Wie nun diese Anstalt mit wahrhaft wissenschaftlichem Geiste und aus reiner Liebe zu einer

der edelsten Wissenschaften gegründet worden ist, so hat auch auf ihr bis heute recht unverkennbar der Segen geruht, dessen jedes Werk ihres Gründers so würdig war. Die Ernestinische Sternwarte hat von dem Tage an, wo ihre Thätigkeit begann, eine ehrenvolle Celebrität genossen. Zuerst empfahl sie der Name ihres fürstlichen Urhebers, der in ganz Europa einen guten Klang hatte; dann war aber auch der Mann, in dessen Hand der Bau und die Leitung des ganzen Werkes gelegt war, ohne Zweifel der würdigste für dieses Geschäfte. Herr von Zach, ein Ungar von Geburt, und eine Zeitlang Officier in österreichischen Diensten, wo sein Bruder bis zum Feldzeugmeister aufstieg, kam um das Jahr 1788 als Begleiter eines jungen Grafen Brühl von London nach Gotha, um die Studien des jungen Mannes zu leiten, und erwarb sich hier sehr bald durch die Vielseitigkeit seiner Bildung und seiner Kenntnisse, so wie durch die Gabe der angenehmsten Unterhaltung die Gunst aller Glieder der fürstlichen Familie, mit denen er auch bis zu seiner Entfernung von Gotha in ununterbrochener Verbindung lebte. Durch seine Persönlichkeit und den ausgebreiteten Briefwechsel, den er mit den ausgezeichnetesten Gelehrten seines Faches in allen Ländern führte, trug er wesentlich zu dem Ruhme der Anstalt bei, deren Vorstand er war. Kein bedeutender Reisende ging

achtlos an ihr vorüber; und wer auch gegen den Zweck der Anstalt gleichgültig war, blieb es doch nicht gegen ihren Director, dessen Name wahrscheinlich noch lange Zeit mit dem Namen der Ernestinischen Sternwarte verschlungen bleiben wird. Als Zach nach dem Tode des Herzogs (im April 1804) der Wittbe desselben nach dem südlichen Frankreich und später nach Italien folgte, trat sein Freund, und seit einiger Zeit schon sein Gehülfe, der Baron von Lindenau aus Altenburg, in seine Stelle ein, und dieser treffliche Mann, jetzt einer der schützenden Genien des Königreichs Sachsen, damals aber fast ausschließend seiner erhabenen Wissenschaft lebend, erhöhte den Ruhm des Institutes, den zu bewahren schon ehrenvoll war, durch eignes ausgezeichnetes Verdienst. An seiner Seite bildete sich Nikolai, ein Schüler von Gauß, zum Astronomen; und als dieser nach Mannheim berufen wurde, um die Direction der Sternwarte zu übernehmen, folgte ihm ein zweiter Schüler des großen Göttinger Mathematikers, Enke von Hamburg, nach, der, nach Lindenau's Eintritt in das geheime Ministerium des Herzogs, als Alleinverwalter der Anstalt, den Ruhm gründete, dessen er sich als Director der Sternwarte in Berlin und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in allen Ländern von Europa erfreut. Aber auch nachdem dieser Treffliche, der Herkules der Cal-

culatoren von Zach genannt, dem Rufe nach Berlin gefolgt war, blieb die Ernestinische Sternwarte nicht verwais't, sondern erhielt in Hansen, einem Holsteiner, und dritten Schüler von Gauß, einen Director, der als geübter Beobachter, kunstfertiger Mechaniker und tiefsinniger Rechner den verdientesten Ruhm genießt.

Um die Zeit, in der Bonaparte, durch den Feldzug nach Aegypten den Orient von neuem eröffnete, im Sommer des Jahres 1798, kam einer der bejahrtesten, und gewiß der berühmteste aller Astronomen, de La Lande, in Begleitung seiner Nichte, Madame Le Français, nach Gotha, um, wie er schrieb, „die Sternwarte kennen zu lernen, auf der man die Stelle des Polarsterns bis auf eine Secunde beobachten konnte, während man sonst bis auf 100 Secunden ungewiß gewesen war." Seine Aufnahme war wie er nur wünschen konnte, und wie es einem Gelehrten von seinem Ruhme gebührte. Von mehrern Orten her fanden sich zu seiner Begrüßung Astronomen ein, und der Zufluß würde unstreitig noch größer gewesen seyn, wären nicht die politischen Zustände der Zeit störend in den Weg getreten. In jener Zeit der Aufregung war Gotha bei einer gewissen Partei in eine Art von politischem Verrufe gekommen. Das Wohlwollen, mit dem der Herzog dem Haupte der Illuminaten, nach

seiner Verbannung aus Baiern, eine Freistatt in seiner Nähe eröffnet hatte, war eine Quelle der mannichfaltigsten Verleumdungen geworden. Wo man die nähern Verhältnisse nicht kannte, wurde Gotha als ein Krater des Jacobinismus ausgeschrien; so daß weder die ungestörte Zufriedenheit der Einwohner des Landes, noch die freiwillige Enthaltung von aller Tagblattklatscherei hinreichte, das Mißtrauen zu tilgen, das die Thatsache von Weishaupts Aufenthalte erregt hatte. Eine Folge hievon war, daß es eine englische Zeitung für nöthig erachtete, bei der Nachricht von de la Landes Reise nach Gotha den Herzog zu erinnern, daß ein französischer Gelehrte, der aus dem Centrum der Revolution käme, wohl andere Umwälzungen als die der himmlischen Körper im Auge haben könnte; und daß einige allzu ängstliche Regierungen ihren Gelehrten die Erlaubniß zu dieser Reise versagten; während doch der König von Preußen und der Herzog von Wirtemberg, über kleinliche Verdächtigungen erhaben, ihren Mathematikern nicht nur die gebetene Erlaubniß ertheilten, sondern ihnen die Erfüllung ihres Wunsches auch durch bedeutende Geldgeschenke erleichterten. Auch ließ dieser wissenschaftliche Congreß, ein würdiger Vorläufer der naturwissenschaftlichen Zusammenkünfte unsrer Zeit, friedlich, wie die Wissenschaft selbst, die er feierte, keine andern als wohlthätigen Wirkungen zurück;

Vieles, die Astronomie und ihren Anbau Fördernde wurde besprochen; ältere Verbindungen wurden befestigt, neue angeknüpft, und das Institut der geographischen Ephemeriden, die in jenem Jahre den Anfang nahmen, zog hieraus als das erste Organ der astronomischen Geographie, und die Wissenschaft durch sie, den mannichfaltigsten Nutzen.

La Lande, der mit seiner Nichte auf der Sternwarte wohnte, bewegte sich fast nur in der Sphäre des Hofes und kam selten in die Stadt. Doch hatte ich Gelegenheit einigemal mit ihm zusammen zu seyn. Der Gesandte des Directoriums am Preußischen Hofe, Caillard, kam damals auf der Reise von Berlin durch Gotha und verweilte einen Tag bei uns. Als ein Liebhaber der alten Litteratur hatte er von meiner Bearbeitung der Griechischen Anthologie Kenntniß genommen, und lud mich, wahrscheinlich auf Böttigers Veranlassung, der ihn von Weimar aus begleitet hatte, zu sich ein. Nach der Mahlzeit kam La Lande mit seiner Nichte und Herrn von Zach in den Gasthof, um den Gesandten aufzuwarten. Da war es nun allerdings merkwürdig zu hören, wie freimüthig La Lande, der auch unter dem Schwerte der Republik ein Lobredner der monarchischen Verfassung geblieben war, dem republicanischen Gesandten gegenüber die Gleichgültigkeit des Directoriums gegen die Wissenschaften anklagte, und

dieser die Anstalten unsers kleinen Landes entgegenstellte, wo er eine musterhaft eingerichtete, mit den besten Werkzeugen ausgerüstete Sternwarte, einen Fürsten voll von Kenntnissen und Eifer für die Wissenschaften, eine höchst gebildete Fürstin, und den gelehrtesten Astronomen gefunden habe. Der Gesandte, ein Mann von Welt und reifen Jahren, den seine Stellung in der Republik nicht um die in besserer Zeit gewonnene Bildung gebracht hatte, schien beide Theile dieser Rede mit Aufmerksamkeit anzuhören, aber ohne durch die stürmische Lebendigkeit des Redenden aus dem Gleichgewichte zu kommen, überging er den ersten, und begleitete nur den zweiten mit einigen beipflichtenden Bemerkungen. Ob er bei der Rückkehr in die Heimath das hier Gehörte benutzt habe, ist unbekannt. Die Umstände änderten sich; das schlaffe Directorium wich einem höhern Genius, unter dessen Auspicien solche Anstalten für die höhern Wissenschaften getroffen wurden, daß Klagen, wie La Lande damals führte, nicht mehr Statt finden konnten. — Bei einer andern Gelegenheit, wo ich mit ihm zusammenkam, verbreitete er sich sehr anmuthig über die Beweise von Aufmerksamkeit, die er in Gotha erhalte, und sagte unter Anderm: „Ich würde in Gefahr seyn übermüthig zu werden, wenn ich nicht die Begleitung meiner Nichte hätte, die bei mir die Stelle jenes Dieners vertritt, der seinen

königlichen Herrn täglich einigemale an seine Sterblichkeit erinnern mußte; oder auch, wenn sie wollen, des Scharfrichters, der in Rom dem Triumphwagen der Imperatoren nachfolgte." — La Lande hatte in der That eine unbegränzte, aber höchst unschuldige Eitelkeit, mit der man sich leicht versöhnte, weil sie ganz frei von lästiger Anmaaßung war. Mehr als einmal hat er mündlich und schriftlich geäußert, er glaube alle Tugenden zu besitzen, die ein Mensch haben könne (toutes les vertus de l'humanité); und dann bisweilen hinzugesetzt: „Ich habe vielleicht Unrecht, dieß so herauszusagen; aber mein Bewußtseyn verpflichtet mich dazu." — Diese Schwachheit stellte ihn oft den Scherzen seiner Freunde blos. — Während des Aufenthaltes auf der Sternwarte kömmt Schuberts Astronomie von Petersburg an. In der Vorrede wird Lalandes Verdienst gerühmt, und eines seiner Werke ein Meisterstück genannt. Zach zeigt und übersetzt ihm die Stelle. Aber schon ein und das andremal mit solchen Dingen von ihm mystificirt, will ihm L. nicht eher glauben, bis einige Besucher die gegebne Uebersetzung bestätigen. Nun geht er im Zimmer auf und ab, und wiederholt sich die Worte: „mon histoire de l'Astronomie — un chef-d'oeuvre, ein Meisterstück, Meisterstück!" — Und so war dieß vielleicht das

einzige Wort deutscher Sprache, das er in seinem Gedächtnisse nach Frankreich zurückbrachte.

Eines Tages, als er mit einigen Gelehrten und Freunden der Wissenschaften beim Professor Kries war, der damals eine Wohnung in dem vormaligen Augustiner-Kloster hatte, ließ er sich in die Kirche führen. Diese Kirche selbst bietet keine Merkwürdigkeiten dar; für uns aber war es höchst merkwürdig, aus Lalandes Munde die Aeußerung zu hören (die man jetzt auch in dem Dictionaire des Athées lesen kann), daß er nicht blos der Aelteste (Doyen) der Akademie der Wissenschaften, sondern auch der Atheisten in Frankreich sey. Auf das, was er zur Erläuterung dieses Bekenntnisses hinzufügte, bemerkte Jemand aus der Gesellschaft, es scheine ihm, daß Herr de la Lande mehr ein Deist als ein Atheist sey. — Das kömmt auf Eins hinaus (cela revient au même), erwiederte er*).

Dieser Anspruch auf das, was er für einen Ehrentitel hielt, war eine der armseligsten Eitelkeiten des verdienstvollen Mannes, welcher früher nur mit Mühe durch seine frommen Eltern hatte abgehalten werden können, in den Orden der Jesuiten zu treten, bei denen er unterrichtet worden

*) Allerdings heißt es auch in dem Dictionaire des Athées S. 472. im Artikel: Théistes: Pour peu que les théistes ou déistes aient de logique, ils ne tardent pas à devenir Athées.

war. Als ihn Jemand über die Veränderung in seinen theologischen Ansichten Verwunderung bezeigte, sagte er: „Die Welt wird von falschen Ideen beherrscht, und die Schule, in der ich erzogen worden bin, und die, zu der ich mich jetzt bekenne, sind nicht so unverträglich als man gewöhnlich glaubt.“ Trotz dieser Verkehrtheit war La Lande ein rechtschaffner und von Herzen wohlwollender Mann. Während der Schreckensregierung rettete er mehr als ein dem Tode geweihtes Opfer, indem er es mit Gefahr seines Lebens bei sich verborgen hielt. Einstmals hatte er auch einige Geistliche, die der Metzelei in der Abtei entgangen waren, bei sich auf der Sternwarte versteckt, indem er sie für Astronomen ausgab. Einer dieser Männer fühlte sich in seinem Gewissen durch den Gedanken beunruhigt, seine Rettung an eine Lüge zu knüpfen. Was wollt Ihr? sagte La Lande. Seyd Ihr nicht Astronomen? Denn wer verdient diesen Namen wohl mehr als Leute, die einzig nur für den Himmel leben? — Er selbst verläugnete auch in der furchtbaren Zeit, wo die ununterbrochne Thätigkeit der Guillotine den Andersgesinnten die Vorzüge der republicanischen Verfassung durch Ströme von Blut bewieß, seine monarchischen Grundsätze nicht, und ging unter dem unglückschwangern Gewölke aufrecht und mit ungebeugtem Muthe. In der Zeit, in welcher wir ihn hier sahen, war er immer

heiter, und sein ganzes Benehmen wie das eines Mannes, der mit sich und der Welt zufrieden ist. Nicht lange nachher schrieb er an Zach *); „Meine gute Gesundheit erlaubt mir, nur an mein Glück, an meine Sterne und meine Freunde zu denken; und hierin kann mich nichts stören. Seneca sagt: Unverwundbar ist nicht was nicht getroffen wird (quod non feritur), sondern was nicht verletzt wird. Dieß ist mein Fall. Ich bin ein Wachstafft für die Beleidigungen und das Böse, das auf mich regnet, aber ein Schwamm für das Angenehme, das mir zu Theil wird."

Einer der würdigsten Collegen La Landes, Delambre, sagt in der Gedächtnißrede auf ihn: „Er war gut und wohlthätig. Um einem Freunde zu dienen, wich er keiner Gefahr aus, verabsäumte keine Gelegenheit, und scheute selbst den Vorwurf der Zudringlichkeit nicht. Alle seine Fehler entsprangen aus der Uebertreibung einer lobenswerthen Eigenschaft."

Das Aeußere des Mannes war nicht sehr empfehlend. Sein Gesicht war zusammengedrückt, die Stirn unverhältnißmäßig hoch; sein Vorderhaupt ganz kahl. Seine Augen waren lebhaft und durchdringend. Er behauptete dem Sokrates gleich zu sehn.

---

*) Geogr. Ephemer. 1799. Septbr. S. 258.

Unter den Fremden, die während Zach's Direction die Sternwarte begrüßt haben, muß ganz vorzüglich Olbers aus Bremen genannt werden, welcher sie zweimal mit seinem Besuche beehrt hat. Als dieser in der Geschichte der Astronomie unsterbliche Greis im Jahre 1830 sein funfzigjähriges Jubiläum feierte, beglückwünschte ihn der Schreiber dieser Zeilen, von dem gegenwärtigen Director der Sternwarte dazu aufgefordert, im Namen derselben mit einer Inschrift, die der gelehrten Abhandlung de Gradus Praecisionis Computatione des Herrn Professor und Director Hansen vorgesetzt ist. Sie lautet folgendermaaßen:

Viro amplissimo
artis medendi artifici sollertissimo
coeli interpreti
ingeniosissimo
qui terrenae scientiae limitum impatiens
mente supernas lustravit domos
ipsumque coelum subjecit ingenio
qui dum alter Aesculapius
miseros mortales
arte Paeonia
ab Orci liminibus revocans
Jovis inferni atrum imminuit regnum
aethereas sedes numinibus auxit.
Deas nam exulantes in Olympum reducens
Palladem in debitam sedem

patri proximam
restituit.
canaeque Vestae aram
novis accendit ignibus.
almam idem Cererem,
quae vix reperta tenebris caput absconderat,
ut denuo facem terris ostenderet
docta exoravit prece.
stellas tandem diras horrentes hispidas
terrorem olim gentium
numero innumero
vagantes per immensum aetherem
primus demonstravit plurimas
viasque quibus currunt recurrunt illae
certa ratione invenire docuit.
seni venerabili
virtute ingenio doctrina animo
inter paucos excellenti
Specula Ernestina
coelestis sapientiae sacrarium
quae ipsum olim iterum iterumque
praesentem venerata est
nunc festi semisaecularis
diem exoptatissimum
inter cives amicos cultores celebranti
pia vota
summa qua par est reverentia
rite offert.

In den Tages- und Jahresheften von 1795 erzählt Göthe*) von einem von Bielefeld,

*) Werke letzter Hand. 31. Bd. S. 62.

der sich den Cimbrier genannt, einer physisch-glühenden Natur, mit einer gewissen Einbildungskraft begabt, die sich aber ganz in hohlen Räumen ergangen habe. „Klopstocks Patriotismus, heißt es weiter, und Messianismus hatten ihn ganz erfüllt, ihm Gestalten und Gesinnungen geliefert, mit denen er dann nach wilder und wüster Weise gutherzig gebahrte. Sein großes Geschäft war ein Gedicht vom jüngsten Tage, wo sich denn wohl begreifen läßt, daß ich solchen apokalyptischen Ereignissen, energumenisch vorgetragen, keinen besondern Geschmack abgewinnen konnte. Ich suchte ihn abzulehnen, da er, jede Warnung ausschlagend, auf seinen seltsamen Wegen verharrte. So trieb er es in Jena eine Zeitlang zu Beängstigung guter vernünftiger Gesellen und wohlwollender Gönner, bis er endlich bei immer vermehrtem Wahnsinne sich zum Fenster herausstürzte, und seinem unglücklichen Leben ein Ende machte."

Wer ist dieser Bielefeld, der Cimbrier, der Verfasser eines Gedichtes vom jüngsten Tage, der freiwillig und unglücklich Endende. Der Name ist in Deutschland nicht ungewöhnlich; auch in der litterarischen Welt nicht unbekannt; einen aber, auf den dasjenige passe, was hier so bestimmt und umständlich erzählt wird, kennen wir nicht.

Dagegen ist uns ein andrer unglücklicher

Mann bekannt, Verfasser eines Gedichtes vom jüngsten Tage, ein begeisterter Verehrer Klopstocks, und Nachahmer seiner Muse, der eben so, wie jener Bielefeld, und an demselben Orte geendet hat, Franz von Sonnenberg.

Auf diesen also paßt Alles, was Göthe in der angeführten Stelle berichtet, nur der Name nicht. Eine Verwechslung ist daher mehr als wahrscheinlich *).

Dieser Franz von Sonnenberg aus Münster kam in den ersten Jahren des laufenden Säculums — das eigentliche Jahr ist mir entfallen — nach Gotha, um, wie er angab, sich den guten Ton anzueignen, von dem man ihm gesagt hatte, daß er in den Umgebungen der Höfe anzutreffen sey. Wie es ihm damit gelungen ist, weiß ich nicht; aber sein Unstern wollte, daß er sich in dem Hause einer Person einmiethete, die aller Bildung ermangelnd, den gemeinsten Ton mit den schlechtesten Sitten verband, und daß diese Person durch Gesellschaften ihrer Art die Zwecke, um derentwillen der junge Mann seinen Aufenthalt in Gotha genommen hatte, nach ihren Begriffen zu fördern bemüht war.

---

*) Die von mir in der Zeit. für die eleg. Welt. 1832. Jul. no. 140. geäußerte Vermuthung eines Irrthums wird ebendas. no. 187. auf das vollkommenste bestätigt.

In den ersten Tagen seines Hierseyns besuchte er mich, vielleicht weil man ihm gesagt hatte, daß ich mich etwas mit Litteratur beschäftigte. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß es ein Freitag war, wenige Minuten nach vier Uhr, als er bei mir eintrat, eben als ich aus dem Gymnasium zurückkehrte, den Kopf noch voll von dem, worüber ich Unterricht gegeben hatte, und von dem, was ich für den nächsten Morgen vorbereiten sollte. Das Gespräch ging indeß während der ersten Stunde ganz leidlich vorwärts, weniger doch von mir als von ihm gefördert. Ich erfuhr aus seinem Munde, daß er beim Anblick des vaticanischen Apollo von einem unbeschreiblichen Gefühle der Andacht ergriffen, auf die Knie niedergestürzt sey; daß ihm unter allen Dichtern Klopstock für den ersten gelte; daß Fräulein von E.....n in München ihn geliebt, er aber ihre Liebe nicht habe erwiedern können; und dergleichen mehr, Alles in pathetischer Rede mit gewählten und wohlgeordneten Worten vorgetragen. Nach Verlauf einer Stunde erhob er sich; ich hoffte Befreiung, aber umsonst. Er recitirte jetzt stehend Klopstockische Oden, Stellen der Messiade und Eigenes. Jetzt begann die dritte Stunde. Er griff nach dem Hute — neue Hoffnung, neue Täuschung! Immer gewaltiger strömte seine Rede, je sparsamer die meinige tropfte. Mit dem Schlage sieben verließ er mich. Seitdem hab' ich ihn

nur noch einmal auf der h. Bibliothek gesehn, wo er einige Stunden über dem Homer saß, um sich, wie er sagte, die Eigenthümlichkeiten des homerischen Periodenbaus bekannt zu machen. Kurz darauf gab er den Donatoa in zwei Bänden heraus. Während seines Aufenthaltes in Jena kam er auf den Gedanken, er habe in seinem Werke die Geheimnisse Gottes verrathen. In Verzweiflung hierüber stürzt er sich aus dem Fenster, spießt sich in den Staketen eines kleinen Gärtchens vor dem Hause, und kömmt so auf die traurigste Weise um.

---

10. Aurum inrepertum.

1 8 3 1.

Es ist zum Erstaunen, wie die Natur in dem Fortgange der Zeit herabgekommen ist! Jedermann gesteht ein, daß das Erste, was die Welt zu ihrem Glück und Gedeihen braucht, Gold und Silber ist, daher man diese Metalle auch vorzugsweise die edeln nennt. Hat aber wohl in diesem gesunknen Zeitalter von jenem edeln Besitz irgend Einer so viel als er wünscht? oder auch nur so viel als er brauchen möchte? Niemand. Sind nicht so eben in Baiern, Baden, Hessen, Hannover, Paris und London Tausende von tiefsinnigen Staatsmännern täglich in kostspieligen Versammlungen beschäftigt, Mittel und Wege aufzufinden, um zu Geld und Einkünften zu gelangen? und harren nicht tagtäglich Millionen von Abonnenten auf das Zeitungsblatt, welches das von so vielen Adepten gesuchte Arcanum endlich verkündigen soll? Und warum gelingt jetzt Vielen nicht, was vormals Wenige leisteten? Heinrich dem sechsten von England genügten hierzu drei weise

Männer, die er deshalb mit dem Privilegium begnadigte Gold zu machen und das Lebens-Elixir zu verfertigen — zwei Dinge, die ihrer Natur nach eng verschwistert sind —; und einem andern Könige von England, Eduard dem ersten, verwandelte der große Philosoph Raimund Lullus, obgleich selbst blutarm, die Kleinigkeit von 50000 Pfund Quecksilber in reines Gold; daher man sich nicht wundern darf, daß damals (im J. 1303) der königlichen Schatzkammer die Summe von 100000 Pfund Sterling entwendet werden konnte (Rymer **T. II.** p. 930). Die Kunst der Verwandlung der Metalle dauert zwar auch jetzt noch fort; aber durch einen beklagenswerthen Wechsel ist in der fruchtbringenden Gesellschaft der Adepten aus dem Findenden der Suchende geworden; und während sich in jener glücklichen Zeit die Kohlen in chemisches Gold verwandelten — dessen Kaiser Rudolph der zweite siebzehn Tonnen besessen haben soll — wandelt sich jetzt in den Schatzkammern nur allzu oft das bewährte Gold in Kohle*) um. So wie die Kunst, so hat auch die Natur entschiedene Rückgänge gemacht. In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts berief der Herzog von Braunschweig Julius seine treuen Stände, um — wer sollte es für möglich halten? — um sich

---

*) Carbones pro auro.

mit ihnen zu berathen, was er mit allem dem Silber anfangen solle, das aus seinen Harzgruben in allzu reicher Fülle in die Schatzkammer floß. Manches kam in Vorschlag, und noch bewahren die Cabinette der Curiositätenfreunde, als Zeugen jener seltsamen Geldverlegenheit, jener Plethore, die sich viele Staaten statt der endemischen Phthisis wünschen, die sogenannten Julius-Löser auf, große Silberstücke von eigenthümlichem Gepräge, die, nicht zum Ausgeben im Handel und Wandel, sondern zum Aufbewahren bestimmt, die Einwohner des Landes zur Sparsamkeit und Ordnung gewöhnen sollten. Denn wer ein solches Silberstück besaß, mußte es aufbewahren, und nach Befinden der Obrigkeit vorzeigen. Nach den heutigen Finanzgrundsätzen freilich eine verkehrte Maßregel; nach der alten Regierungskunst aber, der Ein Sparer lieber war als zehn Verthuer, klug und weise. Und wenn einmal ein Schatz gesammelt werden sollte, war es nicht schön und menschenfreundlich, jeden Bürger, für seinen Antheil, zum Schatzmeister zu machen? Und ist nicht eine solche Vertheilung des Gesammtvermögens in sittlicher Rücksicht noch heilsamer, als die gepriesene Theilung der Arbeit in Rücksicht auf Industrie? Daß der Herzog auch außerdem nicht karg war, und das, was Gott bescheerte, auch zur Ehre Gottes und seines Landes anzuwenden bemüht war, bezeugt die Universität,

die seinen Namen führte, und die, freilich nicht wohlberathne, aber doch in der besten Absicht unternommene Beförderung der Concordien-Formel, auf die er mehr als 40000 Thaler verwendete, um, da sie fertig war, das, was ein heilsames Geschenk der Eintracht hatte werden sollen, als einen Apfel der Zwietracht zu verwerfen. Der Irrthum, den er hierbei begangen hatte, war in der damaligen Zeit nicht nur sehr verzeihlich, sondern sogar lobenswerth; und auf einem andern als dem theologischen Gebiete kömmt er noch heut zu Tage öftrer vor als man glaubt, oder eingestehn will. Hierüber wäre Vieles zu sagen, was uns aber, wenn wir auch Lust hätten, das Schicksal der Cassandra zu theilen, von unserm Wege abführen würde. Wir haben gesagt, die Natur komme herab, und das Beispiel, das wir eben angeführt haben, muß Jedem, der den gegenwärtigen Stand der Silbergruben des Harzes kennt, schlagend scheinen. Leider ist dieses Beispiel nicht das einzige. Was sind jetzt die Silbergruben von Laurion, ohne die Attika vielleicht eine persische Provinz geworden wäre? oder die Goldgruben in Thrazien? oder die zahlreichen und ergiebigen Minen Hispaniens? und die Fundgruben Peru's und Mexico's? Sind sie nicht alle mehr oder weniger in dem Falle des Lucianischen Timon, der, nachdem ihn Freunde und Feinde ausgebeutet hatten, dem undankbaren

Geschlechte, statt reicher Gaben, nur seinen Haß und seine Verwünschungen schenkte? Hat vielleicht die unersättliche Geldgier der Menschen das mütterliche Herz der Natur verhärtet? oder waltet auch über andern Quellen des Reichthums ein Fluch, wie über den alten Goldgruben in Reichmannsdorf? — Die Geschichte dieses Fluches war folgende. Reichmannsdorf im Fürstenthume Saalfeld besaß vor Zeiten die ergiebigsten Goldminen, und das edle Metall war hier in solcher Masse vorhanden, daß die Bauern, nicht etwa wie die Knechte des Chremylus, der den Plutus bei sich hatte, um goldne Stater würfelten, sondern mit goldnen Kegeln und Kugeln um Portugaleser und Dublonen spielten, und die Bergknappen dem Landesherrn einen Thron von Golderz aufzubauen versprachen, wenn er nur acht Tage bei ihnen verweilen wollte. Ich weiß nicht, was den wunderlichen Herrn damals abgehalten hat, den Vorschlag anzunehmen; aber so viel ist gewiß, daß gegenwärtig alle Ausbeute der Goldgruben von Reichmannsdorf kaum zu einem Fingerhute ausreichen würde. Ein mächtiger Fluch lastet auf ihnen. Einer der Bergknappen — so erzählt man — ließ sich gelüsten, ein kleines Stück Golderz zu entwenden, und wurde ertappt. Freilich ist bei dem Ueberschwange des Goldes ein solches Gelüsten auffallend; indessen es ist so; vielleicht weil ein unglückliches

Verhängniß den armen Knappen für den Galgen bestimmt hatte. Denn da die Richter gerade übler Laune waren, verurtheilten sie ihn zum Galgen. Die Mutter des Unglücklichen, die nur diesen einen Sohn hatte, bot auf was sie vermochte, um ihn zu retten; aber umsonst. Er wurde gehenkt, und zwar zum schreckenden Beispiele, am Eingange des Haupt-Stollen. Da ergriff die verzweifelnde Mutter ein Maaß Mohnsaamen, schüttete es in die Grube, und verfluchte sie auf so viele Jahre, als das Maaß Körner enthalten habe. Dieser Fluch ist in Erfüllung gegangen, und noch scheint bis auf den heutigen Tag die Zahl der Jahre nicht abgelaufen.

---

11. Miscellaneen.

1. Wenn ich an die Gestirne der französischen Litteratur denke, so fällt mir zuerst immer Pascal ein. Ihn hat sich Voltaire ganz offenbar häufig zum Muster genommen; aber wie weit steht er ihm nach! Pascal ist nie scurill, wie Voltaire; auch im Spott behauptet er die Würde, die der Gegenstand heischt, und doch schneidet er tiefer ein, als Voltaire mit seinem geschmeidigen Witz. Noch viel höher steht Pascal, wenn es Ernst gilt. Seine aufrichtige Frömmigkeit, die ihn auch beim Scherze nicht verläßt, durchströmt da, wo er für die Religion mit scharfen Waffen kämpft, Alles was er sagt, mit einer erquickenden Wärme, und verbreitet über seine Rede ein so sanftes und mildes Licht, als vielleicht in keinem, zur Ehre der Religion geführten Streite jemals sichtbar geworden ist.

2. Das hohe und glänzende Ziel, das Christian Wolf durch die Anwendung der mathema=

tischen Methode zu erreichen hoffte, jeden Satz durch unumstößliche Gründe zu erweisen, und auf diese Weise jeder Wissenschaft die Sicherheit der Mathematik zu verleihen, stand auch vor Pascals Augen, doch ohne ihn zu blenden, oder auf den Irrweg zu führen, den Wolf verfolgte. An mehr als einer Stelle erkennt er, daß die Anwendung dieser Methode in unzähligen Fällen unmöglich sey. Cette véritable méthode, sagt er (Pensées Tome. II.) formerait les démonstrations dans la plus haute excellence, s'il était possible d'y arriver. und noch bestimmter: certainement cette méthode serait belle, mais elle est absolument impossible.

3. Montesquieu's Stil ist häufig nach Pascals Stile gebildet, und zwar auf eine solche Weise, daß man oft, wenn man den Einen lies't, den andern zu hören glaubt. So z. B. in folgenden Worten Pascals (Oeuvres II. p. 118): La pluralité est la meilleure voie, parce qu' elle est visible, et qu' elle a la force pour se faire obéïr; cependant c' est l' avis des moins habiles. oder (II. p. 119): La justice sans la force est contredite, parcequ' il y a toujours des mechans: la force sans la justice est contredite. Il faut donc mettre ensemble la justice et la force; et pour cela faire que ce qui est juste, soit fort, et ce qui est fort, soit juste.

4. Welch' ein Unterschied zwischen Pascals frommer, und Chamforts atheistischer Misanthropie! Auch jener sah bisweilen falsch; aber alle seine Irrthümer gehen nach einem wahren und leuchtenden Ziele hin; Chamfort's Irrthümer hingegen führen in den widrigen Sumpf der Trostlosigkeit.

Pascal's fromme Misanthropie ist erhaben; denn ihr liegt die Idee der Vollkommenheit zum Grunde, die der Mensch erstreben soll; es ist die tiefe Trauer über das Zurückbleiben hinter dem erkannten Ziele. Die atheistische Misanthropie hingegen ist ein Hohn, den der Wahn einer dünkelhaften Philosophie der Gottheit spricht. Jeder Mangel, jedes Gebrechen, jede Schlechtigkeit, die sie an dem edelsten Werke des Schöpfers finden, ist eine Veranlassung zum Triumph. Die Quelle ihrer Weisheit ist Schadenfreude; ihr Ziel Hohn und herzloser Spott.

5. Alle Menschen, sagt ein alter Schriftsteller, sind dem Irrthume ausgesetzt; aber nur der Thor beharrt bei dem Irrthum. Die ersten Gedanken, heißt es im Sprichwort, sind des Teufels Gedanken, der ein Vater der Lüge ist. Erst die Nachgedanken bessern den Irrthum.

Jenes Beharren beim Irrthume, worinne Cicero den Thoren (insipientem) erkennt, ist auch ein Fluch der Celebrität. Wer, wie Staatsmänner, Philosophen, Aerzte und Schriftsteller,

einen öffentlichen Character behaupten soll, mag sich beim Eintritte in seine Laufbahn noch so ernstlich vorgenommen haben, der Wahrheit und nur der Wahrheit zu huldigen; er bleibt beim Fortgange auf dieser Bahn seines Vorsatzes nicht immer Herr. Oft wird gleich von vorn herein gefehlt. Es ist selten, daß ein Mensch, wie der Herkules des Prodikus, seinen Weg nach ruhiger Prüfung wählt. Die meisten werden durch die Erziehung, das Beispiel, die Auctorität, die Laune der Sympathie oder Antipathie, also nicht durch Ueberlegung und Wahl, sondern durch Zufall auf einen Weg getrieben, den sie erst kennen lernen, wenn es zu spät zum Umkehren ist. Was bei Entschließungen geschieht, geschieht bei Behauptungen noch häufiger. Ein Wort wird leicht ausgesprochen, und schwer zurückgenommen; ein Rath wird in gutem Glauben gegeben, und muß oft, wenn er sich bei der Anwendung irrig erweist, dennoch durchgeführt werden. So ist mehr als ein Krieg geführt, mehr als eine Maaßregel mit Nachtheil durchgesetzt worden; und wie viele Schriften danken ihre Entstehung dem Bestreben, Irrthümer zu vertheidigen, die der Autor erkennt, aber nicht bekennen will!

Die Akademie von Dyon setzt einen Preis für die Untersuchung aus, „welchen Einfluß die Wissenschaften auf die Sitten ausüben." Rousseau äußert gegen Diderot, daß er sich um den

Preis zu bewerben gedenke. — Und wie werden Sie die Sache nehmen? sagt Diderot. — Nun, ich werde zeigen, wie die Sitten durch den Anbau der Wissenschaften veredelt worden sind. — Das ist, versetzt Diderot, ein abgedroschner Gemeinplatz, der keinen Effect machen kann.

Durch dieses flüchtige Wort wird Rousseau gereizt, die Aufgabe von der entgegengesetzten Seite anzusehn. Die Paradoxie regt ihn auf, und indem er seine Kräfte anspannt, um sie durchzusetzen, wird er sich der Talente, die in ihm schlummern, bewußt. Die sonderbare Abhandlung wird gekrönt. Eine Menge von Stimmen erheben sich dagegen, und einige dieser Angriffe werden beantwortet. Durch jeden Angriff, noch mehr aber durch die eignen Antworten wird Rousseau in dem Glauben an sein Paradoxon bestärkt, und die siegreiche Beredtsamkeit, die er in dem Kampfe entwickelt, täuscht ihn selbst. So entschied dieses Ereigniß für den Weg, den er von nun an verfolgte. In allen seinen Ansichten, in seinen Schriften, in seiner Lebensweise sehen wir die Einwirkung jenes ersten Versuchs. Mit Recht also, obgleich in einem verschiednen Sinne, nennt Rousseau jene Preisschrift ein unglückliches Werk. „Welche Masse von Elend, fährt er fort, wäre ihrem Verfasser erspart worden, wenn diese erste seiner Schriften so aufgenommen worden wäre, wie sie verdiente.“ — Leider lag

die wahre Quelle seines Unglücks in seinem eignen Gemüthe, und in der Stimmung, die ihm dieser erste Erfolg gegeben hatte. Wäre dieser ausgeblieben, und hätte sich R. nicht dem dadurch erzeugten Hange zur Paradoxie überlassen, so wäre er wahrscheinlich vor jenem unseligen Mißtrauen bewahrt geblieben, das ihn mit seinen Freunden, seinen Wohlthätern, mit der ganzen Menschheit entzweite, und ihm überall Neider und Feinde zeigte, während er den schlimmsten Feind in sich selbst und in seiner innern Entzweiung trug, wozu der Saame vielleicht durch Diderots rasches Wort auf dem Café Procope in seine Seele geworfen worden war.

6. Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts lebten in England zwei Brüder Rainold, Johann und Wilhelm, beide Theologen und der englischen Kirche angehörig. Auf einer Reise nach Frankreich wurde der ältere seinem Glauben untreu, und ließ sich zum Priester der katholischen Kirche weihen. Ueber diesen Abfall betrübt, begab sich sein Beuder zu ihm, um ihn durch seine Vorstellungen wieder für den frühern Glauben zu gewinnen. Nach langem und heftigem Streite geschah das Unerwartete. Johann kehrte zur anglikanischen Kirche zurück; Wilhelm wurde katholisch und blieb in Frankreich; und beide wurden nun eifrige Kämpfer, Jeder für die zuletzt angenommene Lehre. Dieses Ereigniß gab dem

Dr. Alabaster, einem gelehrten Theologen jener Zeit, der aus eigner Erfahrung wußte, was eine Glaubensänderung ist, Veranlassung zu einem Epigramme, das in deutscher Sprache etwa so lauten möchte:

Grimmiger Krieg, wie der Bürger ihn führt mit dem Bürger der Heimath,
Hatte ein Brüdergespann über den Glauben entzweit.
Einer vertheidigt beredt die calvinische Lehre; der Andre
Kämpft für die Kirche von Rom gegen der Neurer Reform.
Jeder bestreitet mit Muth und mit triftigen Gründen den Andern;
Beid' in des Angriffs Kraft, beid' auch im Fallen sich gleich.
Jeder erlangt was Jeder gewünscht; er besieget den Gegner;
Und was Jeder geglaubt, höret zu glauben er auf.
Jeder ist nun zum Gefangnen gemacht, und Erobrer ist Keiner;
Denn des Besiegten Panier folget der Sieger fortan.
Welch' seltsames Gefecht, wo beide sich, daß sie besiegt sind,
Freun, und Jeder sich härmt, daß er den Andern besiegt*).

---

*) Bayle erzählt die Geschichte dieses Streites in den Nouvelles de la République des Lettres. 1685. Juill. Art. VI. p. 757. f. bezweifelt aber

7. In einer vielgelesenen Zeitschrift*) wird Türgot's Fertigkeit in lateinischer Verskunst mit dem Zusatze gerühmt, daß sich von ihm nur der einzige, für Benjamin Franklin's Bildniß bestimmte Hexameter erhalten habe:

Eripuit coelo fulmen, mox sceptrum tyrannis.

wo offenbar ein unglücklicher Schreibfehler das dem Minister ertheilte Lob schmählich verletzt. Es hätte wenigstens geschrieben werden müssen:

mox sceptra tyrannis.

oder, mit Vermeidung des armseligen Flickwortes:

fulmen, sceptrumque tyrannis.

oder endlich, wie Andre diesen Vers lesen:

Eripuitque Jovi fulmen sceptrumque tyrannis.

Eine andre Frage ist, ob er wirklich von Türgot sey, oder ob er nicht, wie die gewöhnliche Meinung ist, einem alten Dichter angehöre? Weder das eine, noch das andre scheint mir ohne Einschränkung wahr. Nur die erste Hälfte des Verses ist alt, und gehört dem Manilius, der in dem Eingange seines bekannten Gedichtes**), von der Besiegung des Aberglaubens durch die

---

ihre Wahrheit im Dictionaire v. Sutlivius. T. III. p. 2680. not. A. Mit einigen Abweichungen wird sie in Spitzelii infelix Literatus p. 687. erzählt.

*) Fr. Bucholz neue Monatschrift. 1832. S. 345.

**) Astronom. I. 104.

Fortschritte der menschlichen Erkenntniß sprechend, sagt:

Cur imbres ruerent, ventos quae causa moveret,
Pervidit, solvitque animis miracula rerum:
Eripuitque Jovi fulmen viresque tonandi.

Wer das erste Hemistichium dieses Verses zuerst auf den Erfinder der Gewitterableiter sinnreich angewendet, und dann, zu Ehren des Begründers der nordamerikanischen Freiheit, das zweite angefügt habe, ob Türgot oder ein andrer, bleibt ungewiß.

8. Der Gebrauch, daß der Mann, nach der Niederkunft der Frau, das Bett hütet, beschränkt sich nicht, wie man gewöhnlich glaubt, auf einige Völker Amerika's; er ist uralt, und unter barbarischen Nationen verbreitet. Bei den Kantabriern, sagt Strabo*), treiben die Frauen den Ackerbau, und wenn sie gebohren haben, lassen sie ihre Männer niederlegen und bedienen sie. Dasselbe hatte Nymphodorus**) von dem scythischen Volke der Tibarener erzählt; und Marco-Polo fand es noch bei den Tartaren so***). Auch in Bearn herrschte diese Sitte, wohin sie, wie Paul Colo-

*) Geogr. 3tes Buch. S. 165.

**) Beim Scholiasten des Apollon. Rhod. II. 1010.

***) Voyages Liv. II. ch. 41.

miés vermuthet*), aus Hispanien über die Pyrenäen gekommen seyn mag. Wie aber war sie dort, wie war sie bei andern Völkern in so verschiednen Gegenden entstanden, daß an ein Fortpflanzen durch Stammverwandschaft oder durch Nachahmung gar nicht zu denken ist? Welchen Grund, welchen Vorwand kann sie gehabt haben?

An Erklärungen dieser Sonderbarkeit mangelt es nicht; einige aber sind ungereimt, andre ungenügend. Es ist sehr zu beklagen, daß weder Strabo noch Nymphodorus die begleitenden Umstände erwähnt haben; was aber Spätere berichten, daß jene Männerwochen mit Enthaltungen aller Art, mit strengem Fasten, ja mit körperlichen Peinigungen verbunden waren**), scheint allein zur Lösung des Räthsels führen zu können. Der Glaube an das Gesetz des Gleichgewichtes, das über dem Leben der Sterblichen walte, und daß der Glückliche selbst etwas gegen sein Glück thun müsse, um dem Schicksal seine Schuld zu bezahlen***); dieser Glaube war gewiß nicht auf Hellas und Aegypten beschränkt. Auch der Barbar hegte ihn, und die Kasteiungen, die er sich auflegte, wenn ihm das Glück der Nachkommen-

*) Pauli Colomesii Opera p. 817. f.

*) Man sehe Meiners im historischen Magazin. 1. Th. S. 26. ff.

***) Herodot. III. 40.

schaft zu Theil geworden war, konnten keinen andern Zweck haben; als dem im Hinterhalte lauernden Bösen durch selbstgewählte Büßungen zuvorzukommen.

9. Durch ungeschickte Nachahmung eines guten Musters kann dieses selbst um seinen Credit kommen. Ronsard bemühte sich in seinen Oden dem Pindar nachzueifern, und, wenn es ihm gelungen war, unverständlich zu schreiben, sagte er: er pindarisire. So sagte man denn auch in Frankreich von Dichtern, die nach Ronsards Weise schrieben, qu'ils pindarisaient; und halb Frankreich glaubte nun ohne Zweifel, Pindar habe geschrieben wie Ronsard.

Der Glaube an die Vortrefflichkeit dieses Dichters war allgemein. Da er an dem Tage gebohren war, an welchem Franz der Erste bei Pavia gefangen wurde, schreibt de Thou*) „es sey nicht anders als ob der Himmel durch die Geburt des größten Dichters Frankreich über das Unglück seines großen Königs habe trösten wollen." Sechs Könige beehrten ihn mit ihrer Gunst; Carl der neunte pries sein Lob in Versen**); und die

*) Thuan. Lib. 82. ann. 1585. S. hierüber die guten Bemerkungen Bayle's im Diction. v. Ronsard. not. B.

**) Von diesen Versen urtheilt Palissot (Mémoires pour servir à l'hist, de la Litt. Fr. Tom. II.

unglückliche Königin von Schottland Marie fand in seinen Gedichten Trost. Wie er selbst von sich und seiner Kunst dachte, bezeugen folgende Verse:

Quelqu'un après mille ans de mes vers étonné
Voudra dedans mon Loir*) comme en Permesse boire;
Et voyant mon pays, à peine pourra croire,
Que d'un si petit lieu tel poëte soit né.

Es ist öfters bemerkt worden, daß in Sachen des Geschmacks den Philologen nicht immer zu trauen ist. Sie lassen sich allzu leicht verführen, dasjenige zu bewundern, was ihnen Gelegenheit darbietet, ihre Gelehrsamkeit und ihren Scharfsinn zu zeigen; wo dann der Autor von der Zufriedenheit profitirt, die sein Ausleger mit sich selbst fühlt. War je ein Gelehrter fähig, die Schönheiten der Alten zu schätzen, so war es Muretus; und doch trug er kein Bedenken, seinen Rosard neben Catull und Horaz zu setzen; und jenen eben so, wie diese mit einem gelehrten Commentare auszustatten**). Aber nicht blos

---

p. 321) qu'ils sont d'une verve beaucoup plus heureuse que les meilleurs vers de Ronsard.

*) Le Loir, ein Flüßchen im Vermandois, Ronsards Vaterlande.

**) In der Vorrede zu Ronsards Amours de Cassandre tritt er keck denen entgegen, deren indocte arrogance den Ruhm des großen Dichters

für den gelehrtesten Dichter galt Ronsard seinen Zeitgenossen, sondern auch für den correctesten. Dieses veranlaßte einen Poeten jener Zeit, Augier Gaillard, der aus einem Wagner ein Verskünstler geworden war, zu sagen, er arbeite seine Verse absichtlich etwas nachlässig, damit man nicht glaube, sie wären von Ronsard.

Dieser im Leben so gefeierte Dichter wurde auch im Tode (1585) geehrt. Bei seiner Beerdigung war eine Auswahl des Parlamentes zugegegen, und Duperron, welcher später den Car-

---

zu schmälern suche. (L'un le reprenoit de se trop louer, l'autre d'écrire trop obscurement, l'autre d'être trop audacieux à faire nouveaux mots). Muretus, mit seiner eignen Arbeit nicht übel zufrieden, wünscht, daß zur Zeit Homers und Virgils einer und der andere ihrer Vertrauten einige Stunden daran gewendet hätte, die Gedanken dieser Dichter zu erklären; so würde der gegenwärtigen Zeit manche Verlegenheit erspart worden seyn. Car il n'y a point de doute, setzt er hinzu, qu'un chacun auteur ne mette quelque chose en ses écris, lesquelles lui seul entend parfaittement. Er könne daher mit Grunde behaupten, daß sich in dem von ihm commentirten Werke manches Sonnet befinde, das niemand richtig verstanden hätte, wenn es nicht ihm oder andern Freunden von dem Dichter selbst in vertraulicher Mittheilung erklärt worden wäre. Uebrigens sey die Dunkelheit, die Manche dem Dichter zum Vorwurf machten, nur ein Bekenntniß ihrer eignen Unwissenheit.

dinalshut bekam, hielt die Leichenrede*). Der Zulauf war so groß, daß mehrere Prinzen und selbst der Cardinal von Bourbon zurückkehren mußten, weil sie sich durch das Gedränge den Weg nicht bahnen konnten. Zwanzig Jahre nach seinem Tode ward ihm von dem Prior von St. Cosmo, Joachim de la Chetardie, in diesem Kloster ein Denkmal errichtet.

Dem Uebermaaße der Bewundrung, die man Ronsard's Werken zu seiner Zeit gezollt hatte, setzte das folgende Jahrhundert ein Uebermaaß von Verachtung entgegen. Boileau, der hierzu auch das Seinige beitrug, urtheilt doch noch am billigsten über ihn, wenn er sagt: Ronsard avait le génie élévé et de grands talens pour la poesie; mais il semble que l'art n'ait servi qu' à corrompere en lui la nature au lieu de la perfectionner. Mit Recht sagt ein deutscher Kunstrichter**) von ihm: „Ronsard darf in der Geschichte der französischen Dichtkunst nicht ganz übergangen werden; denn es ist unverkennbar, daß der große Corneille sich, in der

*) Auch andre Reden und Gedichte erschienen an diesem Tage. Je n'aurois jamais fait, sagt Binet im Leben Ronsards, si je voulois descrire par le menu les Oraisons funebres, les Eloges et vers qui furent ce jour sacrez à sa mémoire.

**) Fr. Schlegel Gesch. der alten und neuen Litteratur. 2 Th. S. 150.

Sprache besonders, noch einigermaßen an jene ältere Schule anschließt, wenigstens hie und da daran erinnert."

10. Augier Gaillard's vorhin von mir angeführte Aufschneiderei erinnert mich an die ganz ähnliche eines gelehrten Zeitgenossen Ronsard's, des Verfassers einer Ars bibendi, Vincentius Opsopous, der in seinen Anmerkungen zur Griechischen Anthologie*), bei Gelegenheit eines Epigrammes über die Trinkfeste Folgendes schreibt: Qua de re nos multa in libellis de Arte bibendi scripsimus, ob quorum editionem nimis praecipitem audio me a multis clam lapidari et flagellari. Sed haec non sunt curae Opsopoeo et Hippoclidi. Invideant et mordeant clanculum donec rumpantur. Nam si qua in illis libellis admissa sunt vitia, ea studiose et data opera admisimus, ut haberet illorum prava malignitas, qua famelicam invidiam aleret, quibus alias fame maledicentiae et malevolentiae esset contabescendum.

11. Der Père Garasse sagt in einem seiner Werke**) zum Troste Aller, denen das undankbare Publicum den Lohn des Beifalls für ihre Arbeiten versagt oder schmälert: „Jede rechtliche

*) Anthol. Gr. Lib. II. c. 47. p. 254. ed. Wechel.

**) Somme des vérités capitales de la réligion. P. II. p. 419.

Arbeit soll zufolge einer Wirkung der justice commutative entweder durch Lob oder durch Zufriedenheit des innern Bewußtseyns gelohnt werwerden. Schafft ein guter Kopf ein preiswürdiges Werk, so wird er mit vollem Rechte durch die Lobeserhebungen des Publicums belohnt; läßt es sich aber ein schwacher Kopf sauer werden, um eine untaugliche Arbeit zu Tage zu fördern, die folglich kein öffentliches Lob erhalten kann, so gibt ihm Gott, um seine Bemühung nicht ohne Lohn zu lassen, die persönliche Zufriedenheit des Bewußtseyns, die man ihm auch nicht ohne eine mehr als barbarische Grausamkeit beneiden und mißgönnen kann. Auf diese Weise gibt Gott, welcher gerecht ist, den Fröschen die Zufriedenheit mit ihrem Gesange."

12. Es ist nicht leicht zu begreifen, wie die Kritik zwischen der Gierusalemme liberata und dem Orlando furioso unentschieden hat seyn können. Wenn Tasso einen Lorbeerkranz auf dem Capitolio erhalten sollte, so mußte Ariosto einen Tempel in einem Lorbeerhaine bekommen. Was man von den Vorzügen des Planes sagt, bedeutet nicht viel; auch als Werk des Verstandes ist dieser Plan keineswegs fehlerfrei. Ueberdieß ist seine Sphäre beschränkt; aber in diesen Schranken bewegt er sich mit Anmuth, obgleich nicht immer ohne einige Pedanterei; während

Ariost die ganze Welt königlich beherrscht. Tasso wird nicht selten von einer Begierde beherrscht seinen Reichthum sehen zu lassen, und gewinnt dadurch bisweilen den Schein der Reichere zu seyn; Ariost aber ist reich, ohne den Schein des Reichthums zu suchen. Ariost ist Alles, was er seyn will, und was der Gegenstand fordert; ein Proteus an Gestalt, im innern Wesen aber stets sich gleich; ernst und rührend; mächtig und leichtfertig; stark und anmuthig; immer spielen die Strahlen seines Geistes auf der Oberfläche einer genialen Tiefe. Tasso ist oft prächtig, wo er erhaben, geziert, wo er zierlich, üppig, wo er reich scheinen will. Sein eigentliches Element ist Liebe und Religion, wozu er die schönsten Melodien in seiner Brust fand; Heldengröße und Kriegsmuth ist ihm nur angelernt. Uebrigens ist ein Volk glücklich zu preisen, das sich zweier Dichter von solcher Vortrefflichkeit zu rühmen hat.

13. Dem religiösen liebenden Gemüthe Tasso's ist der epische Stoff nur eine Veranlassung, die Gefühle, die sein Innres bewegen, auszusprechen. Außerdem zeigt sein Epos keinen großen Umfang der Phantasie. Seine anziehende Kraft liegt in dem Einzelnen, und in dem, Alles verbindenden prachtvollen Strome seiner edeln und gewählten Sprache. Tasso mit Homer, das befreite Jerusalem mit der Iliade vergleichen wollen, ist ein wohlgemeinter Irrthum des Patriotismus und

moderner Eitelkeit. Tasso's Gedicht gleicht einem üppigen Garten, wo Religion und Wollust überall anmuthige Erholungs-Plätze ausgeschmückt hat; die Iliade aber ist einem alten, ewigen Gebirge vergleichbar, das in seinem Schooße sonnige Thäler und schattige Haine hegt; eine aufgeregte Welt voll großer Bestrebungen, die sich in einem heitern Himmel wiederspiegelt. Und wenn in diesem nie veraltenden Werke der ununterbrochne Fortschritt der Handlung bis zum Ziele dem Glauben an das Ergebniß der trennenden und zerlegenden Kritik immer fort in den Weg treten wird; so wandelt dagegen den Leser des befreiten Jerusalems, bei aller Gewißheit von der Einheit seines Verfassers, bisweilen das Gefühl an, ein zusammengekittetes Werk, ein Mosaik kunstvoll vereinigter Erinnerungen vor sich zu haben.

14. Man hat ganz Recht gehabt, den Dichter des befreiten Jerusalems den Virgil Italiens zu nennen; was in mehr als einer Beziehung als wahr erscheint. Auch in Virgil wohnte kein Heldengeist, und was ihm doch im Heroischen gelungen ist, muß theils als Wiederschein des homerischen Gestirns, theils als Wirkung des Römersinnes betrachtet werden, der auch in dem entarteten Volke noch nicht erstorben war. Was ihn aber inniger bewegte, als Krieg und Schlacht, war die heitere Thätigkeit des Landlebens; zu diesem zog ihn seine Natur; um jene zu be-

singen, mußte er sich Gewalt anthun. Wie die eigenthümliche Schönheit von Virgils Gemüth in dem Gedichte vom Landbau, in der Aeneïs aber nur in einzelnen Episoden zu erkennen ist; so ist der wahre und eigenthümliche Torquato Tasso in den Gärten der Armida, in der Liebe Tancred's und Erminiens und in der Rettung Olints und Sofroniens zu suchen.

15. Die Schmähungen, mit denen beim Homer Achilles und Agamemnon gegen einander auftreten, sind, wie die Italiener sagen, Veilchen und Rosen gegen die Schmähworte der Helden beim Bojardo z. B. Orlandos und Rinaldo's im 27sten Buche des Orlando inamorato, oder im 28sten und an andern Stellen. Der Bemerkung würdig ist es auch wohl in einer Epopöe, daß Einer sein Hintertheil entblößt, um den Andern zu höhnen. In jenem unendlichen Gedichte hat die unerschrockene Marfisa den Räuber Brunello sechs Tage lang verfolgt, ohne ihn einholen zu können, ob sie ihm gleich bisweilen nah genug auf dem Nacken sitzt. Ihn aber, der das windschnelle Roß Sacripantes unter sich hat, kümmert das nicht (canto XL. 4):

E per mostrar di lei più poca cura,
La giupa sopra al capo rivoltava;
Poi s'alzava egli (intendetemi bene)
Mostrando il nudo sotto da le rene.

16. Nichts ist in dem Verliebten Roland er-

baulicher als der Bekehrungseifer der christlichen Ritter, und nichts rührender, als die Schnelligkeit, mit der dieses große Geschäfte vollbracht wird. Besonders glücklich ist Roland darinne. Nachdem er sich mit einem Saracenen einen ganzen Tag herumgeschlagen und ihm den Todesstreich versetzt hat, tauft er ihn unter Vergießung vieler Thränen, und macht ihn zum Christen. Mit etwas größerer Umständlichkeit verfährt er bei minder dringlichen Gelegenheiten. Durch Verrath der Dame Origilla ist er mit dem Saracenen Brandimarte in die Gewalt des Königs Monodante gekommen, und indem er mit jenem zusammen ist, der, ein tapfrer Degen, von Religion und Dogmatik wenig weiß, benutzt er die Gelegenheit, eine verlohrne Seele zu retten, und nachdem er ihm den Inhalt des Alten und des Neuen Testamentes erzählt hat, genießt er die Freude, den Saracenen so vollkommen bekehrt und so gläubig zu sehn, als er selbst ist (XLI. 13):

Prima narrogli il vecchio testamento,
E poi perche dio vuol, che quel si muta,
Gli narrò tutto il novo a compimento;
E tanto a quel parlar idio l'ajuta,
Che tornò Brandimarte a la sua fede,
E come Orlando drittamente crede.

17. Man hat neuerdings gewagt, den Orlando inamorato neben den Orlando furioso zu setzen. Die Italiener sind nicht dieser Mei-

nung, und ich glaube mit vollem Rechte. Bojardo ist ohne Zweifel ein begabter und reicher Geist; aber sein Reichthum artet oft in lästigen Ueberfluß aus. Einen großen Theil seines Werkes füllen Beschreibungen von Schlachten und Zweikämpfen, die durch ihre Länge, ihre Einförmigkeit und ihre häufige Wiederkehr ermüden. Das Wunderbare in ihm ist oft fratzenhaft; die Liebe ist bisweilen derb, und von der Zartheit, Tiefe und Anmuth, mit der Ariosto diese Leidenschaft in ihren mannigfaltigsten Erscheinungen zu behandeln weiß, findet sich wenig bei ihm.

18. Der geniale, so oft gebrauchte und gemißbrauchte Ausdruck zur Bezeichnung von etwas in seiner Art Einzigen, daß die Natur, die es geschaffen, die Form dazu zerbrochen habe, scheint von Ariost herzustammen, welcher von dem Sohne des Königs von Schottland Zerbino (cant. X. 84) sagt:

Non é un sì bello in tante altre persone:
Natura il fece, a poi ruppe la stampa.

19. Verachtung der Menge und des großen Haufens (i villani, la canaglia betitelt) ist der Helden-Poesie gewöhnlich, von Homer an, bei dem Odysseus die Häupter mit ehrenvoller Rede, das Volk mit Schlägen und Scheltworten in die Versammlung treibt; einen härtern Ausdruck aber dieser aristocratischen Gesinnung erinnere ich mich nicht irgendwo gefunden zu haben, als in dem

Roland Ariostos (canto XVI. 23). Hier wüthet, in den Mauern von Paris, Rodomonte unter dem Volke, und was Wolf und Tiger der schwachen Heerde thut,

Quivi il crudel pagan facea di quelle,
Non dirò squadre, non dirò falange,
Ma vulgo e popolazzo voglio dire,
Degno, prima che nasca, di morire.

20. Von der Brechung der Wörter am Ende der Verse, welche sich auch die classischen Dichter erlaubt haben, macht Ariosto an mehrern Stellen zu Gunsten des Reimes Gebrauch (XXVIII. 41. XLI. 32. XLIII. 105.), nirgend aber mit größerer Wirkung, als da, wo er den Tod Brandimarte's erzählt (XLII. 14.): Diesem ist, nach dem Todesstreiche, den er empfangen, nur noch so viel Kraft übrig, Gott um Verzeihung seiner Sünden zu bitten, und den Grafen, der über ihm weint, zu trösten:

E dirgli: Orlando, fa che ti ricordi
Di me nell' orazion tue grate a Dio;
Nè men ti raccomando la mia Fiordi...
Ma dir non potè, Ligi; e quì finío.

21. Höflichkeit ist eine freie Kunst und fordert, wie jede Kunst, ein gewisses Talent und richtigen Takt; Uebung ohne dieß. Zu den Zeiten unsrer Väter war sie eine Wissenschaft, die aus Complimentirbüchern, gleichsam als Grammatik und Syntaxis ornata des gesellschaftlichen

Lebens, mit nicht weniger Application als die lateinische Grammatik gelernt wurde, so wie man in derselben Zeit aus galanten Briefstellern Witz, Anmuth und Zärtlichkeit lernte. Da war, wie beim Schachspiel, Zug und Gegenzug, Rede und Gegenrede vorgeschrieben; wie in der Fechtschule folgte Stoß, Parade und Gegenstoß in abgemessner Ordnung; Alles mit der sorgfältigsten Rücksicht auf Zeit und Ort, Stand und Geschlecht. Es war in der That keine geringe Aufgabe, in einer gemischten Gesellschaft Alles, was nach den Begriffen jener Zeit zur Höflichkeit erfordert wurde, im Kopfe, auf den Lippen und in den Füßen zu haben, und sich vor Verstößen zu hüten, die von Kennern nicht leicht verziehen wurden. Für junge Leute war eine Hochzeit, ein Kindtaufschmaus oder ein anderes Gastmahl ein examen rigorosum, und wem es in der Praxis der gesellschaftlichen Diplomatik an Fertigkeit fehlte, für den war eine Festtafel eine Marterbank. Wohl war dabei eigentlich Keinem als denen, die durch Rang und Alter das Recht erworben hatten, sich Etwas herauszunehmen, das große Wort zu führen, laut zu lachen und aus großen Gläsern zu trinken. Schlimmer war das schöne Geschlecht daran, am schlimmsten die Unverheiratheten oder die Neuvermählten, die oft nicht wagten den Mund zu öffnen, weder zum Essen, noch zum Trinken, noch zum Spre-

chen, sondern, den schüchternen Blick auf Mutter und Tanten geheftet, sich in der Kunst übten, Langeweile mit steifem Anstande zu ertragen, zur rechten Zeit zu erröthen, und die derben Späße der alten Herrn gegenüber nicht zu verstehn. Von dem allen weiß die heutige überglückliche und doch nie zufriedne Welt nichts. Man trinkt nicht mehr auf die Gesundheit Andrer nach Stand und Rang, sondern nach Belieben gegen die eigne; man springt nicht mehr um die vornehmern Begleitern herum, um ihnen die rechte Hand zu lassen; man streitet sich nicht mehr im Zugwinde an der Hausthür um den Nachtritt; ja, man läßt Männer und Frauen nießen, so viel sie Lust haben, ohne sie durch einen Glückwunsch, ein Contentement! wie man damals sagte, oder eine symbolische Verbeugung zu stören. Während aber auf diese Weise die Emancipation von dem lästigen Joche des Ceremoniels große Fortschritte gemacht hat, und täglich macht, so daß wir ungestraft über den ängstlichen Rigorismus der Londoner großen Welt lachen dürfen, bleibt doch auch bei uns noch Manches zurück, was man nicht eben mit Unrecht entfernt wünschen möchte. Jedem Leser wird vielleicht etwas dieser Art einfallen; wir wollen hier aber nur an Eins erinnern, was uns eben zunächst liegt; und zwar, da wir wissen, wie viel kräftiger ein überseeisches Urtheil auf unsre lieben Landsleute wirkt als ein

heimisches, durch einen fremden Mund. In John Moorus Reisen, oder, wie das Buch eigentlich heißt, in seinen Blicken auf die Gesellschaft und Sitten von Frankreich, der Schweiz und Deutschland lesen wir folgende Bemerkung, der wir die vollkommenste Beistimmung geben: „Viele Leute in Deutschland haben Sammlungen von Naturseltenheiten, und ein Fremder kann ihnen seine Aufmerksamkeit nicht besser beweisen, als wenn er sie zu sehen verlangt [oder ihre Einladung dazu annimmt]. Diese Höflichkeit wäre eine ganz leichte und bequeme Sache, wenn der Fremde die Sammlung in Augenschein nehmen und gehen könnte, wenn er Lust hat; aber das Unglück ist, daß der Eigenthümer sich für verpflichtet hält, zugegen zu seyn, und dann die Geschichte von jedem Stück Erz, jeder Versteinerung und jedem Monstrum seiner Sammlung erzählt. Da diese Vorlesungen gratis gegeben werden, so glaubt er ein Recht zu haben, sie so lang auszuspinnen als er Lust hat; und auf diese Weise wird der Besuch einer Privatsammlung [auch mancher öffentlichen] eine ernsthaftere Sache, als manche Leute glauben mögen."

---

22. Die Italiener sagen mit einem artigen Wortspiele: traduttori traditori, und eine geistreiche Frau verglich die gewöhnlichen Uebersetzer mit Lakaien, die einen wohlgesetzten Gruß unge-

schickt und tölpisch ausrichten. Auf gleiche Weise sagt Henricus Stephanus in der Vorrede zu seiner höchst merkwürdigen Apologie pour Herodote, indem er von den Urtheilen spricht, die zu seiner Zeit über die Geschichtschreiber der Alten nach Uebersetzungen gefällt worden waren: „Diese Leute kommen mir vor wie Einer, der eine, ihrer Schönheit und blühenden Farbe wegen gepriesene Person auf dem Krankenlager sähe, und nun sagen wollte: Ich glaube, daß der Ruf der Schönheit dieser Person falsch ist, vorzüglich was man von ihrer schönen Gesichtsfarbe sagt. — Schriftsteller, die sich in Griechenland sehr wohl befinden und die blühendste Farbe haben, erscheinen in Frankreich, Italien, Spanien und andern Ländern durch die schlechte Behandlung, die sie unterwegs erfahren haben, krank und entstellt; ich meine, daß mehrere Autoren, vornemlich Griechische, die in ihrer Muttersprache für Jeden, der diese hinlänglich kennt, die größte Anmuth haben, und nicht blos das Ohr, sondern auch den Geist befriedigen, im Französischen, Italienischen, Spanischen so hölzern (si pietrement) übersetzt sind, daß, wer ihre Schriften im Original und in der Uebersetzung ließt, einen solchen Unterschied zwischen beiden finden muß, wie Jener, der dieselbe Person bei guter Gesundheit und dann nach einer langen Krankheit sieht, wenn sie den Athem aufgeben will. Und woraus entspringt dieses Uebel? Daraus, daß die, welche in ihre Landessprache

übersetzt haben, Uebersetzer von Uebersetzern sind, und weil sie kein Griechisch verstanden, nicht blos die sämmtlichen Fehler der lateinischen Uebersetzer beibehalten haben, sondern, weil sie auch jene oft nicht verstanden, in viele andere, noch weit plumpere und häßlichere Fehler gefallen sind. Beispiele hievon habe ich in meinem Thucydides gegeben; wo ich gezeigt habe, wie Laurentius Valla gerathen hat, was Thucydides hat sagen wollen, und wie sein französischer Uebersetzer Claude de Seyssel seiner Seits gerathen hat, was Laurentius Valla hat sagen wollen, und daß dieser eben so schlecht beim Thucydides, als jener beim Valla gerathen hat."

23. Harwood (View of the various editions of the Greeck and Roman classics) rühmt von einer Ausgabe des Aeschylus (Glasgow. 1746. 12.), daß er, bei viermaligem Durchlesen, nur etwa zehn Ungenauigkeiten von einiger Bedeutung darinne entdeckt habe (I have only discovered about ten inaccuracies of any moment). Diese Worte gibt Pinelli (in der Uebersetzung. Venezia. 1780. 8.) so: nella quale io stesso ho scoperto più di dieci errori in un solo momento. „ich selbst habe darinne mehr als 10 Irrthümer in Einem Augenblicke entdeckt."

24. Die Uebersetzung eines Dichters in Prosa gleicht einem Schmetterlinge, dem man die Flügel ausgerissen hat. Aber auch die besten poetischen

Uebersetzungen verhalten sich zu dem Originale wie eine Libelle im Schatten zu einer Libelle im Sonnenscheine.

25. In Mitfords Geschichte von Griechenland (Th. 6. S. 552. der Uebers.) lesen wir vom Isadas, der nackt und nur mit dem Schwerde bewaffnet, den Angriff der Thebaner auf Sparta zu vereiteln geholfen hatte: „Sein Verdienst wurde mit der Ehre belohnt, daß er öffentlich von den Ephoren gekrönt wurde; und weil seine That so einzig in ihrer Art war, so erhielt er noch ein Geschenk von tausend Drachmen.“ Die gemeine Zugabe eines Geldgeschenkes zu der Ehre der öffentlichen Krönung, die, wenn sie Statt gefunden hätte, dem edeln Jünglinge eine Demüthigung gewesen wäre, muß Jeden in Verwunderung setzen, der in hellenische Gesinnung eingeweiht ist. Bei näherer Betrachtung aber wendet sich die Verwunderung auf den modernen Geschichtschreiber, der so unglücklich oder so ungeschickt war, durch ein schmähliches Mißverstehn die Quelle zu trüben, aus der jene Erzählung geschöpft ist. Plutarch, der, wenn wir ihn recht kennen, einen so erniedrigenden Umstand entweder gar nicht, oder mit entschiedner Mißbilligung erwähnt haben würde, sagt, nachdem er die That des Isadas erzählt hat*): „Deswegen krönten ihn, wie erzählt wird,

*) Vit. Agesilai c. 34. *ἐπὶ τούτῳ δὲ λέγεται τοὺς ἐφόρους στεφανώσαντας αὐτὸν εἶτα χιλίων*

die Ephoren, legten ihm dann aber eine Buße von tausend Drachmen auf, weil er gewagt hatte, sich ohne Waffen in die Gefahr zu begeben."

26. In den Approbationibus Superiorum zu Gorii Inscriptiones Antiqq. Tom. II. fin. findet sich folgendes merkwürdige Zeugniß: Egregium hoc opus — attente legi — et cum nihil contineat vel catholicae fidei obnoxium, vel pravis moribus adversum, praelo dignum censeo. Der Verfasser dieser Zeilen, Lucas Jos. Cerrachini, war Academicus Florent. und S. Theologiae Doctor.

27. Von einem häßlichen Frauenzimmer, das vortrefflich sprach, sagte Guillaume des Autels, ein Dichter des 15ten Jahrhunderts:

ton parler coule disertement,
mais ta beauté fait un lourd Solécisme*).

28. In den Werken eines Dichters derselben Zeit, Jean Lemaire, findet sich eine Epître del' Amant vert an die Prinzessin Margaretha von Oesterreich, in welcher sich der Liebhaber großer Freiheiten rühmt; unter andern:

δραχμῶν ἐπιβαλεῖν ζημίαν, ὅτι χωρὶς ὅπλων διακινδυνεύειν ἐτόλμησεν.

*) Man kennt Martial's Epigramm auf eine gelehrte Frau (XI. 20.): Quaeris, cur nolim te ducere, Galla? diserta es: saepe soloecismum mentula nostra facit.

ai vû tes parfaites beautés
et ton gent corps plus poli que fin ambre
Le vis trop plus qu' autre varlet de chambre.

In einer Notiz, die der Abbé Goujet in der Bibliothèque françoise Vol. X. p. 83. von Lemaire ertheilt, nimmt jener von dieser Epistel Veranlassung, die Sitten der Zeit zu rühmen, in der Prinzessinnen, ohne Nachtheil ihres Rufes, solche Liebhaber haben durften. Nun war aber dieser Liebhaber kein andrer als ein grüner Papagei, den der Erzherzog Sigismund seiner Nichte, der Prinzessin Marie von Burgund, der Mutter der Margarethe, geschenkt hatte. Der Irrthum war lustig genug; dem Irrenden aber gereicht es zur Ehre, daß er ihn eingestand und zurücknahm.

29. Diejenigen, die aus Trägheit alle Irrthümer und Vorurtheile, die sie von Kinderfrauen und Schulmeistern eingesogen haben, ungeprüft und unberichtigt mit in das Grab nehmen, deren nicht wenige sind, gleichen jenem Maryandiner, der, um nicht die Mühe des Kauens zu haben, bis in sein Alter aus dem Munde seiner Amme aß*).

30. Jacob Manlius erzählt**) von zwei Bauern, die im Anfange der Reformation nahe bei Coburg zusammentrafen. Beide waren be-

*) Athenae. XII. p. 530. C.
**) Locor. Commun. Collect. p. 315.

trunken. Welches Glaubens bist Du? fragte der Eine. Ich glaube an Luther; war die Antwort. Und ich an Martin; sagte der Andre. Beide erzürnten sich gegen einander, und von Worten kam es zu Schlägen. — Wie viele gelehrte Händel haben gleichen Anfang, Mittel und Ende gehabt! Zuerst der Rausch der Eigenliebe und Eitelkeit; dann Mißverständniß und Streit um Worte; endlich gegenseitige Mißhandlung!

31. Der Ausspruch des Stoikers Chrysippus, daß Wettläufer alle ihre Kraft aufbieten müssen, um den Preis zu gewinnen, nicht aber ihre Mitbewerber aufhalten oder ihnen ein Bein stellen dürfen, gilt von den Wettläufen der Gelehrten um desto mehr, da hier nicht ein eitler Kranz, auch nicht der Vorzug einer einzelnen Fertigkeit, sondern das Ganze der Gesinnung und innern Bildung in Betracht kömmt.

32. Indem Plinius (Hist. Nat. II. 5.) von der Mehrheit der Götter spricht, sagt er: Fragilis et laboriosa mortalitas in partes ista digessit, infirmitatis suae memor, ut portionibus coleret quisque quo maxime indigeret. Dieses kann auch auf die Wissenschaften, und namentlich auf die Alterthumswissenschaft angewendet werden. Auch sie fordert in Rücksicht auf unsre Schwachheit mannichfaltige Theilung; wie aber der fromme Heide bei der Verehrung der einzelnen Kräfte der Gottheit immer doch an die

göttliche Macht überhaupt und die Ganzheit derselben denkt, so muß auch der Gelehrte, indem er sich mit dem Einzelnen beschäftigt, immer das Ganze in den Augen behalten. Wird dieses unterlassen, so ist dort der armseligste Aberglaube, hier eine kleinliche Pedanterei die unvermeidliche Folge.

33. In einem Auszuge aus Friedrich August Wolfs von Körte herausgegebnen Leben in den Wiener Jahrbüchern (1835. LXX Band S. 140), der mir so eben in die Hände kommt, lese ich Folgendes: „Durch Heynen's sogenannte Gunst wurde ihm (1779)eine Lehrerstelle an dem königl. Pädagogium in Ilefeld angetragen, wodurch Heyne den selbstständigen, unternehmenden Mann von Göttingen entfernen wollte."

Es hat mich geschmerzt, eine solche Aeußerung in einer so achtungswerthen Zeitschrift zu lesen, und ich scheue mich nicht zu sagen, daß sie den größten Tadel verdient. Frei und unbeschränkt mag das Urtheil der Kritik über Thaten und Schriften walten, die der Welt vor Augen liegen; aber über die innre Gesinnung, über die sittlichen Beweggründe, über Gedanken, die der, so sie hegt, keinem Andern vertraut, ja, die er nicht einmal sich selbst gesteht, hierüber ungünstig zu urtheilen, und einer Handlung, welche die beste und unschuldigste Absicht gehabt haben kann, die schlechteste

unterzuschieben, dieses kann vor dem Richterstuhle der Moral auf keine Weise gerechtfertigt werden.

Und die dort gegen Heyne ausgesprochne Beschuldigung wodurch wird sie begründet? Durch nichts in der Welt. Ja sie hat nicht einmal einen Schatten von Wahrscheinlichkeit.

Zu der Zeit, in welcher Heyne den jungen Wolf nach Ilefeld beförderte, stand sein Ruhm noch unverletzt; sein Name wurde in allen Theilen von Europa mit Achtung genannt; jede seiner Schriften mit Beifall gekrönt, überall an sein Urtheil appellirt, und jede seiner Vorlesungen fleißig besucht. Kein Nebenbuhler stand ihm im Wege, und verdunkelte seinen Ruhm *). Der selbstständige

---

*) Gerade in dem Jahre, in welchem H. aus Besorgniß für seinen Ruhm Wolfen befördert haben soll, widmete Gedike seine Uebersetzung der Pythischen Siegeshymnen (Berlin u. Leipzig. 1779) „dem Priester der grajischen Muse, der ihn, den Bebenden, zum Tempel der Göttin gewinkt habe" und fordert ihn auf, „wenn er falsche Bahnen durcheile, ihn zu warnen." In gleichem Sinne spricht er in der Vorrede zu den Olymp. Hymnen von ihm, wo er ihn „den Lichtschaffer" nennt; und nicht Anders wenige Jahre vorher (1774) Johann Gottl. Schneider in dem Versuche über Pindars Leben und Schriften, „vergeblich Worte suchend, um des Lehrers Verdienst und seine eigne Dankbarkeit gebührend auszusprechen." Nichts aber kann vielleicht besser bezeugen, wie hoch zu jener Zeit Heynens Ruhm stand, als die Inschrift, mit der ihm Chr. Gottfried Schütz (1782) seine Ausgabe des Aeschylus widmete, in

unternehmende Mann aber, den er eine Lehrerstelle in Ilefeld antrug (der Antrag wurde dankbar ergriffen), um ihn, wie es dort heißt, aus seiner Nähe zu entfernen, stand damals im zwanzigsten Jahre seines Lebens, und hatte noch keinen einzigen öffentlichen Schritt auf der Bahn gethan, die er später mit so vielem Ruhme betrat. Wolf selbst dachte, damals wenigstens, so niedrig von seinem Beförderer nicht. Als er vier Jahre nachher, in gänzlicher Unabhängigkeit, und als Professor der Beredsamkeit zu Halle wahrhaft selbstständig, durch eine Ausgabe der Theogonie seinen Namen bekannt machte, begleitete er die ihm von Heyne, auf seinen Wunsch mitgetheilten Bemerkungen mit einer Note (p. 143), in der er ihn praeceptorem quondam suum nennt, mit dem Zusatze: qui oculis meis mihi carior est, und einem Ausdrucke der Freude über die von ihm empfangene symbolam, multa habentem ad melius vel intelligendum vel emendandum carmen. Auch in der Vorrede heißt ihm Heyne, neben Ruhnkenius ein stator et vindex litterarum, und von beiden Männern wird

---

welcher ihm (dem Litteratori philosopho) beigelegt wird, „zuerst unter den Deutschen in der Auslegung der alten Dichter Grazien und Musen in liebenswürdigem Bande vereinigt, den ganzen Umfang der Künste mehr als irgend ein andrer umfaßt, und durch sein Ansehn und seine Gelehrsamkeit erleuchtet zu haben" u. s. w.

gerühmt, eorum sollertiae plus debere Hesiodum quam plerisque omnibus, qui ejus carmina sibi ex industria edenda et illustranda sumserint*).

Nun erinnere ich mich sehr wohl, vor vielen Jahren von einem Freunde Wolf's gehört zu haben, daß seine frühere Gesinnung in Beziehung auf den Göttinger Lehrer durch einen Brief umgestimmt worden sey, den Heyne, als es sich um Besetzung der hallischen Professur handelte, an den Minister von Zedlitz geschrieben habe. Auch das wurde hinzu gesetzt, jener Brief sey Wolfen von dem Minister mitgetheilt worden. Diese Erzählung enthält nichts Unglaubliches. Es ist vollkommen wahrscheinlich, daß Zedlitz das Urtheil des Mannes, welcher damals in der gelehrten Welt das größte Ansehn genoß, über Wolf, der sich seinen Schüler nannte, eingeholt habe; und daß dieses Urtheil nichts weniger als nachtheilig war, kann aus dem Erfolge geschlossen werden. Es ist aber auch eben so wahrscheinlich, daß dem günstigen Urtheile Eines und das Andre beigefügt war, was Wolf's Eigenliebe, als er es später, bei befestigter Stellung, zu Gesichte bekam, verletzte; und Niemand, der das, was Wolf von sich selbst erzählt, gelesen

*) Hiermit kann auch das in der Einleitung zu dem Commentare p. 53. der Heynischen Commentatio de Theogonia ab Hesiodo condita ertheilte Lob verglichen werden.

hat, wird sich im Mindesten wundern, daß Heyne an dem Geist- und Kenntniß-vollen Jünglinge nicht Alles zu loben fand. Daß er dieses dem Minister nicht verschwieg, wer möchte es tadeln? daß aber dieser die vertrauliche Mittheilung an Wolf verrieth, wer könnte es billigen?

In dem langen Zeitraume so vieler Jahre, während denen ich mit Heyne in Verbindung gewesen bin, bei den Geschäften, die ich in seinem Auftrage besorgte, bei den zahllosen Gefälligkeiten, die der vielbeschäftigte Mann mir mit der größten Bereitwilligkeit erzeigte, hab' ich ihn jederzeit wahrhaft, uneigennützig und edel gefunden; offen in seinem Urtheile und von Ränken fern. In einem seiner Briefe schreibt er: „Ich habe mir zum Gesetze gemacht, bei Empfehlungen nur meinem Gewissen zu folgen, und Keinen zu empfehlen, wer es auch sey, und wenn er mein Bruder wäre, von dem ich nicht die Ueberzeugung hege, daß er für die Stelle paßt." Mit dieser Gesinnung scheint er auch sein Urtheil über Wolf abgegeben zu haben. In den zahlreichen Briefen, die ich von ihm besitze, wird dieser nicht oft erwähnt. Einmal schreibt er: „Ich höre aus Briefen von Halle, daß mich Wolf bisweilen in seinen Collegien züchtigt." Auch Voß wird, wenn ich mich recht erinnere, nur Einmal, im Jahr 91, mit den Worten erwähnt: „Herr Voß höre ich hat mir gute Lehren gegeben, wie ich es mit dem Homer anfangen

soll. Wenn ich einmal das Buch und Zeit habe, will ich ihm gehorsamen." Es wird hier nicht an der unrechten Stelle seyn, wenn ich bemerke, daß in seinen Briefen an mich auch nicht ein Wort enthalten ist, das Vossens so oft und mit so großer Zuversicht ausgesprochne Anklage, das seinen alten, festgewurzelten Wahn einer Verschwörung der sogenannten heynischen Schule gegen ihn auch nur im geringsten begünstigte. Es war Heynen nicht unbekannt, daß ich in mehrern Perioden meines Lebens mit namhaften litterarischen Zeitschriften in Verbindung stand; nie aber hat er auch nur von Fern angedeutet, daß er Etwas von mir, entweder für sich oder gegen Voß, erwarte; nie habe ich auch von selbst eine seiner Schriften, oder die Schrift eines seiner Gegner irgendwo beurtheilt, und dennoch hat er mir nie, dieser Enthaltung wegen, weniger Liebe bewiesen, als wenn ich, mit Ueberschätzung meiner Kräfte und meines Berufes, die Waffen für ihn ergriffen hätte. Ich habe alle Ursache zu glauben, daß Heyne gegen andre seiner Schüler dasselbe Verfahren beobachtet, daß er keinen einzigen für seine Sache aufgeregt, oder daß er auch nur das Stillschweigen veranlaßt habe, das Voß für ein untrügliches Symptom der von ihm geträumten Verschwörung hielt. Wenn Heyne für das Haupt einer Schule galt, so verdankte er dieß seinem Verdienste; Haupt einer Partei ist er nie gewesen,

und hat nie gesucht es zu seyn. Auf der andern Seite sind seine Gegner wohl kaum frei zu sprechen von dem Bestreben, das Verdienst des Mannes in Schatten zu stellen, den Europa ehrte. Während sie selbst der erwünschtesten Mussegenossen, um ihre Forschungen ungestört zu verfolgen, versäumten sie keine Gelegenheit, ihm, der vor allen Dingen den Pflichten seines Amtes lebte, und nie diesen, wohl aber der Erholung die zerrissenen Stunden abgewann, die er auf schriftstellerische Arbeiten wendete, jede, auch die geringste Uebereilung vorzurücken, und, mit Verkennung unleugbarer Verdienste, jeglichen Irrthum des Gedächtnisses, jeden kleinen Widerspruch ohne Schonung, und meist mit Hohn aufzudecken. Ja, sie warfen ihm vor, daß er den Streit mit ihnen, seinen erbitterten Feinden, vermied; einen Streit, wozu ihm, wenn auch sonst nichts, doch gewiß die Musse fehlte. Der umherstehenden müßigen Menge wäre das Schauspiel eines solchen Kampfes vielleicht erwünscht und ergötzlich gewesen; wir aber danken es dem ernsten Manne, daß er, wie auch immer gereizt, seinen Unmuth niederkämpfte, und der Würde der Wissenschaft, die er nie vergaß, auch dieses Opfer brachte. Mit Freuden stimmen wir daher in das Urtheil eines Mannes ein, der nicht sein Schüler war, ihn persönlich nicht gekannt, keine Verpflichtung gegen ihn gehabt, nie etwas Gutes von ihm empfangen hat; der nur

den gelehrten Mann, den treuen, gemüthvollen Dolmetscher der Alten und den Priester der Wahrheit in ihm ehrte, wenn er an Heynens Manen sich wendend sagt: quum difficile sit, una in re excellere, non possum satis admirari vim prope divinam ingenii Tui, quo tot tantasque res ita amplexus fueris, ut, quae multis satis esset laus ad nominis aeternitatem, ea conjuncta in Te uno reperiretur. Quare vix invenio, cujus exemplum aeque ac Tuum commendare possim ad aemulandum juventuti harum literarum studiosae:

sub Te tolerare magistro
Musarum grave discat opus; Tua cernere facta
Adsuescat, primis et Te miretur ab annis*).

*) Philipp Wagner in Praefatione ad editionem quartam Operum Virgilii. Vol. I. p. XXV. s.

Verbesserungen.

Seite 3. Zeile 9. denn vor st. denn von.
— 21. — 14. dergleichen st. der=gleichen.
— 41. — 13. ea st. eae.
— 43. — 11. lehrreich st. lerreich.
— 44. — 6. μειλιχίην st. μειλικίην.
— 49. — 7. τιμῇ st. τιμη.
— 50. — 10. πλησίον st. πλεσίον.
— 66. — 9. von unten. die= ist zu löschen.
— 121. — 8. fassen st. sassen.
— 127. — 5. Eunoë st. Eunon.
— 138. — 6. von unten: ἐπισκήπτει statt ἐπειςκύπτει. st. ἐπεισκίπτει statt ἐπισκήπτει.
— 153. — 1. Pausanias st. Pausanius.
— 162. — 8. von unten Hermotimus st. Hormotimus.
— 164. — 3. δρέπανον st. τρέπανον.
— 169. — 12. fürwahr st. führwahr.
— 186. — 2. v. unt. sind die Worte und des Landes zu tilgen.
— 207. — 7. v. u. Knowledge st. Knwledge.
— — — 6. v. u. reasonless st. reasonlest.
— 211. — 6. in ein st. in eine.
— 221. — 5. daß man st. das man.
— 272. — 3. erwägt st. erträgt.
— 310. — 14. Seiten st. Zeiten.

Seite 312.	Zeile	8.	muß mir hier st. muß hier.
— 339.	—	2.	v. u. denkbare st. dankbare.
— 389.	—	6.	Puisq' st. Pisq'.
— 471.	—	13.	écrites st. éctites.
— 478.	—	8.	sehnsüchtigem st. sehnsüchtigen.
— 484.	—	2.	v. u. Seltenheiten st. Seltenheit.
— 541.	—	3.	nach rite offert ist ein Strich und vor den folgenden Absatz die Ziffer 9 zu setzen.

